…ungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek,**

**Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.**

Moderne

# Romane des Auslandes

in guten Uebersetzungen.

**Band 100.**

## Der Ball der Schlachtopfer

von

**Ponson du Terrail.**

In drei Bänden.

# Der Ball der Schlachtopfer.

Roman

von

**Ponson du Terrail.**

Aus dem Französischen

von

**J. N. Heynrichs.**



**Dritter Band.**

**Berlin, 1868.**

Verlag von Otto Janke.

# Die Blumenhändlerin vom Tivoli.

## Erstes Capitel.

Der Brigade-Chef Solérol hatte einen Diener oder vielmehr, um in der Sprache der Republikaner zu reden, einen Offizier Namens Publicola, der in den Tagen der Monarchie den Stand eines Kammerdieners inne gehabt hatte. Es gehörte eine Frechheit ohne Grenzen, eine sich jeder Beschreibung entziehende Eitelkeit dazu, sich den Namen eines der tugendhaftesten Bürger des alten Roms beizulegen mit einem solchen Mardergesichte, einer solchen Galgenphysiognomie, einem solchen, dem Blick jedes Menschen ausweichenden Auge, wie dieser Elende besaß und welche das getreue Abbild seiner Denkungsart und seines Charakters waren. Publicola war in jeder Beziehung der würdige Diener eines Solérol, und die Art und Weise, wie sie sich am Fuße des Schaffots der Königin Marie Antoinette kennen lernten, ist charakteristisch für Beide.

Solérol hatte die das Schaffot umzingelnde bewaffnete Macht commandirt und Publicola in seinem keine Grenzen kennenden Bürgersinn sich durch die Reihen der Soldaten bis in die nächste Nähe des Schaffots gedrängt, um in das daselbst vergossene edle Blut zu speien. Diese Heldenthat enthusiasmirte den großen Bürger Solérol dergestalt, daß er den ehemaligen Kammerdiener, der, trotzdem er ein Mann der Freiheit war, doch wieder einen Dienst suchte, sofort an seine Person fesselte.

Publicola war, wenn dies überhaupt noch möglich

war, der böse Geist des Generals geworden. Seitdem der Letztere durch die Ereignisse des Thermidor bei Seite geschoben worden war und sich auf die Güter seiner Frau zurückgezogen hatte, verband Publicola mit seinen übrigen Functionen auch noch die eines Spions. Jeden Abend stattete er dem General umständlich Bericht ab von Allem, was Madame Solérol im Laufe des Tages gethan, und mehr als zwanzig Mal hatte er daran das Anerbieten geknüpft, seinem Herrn durch einen Pistolenschuß ein für alle Mal den Grafen Henri de Vernières aus dem Wege zu räumen. Solérol hatte diesen Vorschlag jedoch stets zurückgewiesen, weil er andere Pläne für die Zukunft hatte.

Gleich Publicola trugen auch die beiden Männer, die ihn in der verhängnißvollen Nacht, welche wir im ersten Theile geschildert, nach Schloß Saulages begleitet hatten, römische Namen, die gleichfalls die beißendste Ironie auf ihre Charaktere und Persönlichkeiten waren. Der jüngere, dessen Portrait wir bereits skizzirt haben, hieß, wie gleichfalls schon erwähnt, Scaevola; der ältere, von dem bis jetzt noch nichts berichtet worden, nannte sich Curtius. Er erinnerte in keinem Zuge an jenen römischen Patrioten, der sich in den Abgrund stürzte, um Rom zu retten, denn er war ein kleiner Greis, dessen weißes Haar keine Würde verrieth und keine Ehrfurcht einflößte, dessen Gesicht die niedrigsten Leidenschaften und eine teuflische Grausamkeit bekundete. Seines Gewerbes war Curtius Fleischer in Paris gewesen, der Geburt nach gehörte er demselben Landestheile wie Solérol an, indem sein Vater vor etwa vierzig Jahren Wildhüter in Saulages gewesen war und er selbst in Coulanges-sur-Yonne das Licht der Welt erblickt hatte. Auch Scaevola war Burgunder, Fouronne hatte die Ehre, seine Geburtsstätte zu sein und zugleich die traurige Pflicht gehabt, ihn mit sechszehn Jahren zu einer zehnjährigen Galeerenstrafe verurtheilen zu müssen. Der Ausbruch der Revolution und

seine Verurtheilung fielen zusammen; er eilte nach Paris, das stets der Zufluchtsort aller entlassenen und aller entsprungenen Bagno-Sträflinge ist, stellte sich als einen Märtyrer des Königthums dar und wurde Club-Redner. Dort lernte er Curtius kennen und Beide schlossen sich als Gesinnungsgenossen und Landsleute eng aneinander. Der Dritte in diesem schönen Seelenbunde war Solérol, dessen Bekanntschaft sie auf dem Revolutionsplatze machten, wo er sich alle Tage in seinen Mußestunden dem Vergnügen hingab, die Köpfe der Aristokraten in den Korb fallen zu sehen. Als Solérol Obrist geworden war und sich mit Helene von Vernières verheirathet hatte, gab er für den Augenblick wenigstens öffentlich den Umgang mit seinen beiden Freunden auf, denen er übrigens vermöge seines Einflusses bei Robespierre zu einträglichen Stellen verholfen hatte. Curtius ward Bureau-Chef im Kriegs-Ministerium, Scaevola erhielt eine bedeutende Stellung im Postwesen. Glücklicher als ihr Protector blieben Beide im Amte, als die Macht der Ereignisse den General in einen unfreiwilligen Ruhestand versetzte.

Scaevola benutzte seine Stellung, die Briefe zu unterschlagen, welche dem General hätten verderblich werden können; im Uebrigen geberdete er sich, da er sehr schlau war, als sei er ein unversöhnlicher Feind von Allem, was zum Schweife Robespierre's gehörte, wie man seit dem 9. Thermidor die Ueberbleibsel der Umgebung Robespierre's nannte. Dank dieser Tactik war er zur Polizei versetzt und jetzt von Barras in geheimer Mission nach Burgund gesandt worden, um daselbst im Vereine mit dem Capitain Victor Bernier für Unterdrückung der Brandstiftungen und Entdeckung der Uebelthäter zu wirken.

Scaevola war nach dem Orte seiner Bestimmung abgegangen, hatte aber, in Auxerres angekommen, statt sich mit dem Capitain Bernier in Einvernehmen zu setzen, den General Solérol aufgesucht, sich mit diesem verstän-

digt und eine Estaffette mit einem Bericht folgenden Inhalts an das Directorium nach Paris abgesandt:

„Die Brandstiftungen gehen von den Royalisten aus. Der muthmaßliche Anführer der Bande ist ein gewisser Graf Henri de Vernières, ein intimer Freund des Capitain Victor Bernier. Auf diesen ist also nicht zu rechnen.

„Nach eingezogenen Erkundigungen giebt es nur einen Mann, der im Stande ist, das Land von der Geißel der Brandstiftungen zu befreien und die immer größere Proportioneu annehmenden royalistischen Umtriebe aufzudecken.

„Es ist dies ein augenblicklich zur Disposition gestellter Brigade-General, Namens Solérol, der aus hiesiger Gegend gebürtig, sich hierher zurückgezogen hat und in seiner Stellung in der Lage sein dürfte, große Dienste zu leisten."

Auf diese Mittheilung hin verlieh Barras Solérol sofort wieder die Stellung eines activen Generals und übersandte ihm seine Ernennung zum Commandanten des Departements der Yonne und der Expedition in Burgund durch den Bureau-Vorsteher des Kriegs-Ministeriums, Curtius, der fortdauernd mit Solérol im geheimen Verkehr gestanden und ihm Rathschläge ertheilt hatte, welches Verhalten er beobachten müsse, um wieder zu Gnaden angenommen zu werden.

Curtius war am Abend angekommen und Scaevola hatte Solérol gerathen, den Capitain Victor Bernier noch nicht sogleich davon zu Kenntniß zu setzen, daß er jetzt von ihm Befehle zu empfangen habe, wozu sich der General um so lieber verstand, als ihm ein Wiederbegegnen mit Victor Bernier nicht gerade angenehm erschien.

Nachdem wir jetzt die Anwesenheit der Republikaner mit den römischen Namen im Schlosse Saulages erklärt haben, wollen wir ihnen in die ihnen angewiesenen Gemächer folgen.

„Geht leise," sagte Publicola, welcher die beiden Gäste des Generals den Corridor hinunterführte, „damit Euch die Bürgerin Solérol nicht hört; sie weiß nichts von Eurer Ankunft und man muß sich vor ihr in Acht nehmen."

„Wenn sie heute nichts davon weiß, wird sie morgen davon hören," antwortete Scaevola.

„Morgen werden aber, wie mich dünkt, die Sachen ganz anders stehen," bemerkte Publicola mit einem sehr bedeutsamen Augenblinzeln.

„Wieso weißt Du das? fragte Curtius.

„Ich habe Euer Gespräch gehört."

„Wann?"

„So eben."

„Du horchst also an den Thüren?"

„Das ist eine alte Gewohnheit, die ich in den Zeiten der Tyrannei angenommen habe," erklärte Publicola, indem er die Thür zu einem großen Saal öffnete, der durch zwei darin aufgestellte Betten zum Schlafzimmer umgewandelt war.

„Hier sollen wir also schlafen?" fragte Scaevola, indem er seinen Mantel auf das Bett warf.

„Aber zuvor möchte ich etwas trinken," fügte Curtius hinzu, „was denkt sich Solérol, daß er uns ohne Abendessen zu Bett schicken will?"

„Glücklicherweise bin ich noch da," versetzte Publicola.

„Willst Du uns ein Abendessen auftragen?"

„Gewiß!"

„Und guten Wein dazu?"

„Aristokraten-Wein!"

„Bravo."

„Der Wein des verstorbenen Grafen — ein wenigstens dreißig Jahr altes Fäßchen."

„Und was werden wir essen?"

„Eine Pastete, Bratwürste und kaltes Geflügel."

Damit öffnete Publicola abermals eine Thür und die beiden Römer erblickten einen kleinen Saal, in welchem ein lustiges Kaminfeuer brannte und in dessen Mitte eine wohlbesetzte Tafel mit drei Couverten stand.

„Drei Couverts," sagte Curtius, „wer speist denn noch mit uns?"

„Nun ich."

„Du, Publicola?"

„Gewiß."

Ein so fanatischer Republikaner Curtius auch immer sein mochte, schien es ihm, als hoher Staatsbeamter, doch nicht in der Ordnung, mit einem Bedienten an einem Tisch zu essen; aber Scaevola sagte:

„Alle Bürger sind gleich und wenn Publicola uns wirklich guten Wein verschafft, so ist es nur gerecht, daß er ihn auch mit uns trinkt."

„Aber wo ist denn der Wein?" fragte Curtius.

„Ich hole ihn sogleich, schneidet nur inzwischen die Pastete an."

Scaevola und Curtius setzten sich zu Tische. Publicola nahm ein Licht und ein Schlüsselbund und entfernte sich. Die Keller des Schlosses hatten zwei Eingänge, welche beide im Vestibül mündeten. Der eine, durch welchen Madame Solérol mit dem General hinabgestiegen, führte zu dem alten unterirdischen Gewölbe, der andere neueren Ursprungs und bescheidener, diente als Eingang zu dem eigentlichen Keller und zu diesem besaß Publicola als Vertrauter des Generals, die Schlüssel. Um zu dieser zweiten Thür zu gelangen, mußte er jedoch an der ersten vorüber und da war es ihm, als dringe aus der Tiefe des Gewölbes ein verworrenes Geräusch von Stimmen empor.

Er blieb stehen und lauschte, konnte aber nichts weiter hören. Publicola hatte Durst und konnte sich außerdem keiner besondern Tapferkeit rühmen. Es erschien ihm nicht nur gefährlich, sondern geradezu unsinnig, statt in

den Keller, wo er jeden Winkel kannte und wo der vorzüglichste Wein lagerte, in die ihm unbekannten Räume des alten Burgverließes hinabzusteigen und möglicherweise conspirirenden Royalisten in die Hände zu fallen. Er steckte daher den Schlüssel in die Kellerthür und öffnete sie.

Aber in dem Augenblick, wo er den Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzte, vernahm er einen heftigen Knall.

Derselbe rührte von dem ersten Pistolenschuß her, den Madame Solérol aufs Gerathewohl in der Finsterniß auf den General abgefeuert hatte und der in den gewölbten Räumen ein vielstimmiges Echo fand. Von Entsetzen gepackt, kehrte Publicola um und rief bleich und athemlos in das Zimmer stürzend, wo Curtius und Scaevola soeben ihre Abendmahlzeit begonnen hatten:

„Zur Hülfe! Zur Hülfe!

Die beiden Bürger sprangen auf und folgten Publicola, obgleich sie nichts gehört hatten. Am Eingang des Gewölbes blieb er stehen und rief:

„Hier ist es, hier!"

Gleichzeitig ließ sich ein zweiter Knall hören.

Es war der Schall des zweiten von Madame Solérol abgefeuerten Schusses, der dieses Mal sein Ziel getroffen hatte. Scaevola, dem es nicht an persönlichem Muth gebrach, stürzte in das Gewölbe hinunter, Curtius folgte ihm und nach einigem Zögern entschloß sich auch Publicola, das Wagniß zu unternehmen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Madame Solérol hatte nachdem sie ihr Pistol zum zweiten Male abgeschossen einen Schrei und einen Fluch gehört. Der General war getroffen.

„Blut und Donner!" heulte er; „ich sterbe, aber ich werde gerächt werden."

Erschreckt, entsetzt über die von ihr begangene That, wollte Madame Solérol das Gewölbe verlassen, die Finsterniß war jedoch so dicht, daß sie sich nicht zu orientiren

vermochte und statt zurück weiter vorwärts ging. Dabei stieß sie gegen Solérol, der sich am Boden wand.

Der Schuß war dem General in den Unterleib gedrungen und hatte ihm den Schenkel zerschmettert, sein Blut floß in Strömen, trotzdem besaß er noch die Kraft, sich auf einem Knie zu erheben und die junge Frau beim Arm zu ergreifen. Helene stieß einen Schrei aus.

„Canaille!" heulte der General, indem er sie bei beiden Füßen packte, „ich sterbe, aber Du stirbst mit mir, ich erwürge Dich."

Madame Solérol versuchte sich loszumachen, aber der General hatte eine Faust von Eisen und die arme Frau, deren physische Kraft der moralischen nicht gleichkam, wurde zu Boden geworfen. Es entspann sich jetzt ein entsetzlicher, furchtbarer Kampf zwischen dieser zarten, feinen Frau und diesem rohen Manne, den die Kräfte zu verlassen begannen.

Wie mit eisernen Schrauben klammerten sich seine Hände um Helenens Hals; sie stieß einen letzten Schrei der Todesangst aus und flüsterte einen Namen:

„Henri!"

„Du wirst ihn nicht wiedersehn," keuchte der General, der sich verblutete. „Er stirbt auf dem Schaffot." Er preßte seine Hände noch fester um ihren Hals. Helene war dem Ersticken nahe. Glücklicherweise tauchte jetzt am Eingang des Gewölbes ein Licht auf. Die junge Frau glaubte, es komme ihr Hülfe, machte eine letzte Anstrengung und entriß sich den kraftlos gewordenen Händen des Generals.

„Hülfe!" sagte sie mit erlöschender Stimme.

Ein Geräusch von Schritten und Stimmen ließ sich hören. Helene stürzte dem Lichtschein wie einem Hoffnungsstern entgegen; aber der auf dem Boden liegende General erkannte seine Freunde und rief:

„Scaevola!"

Die drei Männer beschleunigten ihre Schritte; Helene

flog auf sie zu, denn sie glaubte in ihrer Verwirrung in ihnen Diener des Schlosses zu sehen. Eine rohe Hand ergriff sie und hielt sie fest.

„Halt da, kleine Dame!" rief eine brutale Stimme.

Scaevola war es, der sich der jungen Frau bemächtigt hatte, während Curtius und Publicola weiter vordrangen und den vom Kampfe gänzlich erschöpften, im Blute schwimmenden General fanden.

„Halte sie fest! halte sie fest!" heulte der General, „sie hat mich ermordet."

Der Befehl war unnöthig; Scaevola hielt Helene bereits fest genug und sagte mit einer Art wilder Freude zu ihr:

„Ah, Aristokraten-Dirne, Du hast den General getödtet."

„Sie hat mich getödtet, Scaevola," fuhr Solérol fort zu schreien, „sie ist die Mitschuldige ihres Vetters Henri. Sie sind Brandstifter — tödte sie nicht — ich schicke sie aufs Schaffot."

Helene dachte nicht daran, sich zu wehren. Sie ließ sich ohne Sträuben die Hände binden und Publicola machte sich das boshafte Vergnügen, ihr zu sagen;

„Ich hoffe Dich jetzt nicht mehr bedienen zu brauchen, Bürgerin. Die Dienste, deren Du noch bedarfst, leistet Dir der Henker."

Curtius hatte den General ergriffen und auf seine Schultern geladen, dieser aber schien weit weniger an seinen Zustand, als an seine Rache zu denken, denn er wiederholte:

„Thue ihr kein Leid, Scaecola — sie soll gesund sein, wenn sie das Schaffot besteigt."

Stumm und theilnahmlos ließ Helene Alles über sich ergehen. Sie dachte an Henri, an Henri, den sie nicht retten gekonnt. Aber noch war die unterirdische Scene nicht beendet. In dem Augenblick, wo Scaevola sie die Kellertreppe hinauf schleifen wollte, erschien in der Thür

ein Mann, bei dessen Anblick er zurückwich. Ein Hoffnungsstrahl durchzuckte Helene.

„O retten Sie mich! Retten Sie mich aus den Händen dieser Bösewichter!“ rief sie.

Der Neuangekommene, der eine Jagdflinte in der Hand hielt, ging grade auf Scaevola los und dieser mußte durch sein Erscheinen so außer alle Fassung gebracht sein, daß er Madame Solérols Arm losließ.

„Es scheint, ich komme hier zur rechten Zeit,“ murmelte der Fremde.

## Zweites Capitel.

Kehren wir jetzt nach der Hütte des Köhlers Jacomet zurück, um zu erfahren, wer die neue Persönlichkeit war, welche die Vorsehung im entscheidenden Augenblicke der Madame Solérol zu Hülfe gesandt hatte.

Jacomet hatte bald nachdem Cadenet und Machefer sich entfernt, seine volle Besinnung wiedererlangt und sah verwundert bald Lucretia, bald den Capitain Victor Bernier an. Er erkannte in der ersteren die Tochter des Pachter Brulé, in letzterm den Offizier, den er mit Herrn Henri am Abend nach der Ravaudière gebracht hatte. Der Köhler hatte viel Blut verloren, seine Wunden waren jedoch, wie der heilkundige Cadenet sehr richtig erkannt hatte, durchaus nicht bedenklich, da die auf ihn abgeschossene Büchse nur mit Schrot geladen gewesen war. Ueberdies wußte die energische, halbwilde Natur des Köhlers den Schmerz zu bekämpfen und im Instinct der Gefahr eine große physische und moralische Kraft zu entwickeln. Er richtete sich auf, gerade als Lucretia wieder die Augen öffnete und sagte zu Victor:

„In dieser Nacht ist viel Unheil geschehen, mein Herr."

Bernier hatte Lucretia auf Myettes Bett in der anstoßenden Kammer gelegt, deren Thür weit offen stand, so daß man in der einen Stube genau hören und sehen konnte, was in der andern vorging. Jacomet schien dies nicht recht zu sein, denn er gab Myette ein Zeichen bei Lucretia zu bleiben und richtete auf Bernier einen so

dringenden Blick, daß dieser verstand, der Köhler habe ihm wichtige Eröffnungen zu machen. Er schloß deshalb die Kammerthür und setzte sich an das Bett des Verwundeten.

„Wer hat Dich denn so zugerichtet?" fragte er.

„Der kleine Wilddieb, den Sie heute Abend kennen lernten, hat seine Flinte auf mich abgeschossen."

„Der Bock?"

„Kein Anderer."

„Der Schelm! Wie hat sich denn das zugetragen?"

Jacomet erzählte, wie er den Bock bei der Betrachtung der Feuersbrunst überrascht und dieser ihn in einer Wildschlinge gefangen habe.

„Doch erzählen Sie mir etwas Näheres über das Feuer," fügte er hinzu. Sie —"

„Ich wäre beinahe lebendig verbrannt."

„Wer hat Sie gerettet?"

„Die Frau da drin," sagte Bernier auf die Kammer zeigend, in welcher sich Lucretia befand.

„Sie wissen, daß es Brulés Tochter ist?"

„Ich habe es soeben erst erfahren."

„Und wissen Sie, wer das Feuer angelegt hat?"

„Nein."

Bernier runzelte die Stirn als er dieses Wort aussprach und fügte in düsterm Tone hinzu:

„Aber ich fange an, es zu ahnen."

„Sie könnten sich irren."

„Das glaube ich nicht," sagte der Capitain.

„Und ich bin davon überzeugt."

„Nicht wahr, mein braver Mann, Du hast Herrn Henri sehr lieb?" sagte der Capitain.

„Ich ließe mein Leben für ihn."

„Dann begreife ich Deine Worte — aber ich weiß, woran ich mich zu halten habe."

„Mein Offizier, ich bin nur ein armer Köhler und verstehe mich nicht gut aufs Rathen," sagte Jacomet,

möchten Sie mir daher erzählen, was Ihnen auf der Ravaudière begegnet ist."

„Als das Feuer ausbrach befand ich mich in einem Zimmer eingeschlossen."

„Richtig."

„Ich schrie, ich rief, ich wollte das Fenster öffnen —"

„Das Fenster war von außen verrammelt, nicht so?"

„Gewiß."

„Man wollte Sie lebendig braten."

„O, ich glaube es wohl."

„Und wo war Herr Henri?"

„Er war nicht in seinem Zimmer."

„Ah."

„Er war ehe das Feuer ausbrach verschwunden."

„Und wissen Sie, wohin er gegangen war?"

„Nein."

„Aber, wie — wie denken Sie über dieses Verschwinden?"

„Ich denke," sagte Bernier mit plötzlich aufsteigendem Zorn, „daß er das Feuer angelegt hat."

Bernier erwartete, Jacomet werde diese Behauptung mit lebhaften Betheuerungen bekämpfen. Der Köhler blieb aber ganz ruhig und versetzte mit einem traurigen Lächeln:

„Sie haben ganz Recht, mein Herr, es ist sehr auffallend, daß Herr Henri gerade in dem Augenblicke aus seinem Zimmer verschwand, wo auf der Besitzung des Generals Feuer ausbrach."

„In der That, es ist mehr als auffallend."

„Um so mehr," fuhr Jacomet fort, „als Herr Henri ein Adliger, ein ci-devant und folglich Royalist ist und man allgemein behauptet, die Brandstiftungen gingen von den Royalisten aus, welche auf diese Weise dem Lande die republikanische Regierungsform zu verleiden suchten."

„Ganz richtig."

„Ferner gehört die heute Nacht abgebrannte Ravau-

dière dem General Solérol, der Herrn Henris Cousine, zu dessen großen Leidwesen geheirathet hat."

„Das weiß ich."

„Herr Henri muß demzufolge der Feind des Generals sein."

„Natürlich."

„Alles dies führt ganz naturgemäß zu dem Schlusse, daß Herr Henri dem General zu schaden sucht."

„Ich sehe, Du theilst meinen Argwohn," sagte Bernier traurig.

„Ich würde ihn theilen, wenn ich nicht wüßte, was Sie selbst wissen, Herr."

„Was soll das heißen?"

„Sie sagen, Herr Henri habe vor Ausbruch des Feuers die Ravaudière verlassen?"

„Ja."

„Und Sie wissen nicht, was aus ihm geworden ist?"

„Nein."

„Aber ich weiß es."

„Du?"

„Ja, mein Herr."

Bernier sah Jacomet erwartungsvoll an.

„Seit wie lange sind sie in Roches?" fuhr der Köhler fort.

„Seit acht Tagen."

„Haben Sie bemerkt, daß Herr Henri sich jede Nacht entfernte? —

„Ja."

„Wissen Sie, wohin er ging?"

„Nein."

„Nach Schloß Soulages zu seiner Cousine."

„Zu Madame Solérol?"

„Ja."

„Weißt Du das gewiß, Jacomet?"

„Ich würde es im Angesicht des Todes beschwören."

„Und Du glaubst, daß er auch in dieser Nacht —"

„Ich glaube es nicht, ich weiß es.“

Jacomet sprach mit dem Ausdruck der festesten Ueberzeugung.

„Wer soll denn nach Deiner Meinung das Feuer angelegt haben?“

„Ich bin bereit, es Ihnen zu sagen,“ antwortete Jacomet.

„Du weißt es also?“

„Ja, aber Sie müssen mir einen Schwur leisten.“

„Was für einen?“

„Schwören Sie mir, daß Sie nach den Beweisen, die ich Ihnen liefern will, Alles aufbieten wollen, um die Schuldigen zu bestrafen.“

„Ich schwöre es.“

Jacomet näherte seine Lippen dem Ohre des Capitains und flüsterte:

„Wir haben es mit zwei Hauptschuldigen zu thun.“

„Wirklich.“

„Der Eine ordnet das Verbrechen an, der Andere führt es aus.“

„Wer ist der Ausführende?“

„Brulé.“

„Der Pachter?“

„Ja.“

„Aber das ist unmöglich. Es ist ihm ja selbst Alles verbrannt, Vieh, Getreide, Mobiliar —“

„Er hat mehr als das Doppelte zur Entschädigung erhalten.“

„Und wen hältst Du für den Anstifter?“

Den General Solérol.“

Jetzt konnte Bernier einen Ausruf des Staunens und Zweifels nicht unterdrücken.

„Zu welchem Zwecke sollte er das Alles thun?“ fragte er.

„Mein Herr,“ sagte Jacomet mit so felsenfester Ueberzeugung, daß sie sich dem Capitain unwillkürlich mit-

theilte, „man klagt in diesem Augenblicke Herrn Henri ganz öffentlich an, die Ravaudière in Brand gesteckt zu haben. — Verstehen Sie?“

Bernier stieß einen Schrei aus. Dann sprang er auf und ergriff sein in der Ecke stehendes Gewehr.

„Die Bösewichter!“ rief er. „Aber sie sollen sich verrechnet haben! Noch bin ich da.“

Alles, selbst Lucretia vergessend, wollte er aus der Hütte stürzen, als sich die Kammerthür öffnete und Lucretia heraustrat; sie hatte Alles gehört.

Lucretia war todtenbleich und hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Sie warf einen flehenden Blick auf Bernier, faltete die Hände und flüsterte:

„Victor, im Namen des Himmels, retten Sie Herrn Henri, aber verderben Sie meinen Vater nicht!“

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Der Mann, welcher Madame Solérol als ein Retter erschien und den wilden Scaevola zittern machte, war kein Anderer, als der Capitain Victor Bernier.

Der junge Offizier war, ohne nach der brennenden Ravaudière zurückzukehren, direct nach Saulages gegangen, in der Hoffnung, dort Henri anzutreffen und constatiren zu können, daß derselbe sich während der Feuersbrunst in Saulages befunden habe, um auf diese Weise jede Anklage gegen ihn zu entkräften. Jacomet hatte ihm so genaue Anweisungen gegeben, welchen Weg er einzuschlagen habe und auf welche Weise er in's Schloß gelangen könne, daß Bernier sich mit der größten Leichtigkeit zurecht gefunden hatte. Durch die kleine Seitenthür, die Henri bei seiner schleunigen Flucht offen gelassen, trat er in's Vestibül in dem Augenblicke, wo Madame Solérol ihren zweiten Pistolenschuß abfeuerte, und war, geleitet von dem Knall und dem Hülferufen der jungen Frau, unmittelbar nach Curtius und Scaevola in das Gewölbe hinuntergestiegen. Bernier hatte Madame Solérol niemals gesehen, aber er kannte die Männer, in deren

Händen sie sich befand, und wußte, daß sie ein Schlachtopfer war.

„Wer sind Sie, Madame?" fragte er.

„Die Frau jenes Mannes," antwortete sie verzweiflungsvoll, indem sie auf Solérol deutete.

„Helene von Vernières, Madame Solérol," sagte der Capitain.

„Ja, mein Herr."

Vernier befreite die junge Frau aus Scaevola's Händen, indem er den Elenden verächtlich zurückstieß.

„Fürchten Sie nichts, Madame," sagte er dann, sich wieder zu Helene wendend, „ich bin der Capitain Vernier."

„Henri's Freund?" fragte sie.

„Ja, Madame."

„Sie werden ihn retten! Sie werden ihn retten!" rief sie. „Diese Elenden wollen ihn verderben," fügte sie, sich nach den drei Männern umwendend, hinzu.

Der General schlug trotz seiner Schmerzen ein höhnisches Gelächter auf und sagte: „Er ist ein Brandstifter und entgeht dem Schaffot nicht."

Victor hatte mit seinem Schützlinge das Gewölbe verlassen und war in's Vestibül gelangt, die Andern folgten ihm dahin und Publicola, der mehr todt, als lebendig war, setzte seine Lampe auf die Erde. Vernier stellte sich vor Madame Solérol, spannte den Hahn seiner Flinte und sagte zu Helene:

Kommen Sie, Madame, verlassen wir dieses Haus, Sie stehen unter meinem Schutz."

„Haltet sie fest, haltet sie fest!" heulte der General, den Curtius auf einen Stuhl gesetzt hatte.

„Wer sich beifallen läßt, uns zu folgen, ist des Todes," sagte Vernier.

Er nahm Madame Solérol am Arm, führte sie aus dem Hause und erreichte mit ihr die kleine Parkthür.

„Wo gehen wir hin?“ fragte sie.

„Nach Roches,“ antwortete Bernier. „Fürchten Sie nichts, ich weiß die Wahrheit.“

Der erste Strahl des jungen Tages sah das auf so seltsame Weise zusammengekommene Paar den Wald durchwandern.

---

## Drittes Capitel.

Die Nacht war kalt, der Schnee fror unter den Schritten der Gehenden.

Madame Solérol, die, als sie ihr Zimmer verlassen hatte, weit entfernt von dem Gedanken gewesen war, daß sie nicht dahin zurückkehren werde, war nur mit einem leichten Hauskleide bekleidet und hatte dünne Zeugschuhe an den Füßen. Der Capitain hing ihr seinen Mantel über und sagte:

„Wenn Sie müde sind, Madame, so trage ich Sie."

„Wo wollen wir hin?" fragte sie, immer noch aufgeregt.

„Wir wollen Henri aufsuchen."

„Er ist nicht in Roches, kann nicht dort sein."

„Wie so glauben Sie das, Madame."

„Es ist noch keine Stunde her, daß er mich verlassen hat, um nach der Ravaudière zurückzukehren, wo Sie geblieben waren."

„Wußte er, daß es dort brannte?"

„Wir sahen den Feuerschein vom Fenster meines Boudoirs aus und bei seiner genauen Bekanntschaft mit der Gegend war er keinen Augenblick in Zweifel, daß das Feuer auf der Ravaudière war; er eilte deshalb dahin zurück."

„Aber von der Ravaudière wird Henri doch nach Roches gehen," versetzte der Capitain.

„Ja — wenn — bis dahin —"

Sie stockte, die Angst raubte ihr die Sprache.
„Wenn bis dahin?" forschte der Capitain.
„Er nicht — verhaftet ist."
„Verhaftet?"
„Ja."
„Durch wen."
„Durch die Gensd'armen. Ach, Sie wissen nicht!" rief sie, „ich sehe es an Ihrem erstaunten Gesichte."
„Was soll ich wissen?"
„Daß mein Mann ein Nichtswürdiger ist."
„Das weiß ich," sagte Bernier mit Nachdruck.
„Und daß er Henri einen Fallstrick gelegt hat."
Madame Solérols Worte stimmten so genau mit den Eröffnungen, die Jacomet dem Capitain gemacht hatte, überein, daß dieser, hätte er überhaupt noch Zweifel gehegt, jetzt völlig davon zurückkommen mußte.
„Gehen wir denn nach der Ravaudière und überzeugen wir uns, was dort geschehen," sagte er.
Die Ravaudière lag nordwestlich von Roches an der andern Seite des kleinen Hügels, der sich in sanfter Abflachung bis an den Fuß des Felsens erstreckte, auf dem das von der Yonne bespülte Schloß erbaut war. Der Capitain und Madame Solérol, welche den südlich nach Roches führenden Fußpfad eingeschlagen hatten, kehrten deshalb um und nahmen als Leitstern den über dem Walde verbreiteten Feuerschein, mit dem jetzt die Röthe des anbrechenden Tages zu kämpfen begann. Plötzlich blieben Beide stehen.
Aus der Richtung von Roches her ertönte der Knall eines Pistolenschusses, dem ein zweiter folgte, bald darauf ließ sich ein regelmäßiges Peloton-Feuer vernehmen.
„Das ist in Roches!" rief Helene. „Man kämpft dort; kommen Sie, kommen Sie!"
„Der Capitain warf seine Flinte über die Schulter, nahm, um schneller fortzukommen, die junge Frau in die Arme und lief, daß ihm der Athem versagte. Das

Schießen dauerte fort. Am Saume des Waldes angelangt, stand er einen Augenblick still und überblickte mit erstauntem Auge das sich ihm darbietende Schauspiel. Schloß Roches war in eine Rauchwolke gehüllt, man hätte glauben können, es sei einer jener Nebel, wie sie häufig beim Anbruch des Tages aus dem Flusse aufsteigen, wäre die Wolke nicht von Sekunde zu Sekunde von einem röthlichen Blitze durchzuckt worden.

„Sie sehen, es findet ein Kampf statt!" rief Madame Solérol, „ein Kampf auf Leben und Tod."

Sie wand sich aus den Armen des jungen Mannes und eilte vorwärts. Bernier folgte ihr. Er mochte noch hundert Schritte vom Schlosse entfernt sein, als die ersten Sonnenstrahlen das Gewölk durchbrachen und die Soldaten beleuchteten, die sich anschickten, das Schloß nach den Regeln der Kriegskunst zu belagern.

„Ich errathe, was sich zugetragen hat," sagte Helene. „Henri ist verfolgt worden, er hat sich nach Roches geflüchtet und — "

„Das scheint ziemlich gewiß," antwortete der Capitain. „Sie wollen ihn fangen, lebend oder todt."

„Glücklicherweise kann ich durch ein Wort das Feuer sofort zum Schweigen bringen," fuhr Bernier fort. „Geben Sie mir Ihr Taschentuch."

Sie reichte es ihm, er befestigte das weiße Tuch an seiner Flinte und schwang dieselbe. Der das Detachement Soldaten commandirende Offizier bemerkte das Signal und gab Befehl, das Feuern einzustellen, gleichzeitig hörte man auch auf, aus den Fenstern des Schlosses Kugeln zu entsenden, so daß die Rauchwolke sich verzog. Victor Bernier ging auf die Soldaten zu und rief:

„Nieder mit den Waffen!"

Der commandirende Offizier näherte sich ihm und sah ihn erstaunt an.

„Mit welchem Rechte ertheilen Sie hier Befehle, mein Herr?"

„Ich bin der Capitain Bernier.“

Der Offizier, der nur Lieutenants-Rang hatte, verbeugte sich und machte die Honneurs.

„Ich werde Sie um einige Erklärungen bitten, mein Herr,“ fuhr Victor fort, „zuvor aber befehlen Sie Ihren Leuten, sich zurückzuziehen.“

„Herr Capitain, ich habe Befehl —“

„Von wem?“

„Von dem in Auxerre commandirenden Obersten.“

„Wie lautet dieser Befehl?“

„Wir sind hierher geschickt worden, um während der Nacht in einer Entfernung von einigen hundert Schritten vor einer Pachtung zu campiren, die eingeäschert werden sollte.“

Die Ravaudière?“

„Ganz recht.“

„Wie so wußten Sie?“

„Die Behörden waren benachrichtigt worden.“

„Weiter!“

„Sobald das Feuer aufging, eilten wir herbei.“

„Mich dünkt aber, der Pachthof sei ziemlich weit von hier entfernt,“ sagte Bernier.

„Wenigstens eine Meile.“

„Wie kommen Sie denn nun unter die Mauern dieses Schlosses?“

„Wir verfolgen den Anstifter der Mordbrennerbande, der sich da hinein geflüchtet hat.“

„Sind Sie dessen gewiß?“

Der Offizier deutete auf ein halbes Dutzend Leichen, welche bereits den Kampfplatz bedeckten, und sagte:

„Hier liegen die Beweise davon.“

„Und wie heißt dieser Anführer?“ fragte Bernier weiter.

„Er ist der Herr des Schlosses.“

„Mein Herr, Sie befinden sich im größten Irrthum!“ sagte der Capitain streng.

„O," versetzte der Lieutenant ungläubig.

„Ich befehle Ihnen, sich zurückzuziehen!"

Madame Solérol stand neben dem Capitain und winkte mit ihrem Taschentuche nach einem der Fenster des Schlosses, an welchem Henri sich zeigte.

„Ziehen Sie sich zurück!" wiederholte Victor.

„Mein Herr, Sie sagen mir, Sie wären der Capitain Bernier," versetzte der Offizier mit Festigkeit.

„Ja!"

„Sie sind mein Vorgesetzter, ich müßte Ihnen Gehorsam leisten, aber ich kann es nicht."

„Warum?"

„Weil ich die genauesten Instructionen habe!"

„Von wem?"

„Von dem in Auxerre commandirenden Obrist."

Bernier war Soldat und erkannte die volle Berechtigung dessen an, was der Offizier sagte.

„Ich habe eine von Barras, dem ersten Director der Republik, unterzeichnete Ordre bei mir," sagte er.

Der Lieutenant verbeugte sich.

„Sobald ich diese Ordre dem Obristen überreiche, wird er sich mir zur Disposition stellen."

„Das ist möglich," sagte der Offizier, „aber der Obrist ist nicht hier."

„Sie haben aber berittene Gendarmen hier."

„Ja."

„Fertigen Sie einen nach Auxerre ab."

„Das ist nicht nöthig, der Obrist hat mit einem Bataillon nach Courson rücken müssen; er ist in einer kleinen Stunde zu erreichen."

„Desto besser, so können wir in zwei Stunden die Antwort des Obristen haben."

„Inzwischen kann ich mich aber nicht zurückziehen."

„Lassen Sie Ihre Leute sich lagern, die Gewehre in Pyramiden zusammenstellen und warten wir."

„Es sei!“ sagte der Offizier, dem die Ruhe und das überlegene Wesen des Capitains imponirte.

Bernier knöpfte den Rock auf, zog seine Brieftasche hervor und nahm aus derselben einen Brief. Derselbe trug Barras' Unterschrift und lautete:

„Ordre an sämmtliche Behörden des Departements Yonne, sich dem Capitain Bernier zur Verfügung zu stellen.“

Bernier hielt dem Offizier das Papier unter die Augen und sagte:

„Sie sehen, meine Angaben sind richtig.“

Dann nahm er ein anderes Papier und schrieb mit Bleistift darauf:

„Der Capitain Bernier ersucht den Obrist, auf der Stelle zu ihm zu kommen.“

Barras' Brief und Bernier's Billet wurden einem der überlebenden Gendarmen eingehändigt, der damit in gestrecktem Galopp davonritt. Die Soldaten, ihre Anzahl belief sich ungefähr auf Fünfzig, umgaben das Schloß und bewachten die nach dem Wasser zugehende Seite. Bernier klopfte an die Thür des Schlosses, die sich für ihn und Madame Solérol öffnete.

Helene warf sich in Henri's Arme, während der Capitain sich zu der ihm mit einer Flinte in der Hand entgegentretenden Diana wandte und sagte:

„Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein, ich weiß Alles; die Sache wird sich bald aufklären!“

Die Thür war hinter den Beiden wieder verschlossen worden. Der Kampf hatte eine Stunde gedauert und die Belagerten dabei zwei Mann verloren, den alten Gärtner und den kleinen Stallburschen, der vor einer Stunde noch so fröhlich Fräulein Diana's Pferd geputzt hatte. Dagegen waren den Belagerern der Anführer der Gendarmen, zwei seiner Leute und sechs Soldaten der Infanterie getödtet worden. Cadenet kam auf Bernier zu und sagte:

„Nicht wahr, das ist auch wieder ein Streich des nichtswürdigen Solérol?“

Bernier sah ihn an und erbebte.

„Mir ist, als hätte ich Sie schon gesehen,“ sagte er.

„Möglich,“ versetzte Cadenet spöttisch.

„Bei Lucretia!“ rief Bernier, sich vor die Stirn schlagend.

„Sie irren sich,“ sagte Cadenet, „das war ich nicht, das war mein unglücklicher Bruder, den Sie guillotiniren ließen!“

„Cadenet!“ rief Bernier.

„Ja, ich selbst.“

„Und — Sie sind — hier?“

„Entschlossen, nicht lebend von hinnen zu gehen,“ antwortete Cadenet.

„Entweder Sie verlassen diesen Ort lebend und frei, oder ich sterbe mit Ihnen,“ entgegnete Bernier.

Da der Waffenstillstand bis zur Rückkehr der Gendarmen, also ungefähr zwei Stunden währen sollte, so glaubten Henri und seine Schwester, sich die Zeit nehmen zu dürfen, um mit Madame Solérol und Bernier ihre Erklärungen über die Ereignisse der Nacht auszutauschen. Henri lernte die Abscheulichkeit des Generals Solérol in ihrem ganzen Umfange kennen und belehrte seinerseits Bernier über das, was nach seiner Flucht aus der brennenden Ravaudière dort geschehen war.

„Sie kennen jetzt den wirklichen Anführer der Brandstifter, Madame,“ sagte der Capitain zu Helene.

„Er ist mein Mann,“ versetzte sie.

„Was soll ich thun?“

„Sofern Sie wirklich unbegrenzte Macht in Händen haben, mein Herr, handeln Sie, wie Ihr Gewissen Ihnen vorschreibt,“ antwortete sie.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden verstrichen. Bernier war auf den Thurm gestiegen und überblickte mit dem Fernrohr in der

Hand den Weg nach Courson. Endlich zeigte sich der Gendarm; aber er war nicht allein, zwei Reiter folgten ihm. Bernier zog die Augenbrauen zusammen. War das der Obrist, der seinem Befehle Folge leistete? Das Fernglas war sehr scharf. Plötzlich zuckte der Capitain zusammen; er erkannte in den beiden Reitern Scaevola und Curtius, die Freunde und Helfershelfer des Generals Solérol.

„Verrath!" murmelte der Capitain und verließ schleunig seinen Beobachtungsposten.

Der Gendarm überreichte dem die kleine Belagerungs-Armee commandirenden Offizier ein Papier, welches die Antwort auf das Billet des Capitain Bernier enthielt. Der Lieutenant las es und ging dann allein auf die Thür von Schloß Roches zu. Dieselbe öffnete sich und Bernier erschien auf der Schwelle.

„Capitain, Sie haben eine Ordre des Director Barras," sagte der Offizier.

„Sie haben sie gesehen."

„Der Director Barras hat diese Ordre widerrufen."

„Wie das?" fragte Bernier erstaunt.

Scaevola war dem Offizier gefolgt und sagte:

„Der General ist zum Commandanten des Departements ernannt."

Bernier stieß einen Ruf des Zornes aus.

„Und ich befehle Dir, Bürger Capitain, in seinem Namen," fuhr Scaevola fort, „augenblicklich dieses Nest der Rebellen, Verschwörer und Brandstifter zu verlassen."

„Bösewicht!" rief Bernier.

„Leistest Du Gehorsam und kommst mit uns, so wird unser Freund Curtius, der Bureau-Chef des Kriegs-Ministeriums ist, einen guten Bericht über Dich erstatten und Du wirst Commandant werden."

„Und wenn ich mich weigere?

„Nun, so wird dieses Schloß belagert und endlich genommen werden."

„Und dann?“

„Dann wird Alles erschossen, was sich darin findet.“

„Daran erkenne ich Dich, Lieferant der Guillotine!“ sagte Bernier. „Nun wohlan, hier ist meine Antwort!“

Er sprang zurück, schlug die Thür zu und schob den Riegel vor.

„Meine Freunde,“ sagte er, sich zu Henri, Cadenet und Machefer wendend, „da ich Sie nicht retten kann, werde ich mit Ihnen sterben.“

Scaevola und der Offizier waren zu den Soldaten zurückgekehrt.

„Allons,“ sagte Scaevola, „greift an und keine Gnade für die Leute da drin.“

„Die Mauern sind dick,“ bemerkte der Offizier.

„Wir lassen, wenn es sein muß, Kanonen von Auxerre kommen.“

Der Offizier schritt nochmals mit dem Degen in der Hand bis dicht an die Fenster des Schlosses und erließ die drei üblichen Aufforderungen zur Uebergabe. Die Antwort bestand in einer entschiedenen Weigerung.

„Feuer!“ commandirte der Offizier, indem er zu seinen Soldaten zurückkehrte.

„Bürger,“ sagte Scävola, „sind die Mauern durchbrochen, so wird Alles massacrirt, was sich dahinter befindet, ausgenommen Madame Solérol und ihr schöner Cousin.“

„Sollen diese geschont werden?“

„Ja, sie müssen lebend gefangen werden, es koste was es wolle.“

„Warum?“

„Weil der General es sich einmal in den Kopf gesetzt hat, daß sie guillotinirt werden sollen.“

Auf ein Zeichen des Offfziers begann das Schießen von Neuem und nach wenigen Minuten war Schloß Roches wieder in dichten Pulverdampf gehüllt.

## Viertes Capitel.

Man schickte sich von beiden Seiten zu einem wahrhaft verzweifelten Kampfe an. Die Bürger Curtius und Scävola hatten dem Offizier ihre Befehle gegeben, die sich ungefähr in Folgendem zusammenfassen ließen:

„Schicken Sie nach Courson und verlangen Sie Verstärkung und wofern es Ihnen nöthig scheint auch Kanonen. Befehlen Sie Ihren Leuten, wenn das Schloß genommen ist, das Leben des Bürgers Henri Vernières und der Bürgerin Solérol zu schonen, dagegen falls es irgend thunlich scheint, den Capitain Bernier zu tödten, denn er ist ein Verräther."

Nachdem diese Anordnungen getroffen, begaben sich Curtius und Scävola, die zwar Musterbilder republikanischer Bürger waren, aber eben deshalb und weil sie ihre Wichtigkeit für Frankreich kannten, ihr kostbares Leben keiner Gefahr aussetzen wollten, in eine angemessene Schußweite. Die Soldaten stürmten das Schloß, indem sie die Mauern zu erklettern und die Fenster zu erreichen versuchten. Die Belagerten unterhielten ein unaufhörliches Feuer, so daß die Soldaten wie die Fliegen fielen und der sie commandirende Offizier bereits eine Kugel in die Schulter, eine andere in den Schenkel erhalten hatte, nichtsdestoweniger blieb er auf seinem Posten. Ein Gensdarm war nach Courson geritten, um Verstärkung zu holen. Der Kampf hatte wiederum eine Stunde gewährt und nach Verlauf derselben saß Kugel an Kugel in den

Mauern des Schlosses, in den verschlossenen Thüren, in den Fensterläden, ohne daß aber irgendwo eine Bresche entstanden gewesen wäre. Noch immer behaupteten die Belagerten den Platz. Die Soldaten waren bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen, Leiche an Leiche bedeckte die Umgebung des Schlosses, da endlich trat der Lieutenant zu dem gedeckten Platz, wo sich Curtius und Scävola als Generalstab etablirt hatten und sagte:

„Bürger, ich verliere hier meinen letzten Mann und lasse mich selbst tödten, ohne daß ich dadurch etwas ausrichte; was befehlt Ihr?"

„Man muß warten," antwortete Scävola. „Ziehen Sie sich zurück und lassen Sie den Fluß überwachen. Sobald die Kanonen angekommen sind, machen wir uns in zehn Minuten zu Herren der Position."

Der Lieutenant gehorchte. Er ließ zum Rückzug blasen und stellte seine Leute so auf, daß sie von einer Mauer und einem mächtigen Baum vor weiterem Kugelregen geschützt waren. Eine solche Vorsicht erwies sich jedoch als nicht einmal nöthig, denn sobald die Belagerer mit Feuern aufhörten, schwieg auch das Schießen der Belagerten.

Im Schlosse hatte eine Frau, Fräulein Diana von Vernières, den Vertheidigungskampf commandirt. Als durch den Rückzug der Belagerer ein Stillstand im Kampfe eingetreten war, wendete sie sich zu ihren Kampfgenossen und sagte:

„Meine Herren, die weiteren Pläne unserer Feinde sind nicht schwer zu errathen. Sie haben sich zurückgezogen, aber nicht entfernt."

„Sie stehen dort oben, hinter den Bäumen, bemerkte Cadenet, worauf warten sie?"

„Auf Verstärkung," antwortete Bernier.

„Sie müssen sie von Courson holen, darüber vergeht mindestens eine Stunde," antwortete Henri.

„Wohlan, halten wir Rath!" rief Cadenet.

Diana nahm das Wort:

„Früher oder später werden wir uns ergeben müssen," sagte sie.

„Höchst wahrscheinlich," nickte Cadenet.

„Wenigstens sollen sie uns nicht lebend haben," murmelte Machefer.

„Haben wir aber das Recht zu sterben?" fuhr Diana fort. „Gehört unser Leben nicht dem König?"

„Ja, wir kämpfen für ihn!" sagte Cadenet.

„Sie irren sich, mein Herr," erwiderte Madame Solérol, „Sie vertheidigen sich gegen den General Solérol, den Elenden, der dieses ganze höllische Complott geschmiedet hat."

„Wenn wir gefangen genommen werden, und wir müssen es endlich werden," sprach Diana weiter, „so leitet man aus unserm Widerstande den Beweis unseres Einverständnisses mit dem Brandstifter ab."

„Das ist wahr," sagte Henri, „ich hätte mich ihnen ergeben sollen."

„Nein, mein Bruder," versetzte Diana, „aber hört Alle meinen Vorschlag."

Fräulein von Vernières hatte etwas so Gebietendes im Wesen und Stimme, daß Alle, selbst Cadenet, davon unterjocht wurden.

„War es nicht unser Plan, in wenigen Tagen das Land aufzurufen und die weiße Fahne zu entfalten?" fuhr Diana fort.

„Ja," sagte Cadenet, „aber wir sind noch nicht dazu bereit."

„Wir sind es."

„Unsere Brüder aber noch nicht."

„Zugegeben; aber sie werden es in achtundvierzig Stunden sein," versetzte Diana.

„Ach!" seufzte Henri, „in achtundvierzig Stunden sind wir Alle todt."

„Du irrst Dich," entgegnete Diana.

„Sie schaffen Kanonen herbei, dann können die Mauern nicht lange widerstehen und sind sie gefallen, so beginnt ein Kampf, Mann gegen Mann;“ rief Henri.

„Hören Sie mich noch einige Augenblicke ohne mich zu unterbrechen an, meine Herren,“ sagte Diana, „und Sie, Herr Cadenet, beantworten Sie meine Fragen.“

„Ich stehe zu Befehl, mein Fräulein.“

„Sie kommen von Paris und wissen, an welchem Tage das Signal durch ganz Frankreich gegeben werden soll.“

„Am St. Hubertus-Tage, Fräulein.“

„In sieben Tagen also. Nun wohlan, warten wir sieben Tage, bis dahin haben wir nicht das Recht zu sterben, unser Leben gehört dem Könige.“

„Cadenet, Henri, Machefer und Madame Solérol sahen Fräulein von Vernières erstaunt an.

„Aber Fräulein,“ sagte Cadenet, „das Schloß wird ja vor Abend genommen sein.“

„Wir wollen auch nicht darin bleiben.“

„Aber wir sind ja umzingelt, jedes Entweichen ist unmöglich.“

„Sehen Sie dort am andern Ufer der Yonne den schwarzen Streifen, welcher den Horizont begrenzt?“ fragte Diana lächelnd.

„Das sind die Wälder von Clamency,“ sagte Henri.

„Und dorthin wollen wir uns flüchten,“ erklärte Fräulein Diana von Vernières.

Ihre Zuhörer blickten sie mit immer wachsendem Erstaunen an, sie aber fuhr davon unbehindert zu ihrem Bruder gewendet fort:

„Du kennst also den Ottergang nicht, Henri?“

„Nein,“ antwortete dieser.

„Was ist das?“ fragte Cadenet.

„Der Ottergang ist ein von der Natur gebildeter unterirrdischer Gang, erklärte Diana, der sich unterhalb des Bettes der Yonne hinzieht und am jenseitigen Ufer

in jene von dichtem Buschwerk bedeckten Felsen, welche Sie dort sehen, ausläuft."

„Ich bin doch ebenso gut hier geboren wie Du," sagte Henri, seine Schwester verwundert anblickend und habe nie etwas davon gehört."

„Es ist ein Familiengeheimniß, unser Vater hat es mir vor seinem Tode anvertraut, Du warst damals noch zu jung. In den Schreckenstagen des Jahres 93 habe ich oft daran, als an meinen letzten Rettungsweg gedacht, aber man ist gut gegen uns gewesen, Schloß Roches ward niemals angegriffen und so habe ich bis heute noch keine Veranlassung gefunden, Dich von dem Vorhandensein des Ottergangs in Kenntniß zu setzen."

„Ein seltsamer Name," bemerkte Machefer.

„Mein Urgroßvater, der Marquis Jutault besaß sehr ausgedehnte Grundherrnrechte und übte namentlich die ihm durch die Gesetze unter Heinrich IV. verliehene unbegrenzte Justiz gegen die Wildschützen mit unnachsichtlicher Strenge," erzählte Diana. „Eines Tages wurde ein Bauer auf frischer That bei der Wilddieberei ertappt und zu meinem Urgroßvater gebracht, der ihn verurtheilte, am anderen Tage in aller Frühe durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Inzwischen ward der Deliquent in das einzige Gefängniß des Schlosses Roches, einen Keller von sechs Fuß im Geviert, der sich unterhalb des an der Flußseite belegenen Thurmes befindet, eingesperrt. Am nächsten Morgen, als man den Verurtheilten zur Execution abholen wollte, fand man den Kerker leer, die Thür jedoch fest verschlossen und auch an den Mauern war keine Spur von Gewaltsamkeit zu entdecken. Das Entkommen glich einem Wunder. Mein Urgroßvater stieg selbst in den Kerker hinab, konnte aber nicht mehr als seine Leute entdecken und empfand eine so brennende Neugier, die Lösung des Räthsels zu erfahren, daß er in der ganzen Umgegend ausrufen ließ, er sichre dem Wilddiebe bei seinem Edelmannsworte Straflosigkeit zu und wolle

ihm außerdem noch hundert Thaler in Gold geben, wenn dieser sich ihm freiwillig stelle. Man wußte, daß dem Marquis sein gegebenes Wort heilig war, und schon nach vierundzwanzig Stunden klopfte der Wildschütz an die Thür von Schloß Roches. Er ward sofort zum Marquis geführt und dieser sagte zu ihm:

„Ich will Dich begnadigen und Dir die versprochenen hundert Thaler geben unter der Bedingung, daß Du mir erklärst, wie Du aus dem Kerker gelangt bist."

Der Wilddieb führte den Marquis, der eine Fackel mit sich nahm, in das Gefängniß, dem er in so räthselhafter Weise entschlüpft war, und sagte:

„Sehen Sie hier in der Ecke der Mauer nicht eine Spalte?"

„Ich bemerke nur zwei nicht genau an einander passende Steine."

„In der Nacht, als ich hier gefangen saß," erzählte der Wilddieb weiter, „war ich in dieser Ecke niedergekniet und hatte, die Stirn gegen die Mauer gedrückt, zu Gott gebetet, um mich auf den Tod vorzubereiten. Plötzlich fühlte ich etwas Warmes auf meinem Gesicht, als ob der Athem eines Menschen oder Thieres mich berühre. Ich fuhr erschrocken zurück und sah zwei leuchtende Punkte wie glühende Kohlen zwischen den Steinen. Es waren die Augen einer Otter. Ich nahm mein Messer, schob es zwischen die Steine, um eine Spalte zu machen und der Stein gab nach, wie er es jetzt thut."

Der Wilddieb zog den Stein heraus und der erstaunte Marquis sah in eine schwarze, einem Fuchsbau gleichende Tiefe.

„Die Otter ergriff die Flucht," fuhr der Wilddieb fort, „und ich überlegte, daß sie, um bis hierher zu kommen, unter dem Fluß hinweggelaufen sein müsse; ich folgte ihr, ließ den Stein hinter mir sich wieder einfügen und gelangte auf diese Weise ins Freie.

Der Marquis entschloß sich, denselben Weg zu machen. Begleitet von dem Wilddiebe stieg er in den unterirdischen Gang und wanderte wohl eine Viertelstunde unter feuchtem Felsgestein, während er über sich ein dumpfes Geräusch vernahm; es rührte von den Wassern der Yonne her.

„Ich habe Dir hundert Thaler versprochen," sagte der Marquis, als er das andere Ende des Ganges erreicht hatte und über sich wieder den blauen Himmel sah, „aber ich verdoppele die Summe, wenn Du das Geheimniß bewahrst."

Der Wilddieb versprach es und hielt Wort, und das Geheimniß des Otterganges, dem wir Alle unsere Lebensrettung zu verdanken haben werden, hat sich in unserem Hause von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt.

Cadenet, Henri, Machefer, Madame Solérol und die Leute des Schlosses hatten Fräulein von Vernières mit freudigem Erstaunen zugehört, nur der Capitain Bernier war düster und schweigsam geworden.

„Wir haben keinen Augenblick Zeit zu verlieren, meine Freunde," fuhr Diana fort, „wir müssen das Schloß verlassen, am andern Ufer der Yonne sind wir in Sicherheit, die Wälder von Nivernais werden uns beschützen!"

„Fort!" rief Cadenet. „Wo ist der Otterngang?"

„Unter dem Thurm an der Flußseite."

„Können wir ihn mit unsern Büchsen passiren?"

„Ja — kriechend."

Die Vorbereitungen zum Abzug erforderten nicht viel Zeit. Diana und ihr Bruder nahmen das wenige Geld und die geringen Kostbarkeiten, die sich im Schlosse befanden, während die Diener sich mit den unentbehrlichsten Kleidungsstücken und mit Lebensmitteln beluden.

„Kommen Sie!" rief Diana, den Fuß auf die erste Stufe der nach dem Keller führenden Treppe setzend.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, ich folge Ihnen nicht," sagte Bernier vortretend.

„Wie!" rief Henri, „Du willst hier bleiben?"

„Ja."

„Aber das ist Wahnsinn. Sie tödten Dich."

„Das weiß ich."

„So komm doch."

„Nein," sagte der Capitain kalt, „ich gehe nicht mit."

„Aber warum?"

„Weil Sie vor einer Stunde die Opfer eines abscheulichen Verleumders waren und Pflicht und Ehre geboten, Sie zu vertheidigen und mit Ihnen zu sterben."

„Und jetzt?"

„Jetzt," versetzte der Capitain, „werden Sie wieder Royalisten, die conspiriren und ich bin Soldat der Republik."

Cadenet zuckte die Schultern; Henri und Diana baten, der Capitain blieb unbeweglich. Er begleitete die Flüchtlinge bis zum Eingange des Otterganges, setzte den Stein, den sie verrückt hatten, wieder an seine Stelle und verwischte jede Spur ihres Entweichens. Dann stieg er wieder in den Saal hinauf und wartete.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein ganzes Bataillon war in Sturmschritt angerückt und hatte das Schloß umzingelt; zwei Kanonen, welche sie mit sich gebracht, wurden gegen die Thür gerichtet.

Beim ersten Kanonenschuß erbebte die Thür in ihren Angeln, beim zweiten fiel sie. Die Soldaten stürzten in das Schloß, gefaßt darauf, Mann gegen Mann kämpfen und jede Thür erstürmen zu müssen.

Zu ihrem Erstaunen stießen sie nirgend auf Widerstand. Alle Thüren standen offen, das Schloß war aller seiner Vertheidiger entblößt, mit Ausnahme des Capitain Bernier, der es nicht der Mühe werth hielt, sich zu vertheidigen. Man durchsuchte das Schloß — es war leer;

man befragte Bernier — er weigerte sich, zu antworten; darauf gab Scaevola, von Wuth berauscht, den Befehl: „Wenn dieser Mensch nicht sprechen will, so tödtet ihn."

„Feigling!" sagte Bernier, die Arme über seine Brust kreuzend.

Scaevola gab ein Zeichen, die Soldaten stürzten sich auf den Capitain und er sank, von zehn Bayonnetstichen durchbohrt, zur Erde.

## Fünftes Capitel.

An einem Decembermorgen befand sich Barras in seinem Cabinet im Palais Luxembourg, wo die Directoren Wohnung genommen hatten. Der Ex-Graf Barras, der Republikaner gewordene Edelmann, ging mit großen, wider seinen Willen eine ungewöhnliche Erregung verrathenden Schritten auf und ab. Er trug einen langen Schlafrock von grauem Wollenstoff, Pantoffeln an den Füßen und war im bloßen Kopfe, der sehr sorgfältig à la Titus frisirt und pomadisirt war. Sein feines Battisthemd mit Spitzenjabot, die Ringe an den weißen Händen mit sorgfältig gepflegten Nägeln, der sanfte Ambraduft, der seine ganze Person einhüllte, Alles schien anzudeuten, daß, wenn er Jemand erwartete, dies wohl nicht gerade ein Minister oder Staatsmann sei. Barras war noch immer ein Mann, der viel Glück bei den Frauen hatte und dachte nicht daran, es nicht mehr zu benutzen. Es war jedoch erst zehn Uhr Morgens und für eine gewisse Klasse schöner Damen war es in jenen Tagen der zügellosesten Vergnügungen um diese Stunde noch lange nicht Tag. Wen konnte Barras also erwarten? Sein Kammerdiener hatte ihm die Posttasche gebracht, Barras hatte die darin enthaltenen Briefe durchflogen und in den Korb geworfen. Beim Anblick eines einzigen Schreibens war er zusammengezuckt, hatte die Stirn in Falten gezogen und ihn dann uneröffnet bei Seite gelegt, indem er sagte:

„In der That — ich mache es wie Cäsar — auf

morgen die ersten Angelegenheiten — oder wenigstens auf später."

Der Brief trug die etwas sonderbare Aufschrift:

Der Bürger-General Solérol, Ober-Commandant der gesammten Militairmacht des Departement der Yonne an den Bürger Barras, ersten Director der Republik.

Barras hatte, indem er diesen Brief zurückschob, seinem ersten Ausrufe die etwas mysteriösen Worte hinzugefügt:

„Ich erwarte diesen Brief seit acht Tagen mit Ungeduld, aber in diesem Augenblicke kommt er mir ungelegen. Ich habe keinen Sinn für Politik. Man hört nicht auf Mann zu sein, weil man Director ist," fügte er, vor einen Spiegel tretend und sich wohlgefällig betrachtend, hinzu.

Während er dieses Bekenntniß ablegte, ward hinter ihm leise eine Thür geöffnet, in derselben erschien, gehüllt in eine Wolke von Seide und Spitzen — eine Frau.

„Endlich!" rief Barras, indem er ihr entgegeneilte und ihr beide Hände reichte. „Aber allein?" fügte er, als sich die Thür hinter ihr schloß, enttäuscht hinzu.

„Leider ja," versetzte die Eingetretene. Sie war jung und schön und wir haben ihre Bekanntschaft schon früher gemacht. Es war Mademoiselle Lange, Machefers Freundin, die Göttin, welche Barras früher angebetet hatte."

„Allein?" wiederholte der Director traurig.

„Sie will nicht," sagte die Schauspielerin.

Barras seufzte, da er aber als vollendeter Cavalier immer galant gegen die Frauen war, so ergriff er Mademoiselle Langes Hand und führte sie nach dem Canapé, auf das er sich neben sie niederließ.

„Gott, wie bleich Sie sind!" sagte sie lachend.

„Sie finden?" fragte er lebhaft.

„Bleich und verwirrt mein lieber —"

„Aber —"

„Ach, mein armer Freund," unterbrach ihn Mademoiselle Lange in munterm Tone, „ich habe Sie zu meiner Zeit nie so gesehn."

„Engel!" —

„Nein parole d'honneur," beharrte sie. „Ihr Herz klopfte weniger schnell."

„Ich habe Sie indeß sehr geliebt, liebe Freundin."

„O, das ist schon lange her"

„Höchstens sechs Monate."

„Sie gehen nach, Graf."

„Barras runzelte die Stirn bei diesem aristokratischen Titel.

„Aber schweigen Sie doch," sagte er.

„Bah, die Republik vermag nicht zu zerstören, was Gott und die Zeit geschaffen haben, nämlich einen Edelmann," sagte sie.

„Engel!"

„Der König hat mit aller seiner Macht nie den wahren Edelmann machen können," fuhr Mademoiselle Lange lachend fort, „und die Republik vermag noch weniger, ihn zu vernichten. Sie sind und bleiben ein Graf, ein vornehmer Herr und werden in Ihrem Leben kein Puritaner."

„Aber ich bin Director."

„La, la, Ihre Republik ist so krank."

„He, he!" sagte Barras, „wer weiß."

„Wenn es von mir abhinge . . ."

„Nun?"

„So machte ich Sie zum König."

„Vielen Dank. Aber — meine liebe Freundin — ich dächte, es wäre nicht gerade, um von Politik zu sprechen —"

„Daß ich hierher gekommen bin, nicht wahr?"

„Das wollte ich soeben sagen."

„Nun also, ich bin allein gekommen."

„Aber warum?"

„Weil Marion mich nicht begleiten wollte, lieber Graf."

„Ach!" seufzte Barras, „wissen Sie, meine Liebe, seit meinem Feste in Grosbois — Sie verstehen? . . ."

„Ich weiß, daß Sie in jener Nacht mit genauer Noth davon gekommen sind."

„Mag sein!"

„Nun und seit jener Nacht?"

„Schlafe ich nicht mehr."

„Sie schlafen nicht mehr und essen nicht mehr, das gehört zusammen."

„Ach."

„Und Sie lieben Marion?"

„Wie ein Rasender."

„Das klingt ernst."

Mademoiselle Lange sah vor sich nieder und wurde nachdenklich.

„Ich weiß wahrlich nicht, welches Opfer ich zu bringen im Stande wäre, um ihr zu gefallen!" rief Barras mit Feuer.

„Wahrhaftig?"

„Ich gäbe ihr ein Palais."

„Gut; weiter?"

„Equipage, Dienerschaft, Diamanten —"

„Und weiter?"

„Weiter? Ich weiß nicht, mein Leben, mein Blut."

Mademoiselle Lange zuckte die Schultern.

„Armer Freund," sagte sie, „Sie bleiben immer jung."

„Oh!"

„Ich fürchte es."

„Aber — warum?"

„Wissen Sie, warum Sie Marion lieben?"

„Nein, aber ich liebe sie."

„Sie lieben sie, weil Sie von ihr verschmäht werden,

weil Sie Ihre Anerbietungen zurückweist, so verlockend dieselben auch sein mögen."

„Sie liebt also einen Andern!" sagte Barras und in seinem Tone drückte sich eine schmerzliche Entmuthigung aus.

„Sie haben es getroffen."

„Und der Mann ihrer Wahl ist jung, schön, reich?"

„Er war das Alles."

„Wie! — er war?"

„Ja."

„Haben Sie Erbarmen; erklären Sie sich deutlicher!"

„Ich sage er **war**, denn er ist todt."

„Ah!" rief Barras und in diesem einen Laute gab sich eine Art egoistischer, grausamer Freude kund.

„Mein lieber Director," sagte Mademoiselle Lange kalt, „man siegt zuweilen über die Lebenden, aber niemals über die Todten. Ein Herz, das sich an ein Grab klammert, ist uneinnehmbar."

„Aber wer war dann der Mann, dessen Schatten noch so mächtig ist?" rief Barras heftig.

„Sie haben ihn gekannt."

„Ich?"

„Er hat in dem Complott der Ritter vom Dolche eine Rolle gespielt."

„Was Sie sagen."

„Und ist guillotinirt worden."

„Wie hieß er?"

„Cadenet."

Barras erbleichte; seine Stimme ward heiser.

„Marion liebte jenen Cadenet?" fragte er weiter.

„Ja."

„Sie liebt ihn noch?"

„Sie wird ihn immer lieben."

Barras strich mit seiner nervös zitternden Hand über die Stirn, — seine Nasenlöcher erweiterten sich, die Oberlippe zog sich zusammen.

„So sind Sie also nur hierhergekommen, um mein Herz mit Verzweiflung zu erfüllen,“ rief er.

„Mein lieber Freund,“ versetzte Mademoiselle Lange ohne sich irre machen zu lassen, „denken Sie sich einen Schiffbrüchigen, der in einer Sturmnacht auf einer schwachen Planke ohne Compaß auf dem wildbewegten Meere umhertreibt.“

„Wie kommt das hierher?“

„Während er verzweifelnd vom Leben Abschied nimmt, zerreißt eine der herabhängenden Wolken, ein Stückchen blauer Himmel wird sichtbar, ein Stern glänzt ihm entgegen. Es ist der Polarstern, der ihm die Richtung, nach der er sich zu wenden hat, angiebt und ihm Rettung verheißt.“

„Nun und was geht das mich an?“ fragte Barras.

„Sie sind ein solcher Schiffbrüchiger, mein Freund.“

„Und ich sehe keinen Rettungsstern glänzen,“ seufzte der Director.

„Ich will ihn Ihnen zeigen.“

„Sie?“

„Gewiß; weshalb wäre ich sonst gekommen?“

„O sprechen Sie! sprechen Sie schnell!“ bat er.

„Hier vor Mademoiselle Lange sind Sie ein schwacher Mensch, der Name einer Frau bringt Kopf und Herz in Aufruhr, Sie fühlen sich ihrer Gleichgültigkeit gegenüber ohnmächtig.“

„Das ist leider nur zu wahr.“

„Aber außerhalb dieser Räume sind Sie wieder der erste Würdenträger, der Mann, der Frankreichs Geschick in seinen Händen hält.“

„Beinahe,“ murmelte Barras, indem er sich trotz der ihn bedrückenden Traurigkeit in die Brust warf.

„Sie haben zuweilen, wenn nicht immer, das Leben vieler Personen in den Händen.“

„Was folgt daraus?“ fragte Barras.

„Nun, nehmen wir an, von Ihnen hinge eines Tages

das Schicksal eines Mannes ab, für den Marion eben so viel Freundschaft hegt, wie sie für den Todten Liebe besaß."

„Nun?"

„Sehen Sie den Stern, von dem ich sprach, immer noch nicht in der Ferne glänzen?"

Barras zog die Augenbrauen zusammen und sagte:

„Verstehen wir uns recht, meine Liebe, ich kann meinem Herzen nicht zum Schaden der Republik genügen."

„Bah!" entgegnete sie in spöttischem Ton.

Der Director, der vom Sopha aufgestanden war und wiederum mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging, blieb plötzlich stehen und fragte:

„Kommen Sie vielleicht zufällig, um mich für irgend Jemand um Gnade zu bitten, meine Liebe?"

Mademoiselle Lange fing an zu lachen.

„Nein," sagte sie, weder Marion, noch ich haben irgend Jemand zu retten."

„Nun, also —"

„Aber die Gelegenheit könnte kommen."

„Lassen wir es jetzt der Räthsel genug sein. Wie heißt der Mann, für welchen Marion —?"

„Cadenet, mein lieber Director."

„Aber, wenn er todt ist."

„Nicht der todte Cadenet."

„Ah, ich verstehe."

„Ich meine den Bruder. Wie, haben Sie den schon vergessen?"

„O nein," entgegnete Barras, der sich zitternd des Balles der Schlachtopfer erinnerte. „Was ist mit ihm, reden Sie."

„Ich weiß nichts von ihm."

„Aber Sie glauben — wenn sein Schicksal je in meinen Händen läge? — daß Marion —"

„Ich glaube nichts," sagte Mademoiselle Lange, „aber ich mache mich auf Alles gefaßt."

Barras zuckte zusammen, dann fuhr er fort:

„Dieser Mensch soll in der That conspiriren."
„Sie glauben?"
„Er und ein gewisser Machefer."
Bei Nennung dieses Namens war die Reihe des Zitterns und Erbleichens an Mademoiselle Lange.
„Den kennen Sie also auch?" fragte sie.
„O gewiß!" antwortete Barras.
„Richtig, Sie sind ja wohl sein Pathe?"
„Es giebt gewisse Fragen, meine Liebe, auf die nicht zu antworten ich vorziehe," entgegnete Barras kurz.
Und als wolle er dieser Unterhaltung, die ihm eine gefährliche Wendung zu nehmen schien, um jeden Preis ein Ende machen, nahm er den immer noch uneröffnet auf dem Tische liegenden Brief, erbrach das Siegel und las:
„Bürger Director!
Ich liege mit zerschmettertem Beine im Bette, und diese glorreiche Wunde giebt mir einen Anspruch mehr auf die Dankbarkeit der Republik.
Die Brandstifter sind entdeckt: es sind Royalisten, welche sich jetzt bereits im vollsten Aufruhr befinden. An ihrer Spitze steht ein gewisser Henri, Ex-Graf von Vernières, und meine eigene Frau, die ich schimpflich fortjagen mußte.
Als die Brandstifter sich entdeckt sahen, entfalteten sie tollkühn das Banner der Empörung. Sie haben eine Brigade Gendarmerie massacrirt, ein Bataillon mit Kartätschen zusammengeschossen und eine Belagerung ausgehalten. In diesem Augenblicke haben sie sich in die Wälder von Nivernais geworfen. Ich erwarte Ihre Befehle um zu handeln.
Solérol."
Diesem Briefe, würdig des Commentars eines Caesar, hatte der Bürger Curtius folgendes post-scriptum hinzugefügt:
„Der General Solérol hat sich wie ein Löwe gehalten. Es ist nothwendig, ihm die ausgedehnteste Macht zu

verleihen, nur dadurch ist die Ordnung wieder herzustellen."

Scaevola, der würdige Scaevola, hatte seinerseits den Brief ebenfalls nicht wollen abgehen lassen, ohne ihm einige Zeilen hinzuzufügen. Sie lauteten:

„Bürger Director, haben wir unumschränkte Vollmacht, so stehe ich für Alles; erhalten wir sie nicht, so ist das Vaterland in Gefahr."

Barras las den Brief zweimal durch, während Mademoiselle Lange ihn aufmerksam beobachtete, dann nahm er eine Feder und schrieb an den Rand:

„Die unumschränkte Macht ist gewährt."

Mademoiselle Lange konnte einen Schrei nicht ganz unterdrücken.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Barras, sich nach ihr umwendend.

„Wissen Sie, wie dieser Solérol, der durch und durch ein Nichtswürdiger ist, das Wort „unbeschränkte Macht" interpretiren wird?"

„Er wird Alles niederschießen lassen," entgegnete Barras kalt.

Die Schauspielerin stand auf.

„Sie haben Recht," sagte sie, „das Vaterland zu retten muß man sich energisch zeigen." Mit einem Tone bittern Spottes setzte sie hinzu:

„Wer weiß, vielleicht erhalten Sie bald Gelegenheit, Ihren Stern leuchten zu sehn."

„Sie glauben also, daß Cadenet —"

„Ich glaube nichts. Adieu."

„Sie wollen fort?"

„Ja."

„Aber Marion."

„Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, Marion liebt einen Andern."

„Aber dieser Stern."

„Mein lieber Director," sagte Mademoiselle Lange

kalt, wenn man wie Sie ein ernster Mann, der erste Würdenträger der Republik ist, so denkt man nicht an seine eignen Leidenschaften, man denkt nur an das Vaterland. Auf Wiedersehn."

Sie ging und ließ Barras als eine Beute der heftigsten Aufregung zurück.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Eine Stunde nach dieser Unterredung packte Jeannette, die robuste Dienerin, welche Mademoiselle Lange nie verließ, aus alter Gewohnheit fortwährend mit ihr schalt und ihr vorwarf, daß sie stets ihre Interessen ihren Neigungen opfere, brummend und keifend einige Kleidungsstücke in einen Reisekoffer.

Vor der Thür des Hotels wartete eine mit vier Pferden bespannte Postchaise.

„Wohin reisen wir?" fragte Jeannette.

„Du reist gar nicht," antwortete die Schauspielerin.

„Wie, ich soll nicht mitreisen?"

„Nein."

„Aber, Madame bedarf meiner doch immer."

„Dieses Mal nicht."

„Aber wo reisen Sie denn hin?" rief Jeannette ganz außer sich.

„Das ist mein Geheimniß."

„Ah, ich errathe schon," brummte Jeannette, „Sie beschäftigen sich schon wieder mit Politik. Wollen Sie denn mit aller Gewalt auf dem Schaffot sterben?"

Mademoiselle Lange zuckte die Achseln und antwortete nicht.

Als Alles zur Abreise bereit war, stieg sie in den Wagen und befahl dem Postillon:

„Die Straße nach Burgund."

Dann lehnte sie sich in die Kissen des Wagens zurück und flüsterte während dieser sich in Bewegung setzte:

„Ich muß Machefer retten, koste es, was es wolle."

## Sechstes Capitel.

Ein scharfer Nordwind fegte den Schnee, der einige Tage zuvor in großer Menge gefallen war. Ein grauer kalter Himmel hing über der erstarrten Erde. Von Auxerre war am Morgen eine Postchaise abgefahren und schlug jetzt bei Anbruch des Abends die nach Schloß Saulages führende große Wald-Allee ein. In dieser mit vier Pferden bespannten Postchaise befand sich nur ein einziger Reisender oder besser eine Reisende und unsere Leser haben vielleicht schon errathen, daß diese keine andere war, als Mademoiselle Lange, Ex-Schauspielerin des Theaters der Republik, gegenwärtig Pensionairin der Madame Montausier und für den Augenblick auf Urlaub. Mademoiselle Lange hatte sich auf ihrer ganzen Reise nicht länger aufgehalten als nöthig war, um die Pferde auf den Poststationen zu wechseln. In Courson hatte sie einen Führer verlangt. Ein kleiner Bauer, der auf dem Marktplatz vor der Schule stand, bot sich ihr dazu an. Es war der Bock, der würdige Sohn des Pachter Brulé. Mademoiselle Lange nahm ihn an und auf einen Wink von ihr stieg er auf den Kutschersitz und machte auf demselben die Fahrt mit bis die rothen Thürme von Saulages in der Ferne sichtbar wurden. Auf dem Wege hatte der Bock, nachdem er erfahren, daß die schöne Dame nach Saulages wolle, sich in Combinationen über den Zweck der Reise verloren. War sie eine Freundin der Madame Solérol? War sie eine frühere Geliebte des Generals?

Eine Phantasie wie die des Bockes neigte sich immer zur Annahme des Schlechten und so gelangte er auch zu dem Schlusse:

„Sie ist eine Ehemalige des Herrn, die er verabschiedet hat.“

Als Schloß Saulages am Ende der Wald-Allee auftauchte, wandte der Bock sich um und deutete es Mademoiselle Lange als Ziel ihrer Reise an. Die Schauspielerin gab ihm einen Wink, zu ihr in den Wagen zu kommen und gewandt wie eine Katze kletterte der Bursch vom Kutschersitz herab, öffnete den Schlag und stand vor Mademoiselle Lange im Innern des Wagens, ohne daß dieser, der trotz der schlechten Wege in ziemlich scharfem Trabe fuhr, nur einen Augenblick angehalten hatte.

„Sage mir doch mein Sohn,“ sagte Mademoiselle Lange, nachdem sie dem Knaben durch ein Zeichen erlaubt, sich ihr gegenüber zu setzen, „bist Du hier aus dieser Gegend?“

„Ja Bürgerin.“

„Man sagte in Burgund trotz der Revolution allgemein Madame, aber der Bock wählte den republikanischen Ausdruck, um damit eine Probe anzustellen. Er raisonnirte nämlich folgendermaßen:

„Ist sie eine Freundin von Madame Solérol, folglich eine ci-devant, so wird sie bei der Anrede Bürgerin ein finsteres Gesicht machen, ist sie dagegen eine Ehemalige vom General, eine mit der nicht viel los ist, so wird sie es ganz natürlich finden, daß ich sie Bürgerin nenne.“

Mademoiselle Lange ließ sich Bürgerin anreden, ohne ein finsteres Gesicht zu machen; der Bock dachte:

„Es ist schon so, wie ich vermuthete,“ und machte es sich auf den Kissen des Wagens bequem.

„Gehst Du oft nach Saulages?“ fragte die Schauspielerin weiter.

„Ich gehe alle Tage dahin, mein Vater hat einen

Pachthof in der Nähe oder besser er hatte ihn, denn der Hof ist abgebrannt."

„Wirklich? Seit wie lange?"

„Seit ungefähr acht Tagen."

„Wie ist das zugegangen?"

„Das haben die Brandstifter gethan," antwortete der Bock.

„Die sind ja wohl gefangen?"

„Noch nicht. Die sind eine ganze Armee und stecken da hinten am andern Ufer der Yonne. Doch gestern hat's tüchtig was gesetzt."

„Mein lieber Junge, Du sprichst in Räthseln, ich verstehe von Allem, was Du sagst, kein Wort," sagte Mademoiselle Lange mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Das ist sehr einfach, wie Sie sogleich hören werden."

„Laß hören."

„Die Brandstifter sind Royalisten."

„Wirklich!"

„Und als sie sich entdeckt sahen —"

„Nun?"

„Haben sie gerufen: „Es lebe der König", und haben Leute um sich gesammelt. Es giebt noch einen Haufen ci-devants hier herum, die wir die Güte und Dummheit gehabt haben in Ruhe zu lassen und die bringen nun das arme Land in Allarm."

Bei diesen Worten hielt es der Bock für Pflicht, der schönen von den Royalisten in Asche gelegten Ravaudière eine Thräne zu weihen, die er mit dem Aermel seines Rockes abwischte. Mademoiselle legte durchaus kein Erstaunen über das Vernommene an den Tag, sondern schien es ganz natürlich zu finden, daß die Royalisten zu jeder Schandthat fähig wären und, um mit dem Bock zu reden, bis auf den letzten Kopf guillotinirt werden müßten.

„Ist der General Solérol im Schlosse?" fragte sie weiter.

„Ja, Bürgerin, aber noch nicht lange."
„Wo war er denn?"
„Er war gestern in der Schlacht."
„Welche Schlacht?"
„Die Royalisten sind im Wald von Chastel-Censoir angegriffen worden."
„Ach!" sagte Mademoiselle Lange, die ihr Herz heftig klopfen fühlte.
„Er hat zwar ein zerschossenes Bein — man sagt, seine Frau sei es gewesen —"
„Was erzählst Du mir da für Dinge, Kleiner?"
„Die Wahrheit, Bürgerin."
„Wie, seine Frau hätte ihm das Bein zerschossen?"
„Ja, Bürgerin!"
„Aber wo, weshalb?"
„Das weiß man nicht, man weiß nur, daß die Bürgerin Solérol mit dem Capitain entflohen ist."
„Was für einen Capitain?"
„Ein Bandit, der die Republik verrieth und mit den Royalisten gemeinschaftliche Sache machte," antwortete der Bock, und fügte mit verschmitztem Gesichte hinzu: „Sie sind ganz ungestört in Saulages, Bürgerin."
„Wie konnte der General denn in die Schlacht gehen, wenn er ein zerschossenes Bein hat?" fragte Mademoiselle Lange weiter.
„Er ließ sich in einem Wagen hinfahren."
„Und commandirte?"
„Das will ich meinen."
„Die Royalisten sind also geschlagen?" fragte Mademoiselle Lange in munterem Ton und indem sie ihrem heftig klopfenden Herzen gewaltsam Schweigen gebot.
„O nein, aber —"
„Was heißt das?"
„Der General ist zurückgeschlagen worden, ohne nur einen einzigen Gefangenen gemacht zu haben. Die Spitzbuben schlagen sich gut, das muß man ihnen lassen."

„Und Du sagtest, Madame Solérol habe das Schloß verlassen, mein Junge?"

„Ja!"

„Mit einem Capitain? Wie nanntest Du ihn doch?"

„Bernier."

„Den Namen habe ich noch nie gehört," sagte die Schauspielerin, ohne sich durch die leiseste Bewegung zu verrathen. „Und sie sind nun Beide bei den Royalisten?"

„Sie ist da; aber er nicht."

„Wo ist er denn?"

„Er ist heute vor acht Tagen in Schloß Roches gefangen genommen worden und hat so viel Bayonnetstiche erhalten, daß er genug haben sollte."

Mademoiselle Lange erstickte einen Schrei; der Bock achtete nicht darauf und fuhrt fort:

„Trotz alledem ist er nicht todt."

„Wo befindet er sich denn?"

„In Saulages. O, der General bewacht ihn gut; er sagt, er wolle ihn guillotiniren lassen."

Bei diesen unheilverkündenden Worten wandte der Bock sich um, sah den Wagen in den Schloßhof fahren und erblickte zugleich den General Solérol, der sich in einem Tragsessel den Perron hinuntertragen ließ. Die Schauspielerin machte ein befehlendes Zeichen mit der Hand, was heißen sollte:

„Laß mich!"

Dann schwang sie sich leicht aus dem Wagen und ging grade auf den General zu. Der Bock, als wohlgeschulter junger Mann entfernte sich, während der General sich mühsam aufgerichtet hatte und erstaunt die zu ihm kommende schöne, junge Frau ansah. Er glaubte, sie noch nie gesehen zu haben.

„Mein Herr," redete sie ihn an, „ich komme lediglich Ihretwegen von Paris hierher."

Der General grüßte, legte aber seine Verwunderung deutlich an den Tag und sie fügte hinzu:

„Ich heiße Lange.“

Bei diesem Namen erbebte Solérol. Er erinnerte sich dunkel, daß eine Geliebte des Directors Barras so geheißen habe.

„Und Sie kommen? fragte er.

„Ich komme vom ersten Director der Republik.“

„Von Barras?“

„Ganz recht.“

„Entschuldigen Sie, Madame,“ sagte Solérol, „wenn ich nicht aufstehe, um Sie willkommen zu heißen, aber ich bin unfähig, mich zu bewegen.“ Hierauf wandte er sich gegen das Portal und rief:

„Scaevola! Scaevola!“

Auf diesen Ruf eilte der Polizei-Agent herbei. Er kannte Mademoiselle Lange sehr gut, und begrüßte sie mit der Miene eines Mannes, der weiß, wen er vor sich hat. Auch Mademoiselle Lange kannte Scaevola, den sie öfter gesehen, wenn er Barras Bericht zu erstatten kam.

„Bürger,“ sagte sie, „wollen Sie beim General bezeugen, daß ich Mademoiselle Lange bin?“

Scaevola verbeugte sich nochmals sehr respectvoll.

„Jetzt, mein lieber General,“ wandte sie sich in heiterem Ton an diesen, „darf ich Sie wohl um Gastfreundschaft bitten. Morgen werde ich Ihnen den Zweck meines Besuches mittheilen.“

„Morgen?“ fragte Solérol, der sie immer noch mit den Blicken verschlang.

„Ja morgen,“ sagte sie und fügte lächelnd hinzu: „Bis dahin genüge es Ihnen, zu wissen, daß Ihre Epaulettes bald einen Stern mehr erhalten werden.“

Solérol zitterte vor Freude und Scaevola beeilte sich, Mademoiselle Lange in Schloß Saulages zu installiren.

„Da wäre ich also im Herzen der Festung,“ sagte sie, als sie sich allein sah, „jetzt handelt es sich darum, die Batterien des Feindes zu demaskiren.

## Siebentes Capitel.

Der General Solérol hatte Mademoiselle Lange die schönsten Zimmer des Schlosses anweisen lassen. Sie war kaum eine Stunde da und schon hatte Solérol seine Pläne und Hintergedanken.

Der General war einer jener Männer, für die nichts heilig ist, selbst nicht die Frau, die ihnen dienen und sie in ihrer Carrière vorwärts bringen kann.

Scaevola hatte sich, nachdem er Mademoiselle Lange in's Schloß geleitet, wieder zu Solérol auf die Terrasse verfügt.

„Was zum Teufel kann sie hier wollen?" fragte der General seinen Helfershelfer.

„Ich weiß es nicht," erwiderte dieser, „so viel kann ich Dir aber sagen, es ist Dein eigener Vortheil, Dich gut mit ihr zu stellen."

„Du glaubst?"

„Sie ist Barras' Geliebte."

„Ich weiß es."

„Dann mußt Du doch begreifen."

„Durchaus nicht. Schickt er sie?"

„Barras? Das ist wahrscheinlich. Hast Du nicht unumschränkte Gewalt verlangt?"

„Ja."

„Vielleicht ist sie die Ueberbringerin derselben."

Solérol zuckte die Schultern.

„Das scheint mir nicht," sagte er, „ich habe die Idee, sie kommt der Andern wegen."

„Geh doch."

„Wie dem aber auch sei, sie ist sehr schön."

„Du findest?"

„Zum Kuckuck auch, der Barras hat gut Director sein," rief Solérol mit seinem rohen, heimlichen Lachen.

„Höre, mein guter Mann," sagte Scaevola, indem er einen verächtlichen Ton annahm, „Curtius und ich, wir haben uns nun genug geplagt, Dich wieder in Gnade zu bringen, machst Du jetzt neue Dummheiten, desto schlimmer für Dich."

„Wie! Würdest Du mir nicht, wenn's nöthig wäre, einen Handreich thun?"

„Nein. Ich will Polizeichef werden und dazu muß ich nicht nur mit Barras gut stehen, sondern auch mit Mademoiselle Lange. Ich dächte übrigens, Du könntest auch zufrieden sein, denn sie hat Dir einen Stern mehr auf Deine Epaulettes versprochen."

Solérol brummte ärgerlich einige unverständliche Worte in sich hinein und Scaevola fuhr fort:

„Ich fürchte, Barras mißtraut Dir."

„Mir?"

„Dir und mir und hat Mademoiselle Lange beauftragt, uns zu überwachen. Im Grunde des Herzens ist der Director den Royalisten nicht gram; er ist ein ci-devant."

„Eine Canaille," brummte Solérol.

„Und vielleicht glaubt er nur schwer daran, daß sie wirklich Brandstifter sind."

„So viel ist gewiß," sagte Solérol, „daß er mir noch nicht auf den Brief, in dem ich unumschränkte Gewalt verlangte, geantwortet hat."

„Er wird Dir antworten, verlaß Dich darauf; vielleicht bringt diese schöne Frau die Antwort."

„Außerdem macht mir auch der Capitain Bernier

Sorge," fuhr Solérol fort. „Er ist zum Tode verwundet, stirbt aber nicht, und wenn er nicht stirbt, so wird er sprechen. Es war eine große Ungeschicklichkeit, daß ihm, als Schloß Roches genommen wurde, nicht sofort der Garaus gemacht ward."

„Zum Henker auch!" rief Scävola, „er hatte ein halbes Dutzend Bajonnetstiche im Leibe und der Offizier, der das Batallion commandirte, und wie Du Dir denken kannst, nicht mit in unserm Vertrauen war, wollte es nicht leiden. Sei indeß ganz unbesorgt, er hat gemeinschaftliche Sache mit den Rebellen gemacht, anders wird es das Kriegsgericht nicht ansehen."

„Man sagt, Barras liebe ihn sehr."

„Nun, so wird er ihn beweinen, wenn Du ihn hast erschießen lassen und sich dann trösten."

„Ach," seufzte Solérol, „das hat noch lange Zeit."

Die Unterhaltung der beiden edlen Seelen wurde durch das Geräusch eines herangaloppirenden Pferdes unterbrochen.

„Was ist das wieder?" fragte der General.

„Vielleicht Dein Adjutant, den Du nach Auxerre geschickt hast."

„Nein, er kann erst morgen zurückkommen."

„Es ist aber der Galopp eines Reitpferdes und sieh nur, Du kannst dort unten am Eingang der Allee schon den Reiter entdecken."

„Ja, Du hast Recht."

Man sah in der That in der Ferne eine sich vom weißen Schnee scharf abhebende dunkle Gruppe, die, je näher sie kam, sich immer deutlicher als Roß und Reiter darstellte.

Endlich war der Reiter ganz nahe herbeigekommen und hielt am Perron. Solérol und Scävola erkannten beim letzten Scheine des sinkenden Tages die Uniform eines Ordonnanz-Offiziers. Derselbe, ein junger Mann, schwang sich leicht aus dem Sattel, stieg die Stufen des

Perrons hinan und überreichte Solérol ein versiegeltes Schreiben, indem er sagte:

„Vom Director Barras.“

Solérol erbrach das Siegel, zerriß den Umschlag und erblickte seinen eigenen Brief. Barras hatte es für ausreichend erachtet, auf dessen Rand die Worte zu schreiben:

„Thun Sie, was Ihnen nothwendig scheint, es ist Ihnen unumschränkte Gewalt bewilligt.“

Der Offizier war in ununterbrochenem scharfen Ritte von Paris nach Saulages gekommen, Mademoiselle Lange war jedoch eine Stunde vor ihm abgereist und hatte diesen Vorsprung zu bewahren gewußt.

Barras hatte nicht an den General geschrieben und folglich auch die Ankunft der Schauspielerin in Schloß Saulages mit keinem Worte berührt.

Solérol rief einen Diener und befahl, ihm, dem Offizier ein Zimmer im Schlosse anzuweisen und für dessen Bewirthung zu sorgen. Als er sich dann wieder allein mit Scävola sah, sagte er:

„Barras scheint nichts davon zu wissen, daß Mademoiselle Lange hier ist.“

„Wer weiß,“ versetzte Scävola.

„Ich kann nicht von dem Gedanken loskommen, daß dieses Frauenzimmer nur hergekommen ist, um uns irgend einen schlechten Streich zu spielen,“ fuhr der General fort.

„Das ist möglich, trotzdem wirst Du sehr wohl daran thun, sie mit der größten Rücksicht zu behandeln; sie gilt viel bei Barras.“

Der General hatte nicht Zeit, auf diesen Rath etwas zu erwidern, denn der Bock trat in diesem Augenblicke wieder auf die Terrasse und sagte mit einem malitiösen Augenzwinkern, das man gar nicht mißverstehen konnte:

„Mein General, die kleine Dame ist in ihrem Zimmer.“

„Nun?“ fragte Solérol, „was weiter?“

„Man hat ihr ein Abendessen servirt.“

„Gut.“

„Und sie erwartet Sie."

„Wer hat Dir das gesagt?"

„Wer sollte es mir gesagt haben, wenn nicht sie selbst? Sie schickt mich und läßt Sie bitten, zu ihr zu kommen."

„Nun, so rolle mich hin."

Da das Mademoiselle Lange angewiesene Zimmer sich im Erdgeschosse befand, so war es dem General leicht, ihrer Einladung zu folgen und sich durch den Bock in seinem Rollstuhle von der Terrasse nach ihrem Gemach befördern zu lassen. Scaevola blieb auf der Terrasse zurück.

Mademoiselle Lange hatte sich im Schloß Saulages bereits ganz häuslich eingerichtet. Es war ihr ein kleiner Tisch vor dem Sopha, dicht am Kamin, in dem ein lustiges Feuer loderte, gedeckt und mit einem vortrefflichen Abendessen besetzt worden. Sie hatte ihre Koffer geöffnet, sich ihres Reiseanzugs entledigt und statt dessen ein Hauskleid von blauem Sammet angelegt, das ein wenig tief ausgeschnitten war und ihre schönen weißen Schultern, wie ihr reiches blondes Haar, ganz außerordentlich zur Geltung brachte. Der General war bei ihrem Anblick ganz stumm vor Entzücken.

„Kommen Sie, mein lieber Solérol, kommen Sie schnell und lassen Sie uns mit einander plaudern", sagte sie, indem sie ihm ihre weiße Hand entgegenstreckte.

Der Bock rollte den Fauteuil des Generals bis dicht zum Kamin und dieser küßte die ihm dargereichte Hand.

„Geh!" gebot er dem Bock.

Der Bock, der einmal die fixe Idee hatte, Mademoiselle Lange sei, wie er sich ausdrückte, eine Ehemalige des Generals, gehorchte dem Befehl, konnte aber nicht unterlassen, vor sich hinzumurmeln:

„Ist das Komödiantenvolk. Thun sie doch, als hätten sie sich im Leben nicht gesehen."

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Madame", sagte Solérol, sobald der Bursche sich entfernt hatte.

„Das heißt, Sie wollen hören, was ich Ihnen zu sagen habe?"

„Ja, wohl!"

„Sie sind lange in Ungnade gewesen, mein lieber General," begann Mademoiselle Lange.

„Man hat mich seit den Ereignissen des Thermidor bei Seite geschoben."

„Und würden es wahrscheinlich noch sein, ohne gewisse Ereignisse, die Ihnen selbst noch unbekannt sind."

„Bah!" sagte Solérol wegwerfend.

„Es ist nicht nöthig, daß Sie die Natur dieser Ereignisse vollständig kennen", fuhr die Schauspielerin fort, „es genügt, wenn Sie einen Umstand erfahren."

„Und der wäre?"

„Sie können in vierzehn Tagen Divisions-General sein, oder —

Sie hielt inne und sah ihn kalt an.

„Oder?" fragte der General unruhig.

„Oder deportirt werden."

Mademoiselle Lange sprach diese Worte in einem so eisigen Ton, daß der General selbst sein Blut daran erfrieren fühlte. Er sah sie, keines Wortes mächtig, starr an.

„Sie haben an Barras geschrieben?" fuhr sie fort.

Ja."

„Sie haben unumschränkte Gewalt von ihm verlangt?

„Madame, das Land ist von Räubern und Mordbrennern überschwemmt", versetzte Solérol.

„Ich weiß es."

„Die Royalisten brennen, plündern, morden —"

Mademoiselle Lange verzog keine Miene.

„Werden nicht alle diese Leute erschossen oder dem Henkerbeil überliefert, so? —"

„Nun was geschähe dann?"

„So ist ist die Republik verloren."

„Das wäre sehr schade," versetzte Mademoiselle Lange

mit einem leichten Anfluge von Ironie, „und ich kann Sie wegen Ihrer Thätigkeit nur loben; aber —"

Sie legte auf das letzte Wort einen ganz besonderen Nachdruck.

„Soll ich Ausnahmen machen?" fragte Solérol eifrig,

„Vielleicht."

„Ich hätte also gewisse Personen zu schonen?"

„Ich glaube."

„Und diese Personen wären?"

„Ich werde sie Ihnen seiner Zeit nennen."

„Sie?"

„Mein lieber General", sagte Mademoiselle Lange mit ihrem verführerischen Lächeln, „merken Sie sich wohl: Barras thut, was ich will."

Solérol verbeugte sich.

„Folglich werden auch Sie thun, was ich will."

„Es bedarf, damit ich Ihnen gehorche, durchaus nicht Ihrer Macht bei Barras, Madame," versetzte Solérol, indem er galant zu sein sich bemühte. „Sie brauchen nur zu sprechen und ich bin Ihr Sklave."

„Das ist eben so klug, wie liebenswürdig," antwortete sie lachend. „Aber plaudern wir weiter, wie steht es mit Ihren Operationen?"

„Gegen die Brandstifter?"

„Ja."

„Sie haben sich in einer Anzahl von etwa Zweihundert vereinigt."

„Wirklich?" rief Mademoiselle Lange, die Erstaunte spielend.

„Alle ci-devants aus der Umgegend, wie deren Diener, haben sich mit ihnen vereinigt; aber die Geschichte ist doch verpufft."

„Wie so?"

„Man scheint die Absicht gehabt zu haben, sich in sieben bis acht Departements zu gleicher Zeit zu erheben,"

erklärte Solérol. „Es ist eine weit verzweigte royalistische Verschwörung."

„Nun?"

„Hier in unserer Gegend ist man zu eifrig gewesen und hat die Fahne des Aufruhrs etwas zu früh entfaltet. Die Andern waren noch nicht bereit."

„Sie stehen hier mithin allein?"

„Ja wohl."

„So werden sie ja sehr leicht niederzuwerfen sein," bemerkte Mademoiselle Lange, die sich sehr lebhaft für den Sieg der Republik über die royalistische Insurrection zu interessiren schien.

„Ich werde bald damit zu Stande kommen," antwortete Solérol, dem der Augenblick günstig schien, sich eine ganz besondere Wichtigkeit beizulegen, „ein Anderer dürfte sich aber doch den Kopf dabei einrennen."

„Wie so?"

„Weil ich ein Kind des Landes bin, Madame. Man liebt mich —"

„Ah!"

„Man glaubt mir. Als ich sagte, die Brandstiftungen gingen von den Royalisten aus, hat man mir unbedingt Glauben geschenkt."

„Hat man denn bis dahin daran gezweifelt?"

„Ob man daran zweifelte? Man vermuthete es nicht einmal. Die Royalisten sind hier herum noch sehr geliebt, und hätte man von Paris einen fremden, im Departement unbekannten General hergeschickt, so würden jetzt sämmtliche Bauern mit den Insurgenten marschiren."

„Während ihrer jetzt kaum zweihundert sind," nickte Mademoiselle Lange, die sich den Anschein gab, als leuchteten Solérol's Mittheilungen ihr immer mehr ein."

„Ja, Madame."

„Da können Sie sie ja in einem Bissen verschlingen, General."

„He, he! Sie sind gut verschanzt."

„Wo?“

„Drei Meilen von hier am andern Ufer der Yonne, in den Wäldern. Sie kämpfen verzweifelt, wie Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben und in den Wäldern giebt es Felsen, Höhlen, Abgründe.“

„Sie haben doch aber bedeutende Streitkräfte zu Ihrer Verfügung.“

„Ich habe eine Colonne Gensd'armerie und zwei halbe Brigaden.“

„Also vier- bis fünftausend Mann.“

„Ungefähr.“

„Und denen können zwei Hundert widerstehn?“

„Bis jetzt haben sie es gekonnt. Nun ich aber unumschränkte Gewalt erhalten habe, werde ich bald ein Ende mit ihnen machen.“

„Ah.“

„Ich verbrenne die Wälder und die Rebellen darin.“

Mademoiselle Lange erbebte.

„Die Anführer möchte ich freilich gern lebendig haben,“ fuhr Solérol fort.

„Kennen Sie sie?“

„Ja, es sind deren drei.“

„Wie heißen sie?“

„Der erste ist der Graf Henri.“

„Ich kenne ihn nicht,“ sagte Mademoiselle Lange arglistig.

„Der zweite ist ein gewisser Cadenet.“

„Und der dritte?“

„Er heißt Machefer.“

„Ich rathe Ihnen, sich alle Mühe zu geben, um diese Drei lebend zu fangen,“ sagte Mademoiselle Lange.

„Wirklich! und weshalb?“

„Weil dem Director Barras möglicher Weise sehr viel daran gelegen sein könnte.“

„Wäre unter ihnen — vielleicht einer? Nun voraus-

gesetzt, daß es nicht Henri ist!" fügte er mit einem Tone unbeschreiblichen Hasses hinzu."

Aber Mademoiselle Lange blieb undurchdringlich.

„Ich habe Sie jetzt avertirt und hoffe, Sie haben mich verstanden," fuhr sie fort.

„Aber, Sie könnten mir doch wenigstens sagen, Madame, ob —"

„Ich bin stumm, wie das Grab. An Ihnen ist es, zu errathen. — Gute Nacht, mein lieber General, ich habe in zwei Tagen fünfzig Meilen gemacht; erlauben Sie, daß ich Sie verabschiede."

Sie machte ein Zeichen der Entlassung wie eine Königin, die eine Audienz beendet.

„Bock!" rief der General.

Der Bursche erschien.

„Rolle mich hinaus!" befahl der General.

Der Rollstuhl setzte sich in Bewegung und brachte Solérol von Zimmer zu Zimmer und endlich in den Speisesaal, wo Curtius und Scaevola sich bereits zu Tische gesetzt hatten.

„Das Weibsbild will uns was weis machen, mein Alter," sagte Scaevola, nachdem Solérol ihnen seine Unterredung mit Mademoiselle Lange mitgetheilt hatte.

„Was willst Du damit sagen?" fragte der General.

„Sie ist Barras' Geliebte nicht mehr."

„Alle Wetter! Was sagst Du?"

„Ich habe es von dem Ordonnanz-Offizier, mit dem ich, während er sein Abendbrod aß, geplaudert habe."

„Was führt sie denn aber her?"

„Sie will irgend einen Royalisten, für den sie sich interessirt, retten."

„Weißt Du aber auch gewiß, daß der Director ihr den Abschied gegeben hat?"

„Der Director ist verliebt wie ein Narr."

„In wen?"

„In Marion, die Blumenhändlerin."

„Was!" rief der General, den bei diesem Namen ein heftiger Schreck erfaßte, „die frühere Kammerfrau der Lucretia?"

„Dieselbe. Die Geliebte von Cadenet's Bruder, den ich guillotiniren ließ."

„Nun," seufzte Solérol, „wenn Marion Barras' Geliebte ist —"

„Es scheint, sie ist es noch nicht."

„Wenn sie es wird, so sind wir Alle verloren," erklärte der General wie niedergedonnert.

„Hasenherz," murmelte Scaevola.

## Achtes Capitel.

Zur Erklärung dessen, was die Reise der Schauspielerin nach Saulages und ihr Benehmen daselbst für den Leser Befremdendes hat, müssen wir in unserm Berichte etwas zurückgehen, und zwar bis zu dem Tage vor dem, an welchem wir Mademoiselle Lange bei Barras sahen und an dem sie später abreiste. Am Vorabende dieser Abreise saß sie gegen acht Uhr traurig und sorgenvoll in ihrem Boudoir, als Jeannette eintrat und ihr Marion anmeldete. Mademoiselle Lange und Marion waren schon seit langer Zeit befreundet mit einander, diese Freundschaft war jedoch für die Welt ein Geheimniß. Man sah sie niemals öffentlich zusammen; dagegen stahl sich Marion häufig des Abends durch die uns bekannte kleine Gartenpforte in das Hotel der Schauspielerin, um mit ihr zu plaudern. Sie hatten Beide einen gemeinschaftlichen, unerschöpflichen Stoff dazu, da ja die Männer, von denen einer der Freund der Einen, der andere der Geliebte der Anderen, Cadenet und Machefer, unzertrennlich wie Brüder waren.

An diesem Abende erschien Marion bleich und aufgeregt bei der Freundin.

„Was ist Dir?" fragte die Schauspielerin.

„Lies, lies, was mir Cadenet schreibt!" rief Marion, indem sie Mademoiselle Lange einen Brief reichte. „Der Mann, der mir ihn brachte, hat sein Leben zwanzig Mal aufs Spiel gesetzt, um Paris zu erreichen."

Mademoiselle Lange entfaltete den Brief und las:
„Meine liebe Marion.

„Wir befinden uns im vollsten Aufruhr und haben kein anderes Asyl mehr, als die großen Wälder, welche sich zwischen der Yonne und Nivernais hinziehen, und müssen Tag und Nacht mit den Soldaten der Republik Kugeln wechseln. Werden wir obsiegen? Ich wage nicht, es zu hoffen. Die Feiglinge, auf die wir zählten, haben sich nicht erhoben. Sie fürchten das Schaffot. Das Beispiel, was der Westen, was die Vendée unter Cadonals Leitung gegeben, hat keine Wirkung gethan, der Osten ist vorsichtiger. Wir sind kaum zweihundert und in diese Zahl sind mit einbegriffen zwei heldenmüthige Frauen, Fräulein Diana von Vernières und ihre Cousine, die unglückliche Helene, die durch Robespierre an den infamen Solérol verheirathet ward. Durch welche teuflische List sich dieser Lieferant der Guillotine, dieser Henkersknecht, dessen Epauletten vom Blute unschuldig Hingemordeter besudelt sind, beim Directorium, das ihn vom activen Dienste entfernt hatte, wieder in Aufnahme zu bringen gewußt hat, ist mir unklar; Thatsache ist aber, daß er die gegen uns operirende Armee befehligt. Ich schreibe Dir, meine gute Marion, weil uns Schande bedroht. Die Soldaten der Republik glauben nicht gegen Royalisten zu kämpfen, sondern gegen Räuber und Brandstifter."

Cadenet erzählte nun alle die abenteuerlichen Vorgänge, welche uns bekannt sind, vom Brande der auf Anstiften des Generals Solérol angezündeten Ravaudière, bis zu dem hartnäckigen Widerstande, den das kleine Schloß Roches geleistet hatte, bis zu der Flucht seiner Insassen in die Wälder, wo einige muthige Royalisten zu ihnen gestoßen waren, um mit ihnen vereint einen Aufruhrversuch zu machen.

„Wir sind Alle zum Sterben bereit," hieß es dann weiter in dem Briefe, „aber wir wollen nicht, daß man uns wie Straßenräuber behandle. Unser Leben gehört

unsern Feinden, unsere Ehre bleibt uns. Wir verlangen von der Republik keine Schonung, keine Gnade, aber wir wollen, daß dieser elende Solérol uns nicht länger mit den schändlichsten Verleumdungen brandmarke. Verstehst Du? Wenn dieser Brief in Deine Hände gelangt, so geh zu Barras, geh zur guten Lange — die Wahrheit muß ans Tageslicht kommen. Machefer ist bis jetzt noch heil und gesund, wir haben nur sehr wenig Leute verloren und unsere Stellung ist beinahe uneinnehmbar. Wenn man uns nicht aushungert, was fast unmöglich ist, so können wir uns aller Wahrscheinlichkeit nach ein bis zwei Monate halten. Wer weiß, bis dahin ermannen sich vielleicht die Schwachen und vereinigen sich mit uns."

Als Mademoiselle Lange diesen Brief gelesen hatte, sagte sie zu Marion:

„Du wirst nicht zu Barras gehen!"

„Warum nicht?"

„Weil der Director rasend verliebt in Dich ist und weil wir diese Liebe als äußerstes Rettungsmittel für Cadenet und Machefer aufbewahren müssen. Barras muß Dich an dem Tage, wo Du ihn um das Leben dieser beiden Männer bittest, noch stark genug lieben, um es Dir zu schenken."

„Wenn sie sich aber bis dahin tödten lassen?"

Mademoiselle Lange blickte traurig gen Himmel.

„Gott ist mein Zeuge", sagte sie, „daß ich Machefer von ganzem Herzen liebe, trotzdem denke ich in diesem Augenblicke mehr an seine Ehre als an sein Leben."

„Aber was gedenkst Du zu thun?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Du hast also Geheimnisse vor mir?"

„Ja, wenn es sich darum handelt, Dich nicht unnöthig in eine Gefahr zu verwickeln."

„Bin ich nicht Deine Schwester?"

„Ja, aber ich will allein handeln. Du bleibst in Paris — ich reise."

„Wo willst Du hin?"

„Zu ihnen."

„Kannst Du dort etwas Anderes thun als mit ihnen sterben?" fragte Marion.

„Ich will sie retten und den nichtswürdigen Solérol verderben."

„Und was soll ich während dessen thun?"

„Du mußt Dich verbergen!"

„Warum?"

„Damit Barras Dich nicht findet. Wer weiß, was geschieht, wenn ich abwesend bin."

Es geschah, wie Mademoiselle Lange es bestimmte. Marion ging zu einer armen ihr bekannten Familie, die am äußersten Ende der Vorstadt wohnte und verbarg sich dort. Mademoiselle Lange haben wir nach Saulages begleitet und dort ihrer Unterredung mit dem Brigade-General Solérol beigewohnt. Nachdem der Letztere sie verlassen, entkleidete sie sich, um zu Bett zu gehen, nahm aber, todtmüde wie sie war, doch noch einmal den von Cadenet an Marion geschriebenen Brief aus dem Portefeuille und las ihn aufmerksam durch, um sich die sehr genau beschriebene Topographie der Gegend einzuprägen. Dann verriegelte sie ihre Thür, legte sich nieder und schlief unverzüglich ein. Gegen fünf Uhr Morgens weckte sie ein eigenthümliches Geräusch. Es war ihr, als höre sie ein dumpfes Stöhnen und Seufzen. Sie richtete sich auf und lauschte. Die Töne schienen aus einem benachbarten Zimmer zu kommen. Sie sprang aus dem Bett, legte das Ohr an die Wand und horchte. Die Seufzer waren zu Worten geworden, die sie ganz deutlich verstand und welche lauteten:

„Teufel von Solérol, ich leide wie in der Hölle, meine Wunden scheinen mir in der Nacht glühende Eisen zu sein, die mich brennen, aber Du hast doch einen Fehler begangen, mich nicht sofort abthun zu lassen, denn wenn ich mit dem Leben davon komme, wenn ich Barras wieder-

sehe, so bringe ich Dich auf's Schaffot, das Du als Mörder und Brandstifter verdienst."

Mademoiselle Lange erinnerte sich der ihr von dem Bock gemachten Mittheilungen und schloß sogleich, daß diese Stimme dem Capitain Bernier angehöre. Sofort überlegte sie, wie sie zu ihm gelangen könne. Bei ihrem Eintritt in das Schloß hatte sie sogleich einen schnellen Blick rings um sich geworfen und bemerkt, daß das Zimmer, das ihr angewiesen ward, in einem langen Corridor lag, auf den noch mehrere Thüren gingen. Sie tappte sich in der Dunkelheit, die nur durch den schwachen Schein eines noch im Kamin glimmenden Brandes erhellt ward, nach der Thür, die sie mit der äußersten Vorsicht öffnete. Der Corridor war öde, ringsum herrschte tiefes Schweigen. Obgleich nur mit einem Peignoir bekleidet, den sie in der Eile übergeworfen hatte, ging Mademoiselle Lange langsam im Corridor vorwärts und stand dann wieder still, um zu lauschen. Sie vernahm dieselben Klagen, die in ihr Zimmer gedrungen und sie erkannte bald, aus welchem Gemach sie ertönten. Sie näherte sich der Thür und klopfte leise an. Die Klagen verstummten und eine Stimme fragte:

„Wer ist da?"

Mademoiselle Lange drehte den von Außen im Schloß steckenden Schlüssel herum, öffnete die Thür und trat ein.

„Still", sagte sie, die Schwelle des Zimmers überschreitend, das gleich dem ihrigen in tiefe Dunkelheit gehüllt war. „Ich bin es, eine Freundin."

Die Stimme der jungen Dame klang mild und theilnahmsvoll. Bernier, denn er war es, schwieg und wartete. Mademoiselle Lange schloß die Thür und fuhr fort:

„Machen Sie kein Geräusch, ich bin ein Freundin, eine Freundin von Barras und von Marion der Blumenhändlerin."

Leider hatte Mademoiselle Lange bei aller Vorsicht

die sie beobachtete, eins vergessen. Sie hatte die Thür ihres Zimmers nicht hinter sich verschlossen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der General Solérol und seine beiden würdigen Freunde schliefen nicht. Sie saßen im Speisesaal zusammen, rauchten und tranken, nachdem sie reichlich gegessen und schwelgten in Erinnerungen an das für sie so freudenreiche Jahr 1793. So viel sie aber auch lachten und einander von ihren Heldenthaten gegen die wehrlosen gefangenen Aristokraten berichteten, war es Solérol doch im Grunde des Herzens nicht wohl zu Muthe.

„Ja, Kinder", sagte er, seiner inneren Unruhe endlich Worte gebend, „wenn Marion Barras' Geliebte wird, bin ich ein verlorner Mann."

„Bah!" rief Scaevola, „Du traust den Weibern mehr Einfluß auf den Director zu, als sie haben."

„Marion wird ihm die Geschichte von den Rittern vom Dolche erzählen."

„Sei ruhig, die kennt er schon."

„Das ist es nicht was mich beunruhigt," bemerkte jetzt Curtius.

„Was denn sonst?"

„Die hübsche Dame, die wir im Schlosse haben. Was hat sie hier zu suchen?"

„Das muß man um jeden Preis zu erfahren suchen."

„Aber wie?"

„Wenn man sie verschwinden ließe?" warf Curtius hin.

„Das ist gefährlich."

„Wenn Barras mit ihr gebrochen?"

„Der Director bewahrt denen, die er geliebt hat, seine Freundschaft."

„Du glaubst?"

„Wenn man nur gewiß wüßte, daß die kleine Dame ohne Vorwissen des Directors hier wäre," fügte Scaevola hinzu, „da könnte man schon etwas riskiren — aber sicher müßte man erst sein."

„Still!“ gebot Solérol, ich höre Geräusch.

Ein vorsichtiges Klopfen ließ sich zweimal hintereinander an der Thür des Speisesaals vernehmen. Curtius öffnete und vor ihm stand der Bock, nur halb bekleidet, in Hemdärmeln, barfuß und eine Stall-Laterne in der Hand. Mit geheimnißvoller Miene machte er die Thür hinter sich zu.

„Was soll das vorstellen?“ fragte der General in barschem Ton.

„Ich weiß, weshalb die kleine Dame hier ist,“ zischelte der Bock.

„Du weißt es?“ fragte Solérol zitternd.

„Ja, sie ist nicht Euretwegen gekommen.“

„Um wen denn?“

„Um des Capitains Bernier willen. Sie ist bei ihm.“

„Bei ihm?“

„Ja.“

Solérol und seine Gefährten sahen sich verwundert an, der Bock fuhr fort:

„Ich konnte nicht schlafen und hörte Geräusch, da stand ich auf, nahm die Laterne und ging hinunter. Als ich durch den Corridor ging, hörte ich, daß im Zimmer des Capitains gesprochen ward, ich sah durch das Schlüsselloch, konnte aber nichts erkennen, da es dunkel war, auch verstehen konnte ich nichts, sie sprachen zu leise.

„Bist Du auch Deiner Sache gewiß?“ fragte Scaevola.

„O ja.“

„Womit willst Du das beweisen?“

„Ich ging an ihrer Stube vorüber, sie stand offen und ich sah, daß das Bett leer war.“

„Ah!“ rief Solérol.

„Ich ging hinein.“

„Wie unvorsichtig.“

„Und habe dies Portefeuille, das ich auf dem Kamin liegen sah, mitgenommen.“

Bei diesen Worten zog der Bock aus der Tasche seines Beinkleides das Portefeuille, in welchem Mademoiselle Lange den von Cadenet an Marion adressirten Brief aufbewahrte. Es war ziemlich groß und enthielt außer diesem Brief noch verschiedene Papiere, Wechsel auf ein Bankhaus in Auxerre und zwei Rollen Gold. Der General las den Brief und reichte ihn Scaevola, der ebenfalls von seinem Inhalt Kenntniß nahm und ihn dann zu gleichem Zwecke an Curtius gab. Währenddessen spielte Solérol nachlässig mit den im Portefeuille befindlichen Goldrollen, welche der Bock mit den Blicken fast verschlingen wollte.

„Nun, Scaevola, was denkst Du von der Geschichte?" fragte der General, nachdem auch Curtius den Brief gelesen.

„Ich habe meine eigenen Gedanken," antwortete ziemlich orakelhaft der Polizei-Agent.

„Und Du, Curtius?"

„Hm," meinte der Chef im Büreau des Kriegs-Ministeriums, „es wäre gut, seine Vorsichtsmaßregeln zu treffen."

Solérol legte den Brief, sowie das Gold und die Werthpapiere wieder in das Portefeuille, gab letzteres dem Bock zurück und sagte:

„Trage es wieder fort."

„Wohin?"

„Dahin, wo Du es weggenommen hast."

„Man könnte sich aber mit den hübschen Goldfüchsen einen guten Tag machen," seufzte der Taugenichts.

„Das kann schon sein, wenn Du aber nur einen anrührst, so lasse ich Dich erschießen," versetzte Solérol.

Der Knabe konnte sich eines leichten Schauers nicht erwehren, dies bemerkend, fügte Solérol mit einer harmlos sein sollenden Stimme hinzu:

„Wenn Du die hübsche Dame vielleicht zufällig im

Walde träfest und sie Dir dort ihre Goldfüchse geben will, so habe ich nichts dagegen."

„Im Walde?"

„Ja," sagte Solérol, „ich denke mir, sie wird morgen einen Spazierritt dahin machen."

Der Bock und Solérol tauschten einen Blick aus, der Scaevola und selbst bei Curtius ein Gefühl des Schauders erregte.

„Ich habe auch meine eigenen Gedanken," warf der der General dann mit scharfer Betonung hin.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mademoiselle Lange kehrte mit Tagesanbruch in ihr Zimmer zurück. Sie fand ihr Portefeuille unversehrt auf demselben Flecke, wo sie es liegen gelassen; kein Papier, kein Goldstück fehlte. Der Bock hatte, indem er sich so ehrlich zeigte, ohne Zweifel auch seine eigenen Gedanken gehabt.

Die Schauspielerin suchte ihr Bett wieder auf und schlief bis die in das Zimmer dringenden Strahlen der späten Wintersonne sie weckten. Sie kleidete sich an, öffnete das Fenster und blickte hinaus. Der Himmel war wolkenlos, die Luft beinahe mild zu nennen, die bereiften Bäume funkelten im Sonnenglanz wie mit Millionen Diamanten bestreut und zahllose Sperlinge schienen sich darauf zum Frühconcert niedergelassen zu haben. Unter Mademoiselle Lange's Fenster putzte ein Knabe ein Pferd, dessen Schönheit der Schauspielerin einen lauten Ausruf der Bewunderung entriß.

Der Knabe richtete den Kopf empor und Mademoiselle Lange erkannte ihren Führer vom vorigen Tage, **den Bock.**

„Gefällt Ihnen das Pferd, Madame?" fragte er. „Es ist ebenso fromm, wie es schön ist."

„Wem gehört es?"

„Es war das Jagdpferd der Bürgerin Solérol.

## Neuntes Capitel.

Indem der Bock diese Erläuterungen gab, öffnete sich eine Thür im Erdgeschosse und der General wurde auf seinem von zwei Dienern in Bewegung gesetzten Rollstuhl sichtbar. Er blickte zu Mademoiselle Lange's Fenster auf und spielte den Erstaunten.

„Wie, Madame, schon aufgestanden?“ fragte er.

„Ja, mein lieber General; ich bin eine Virtuosin im Frühaufstehen,“ antwortete Mademoiselle Lange.

„Ei, das hätte ich kaum gedacht.“

„Außerdem habe ich so gut geschlafen.“

„Und jetzt bewundern Sie, wie mir scheint, meinen Schimmel,“ fuhr Solérol fort.

„Gewiß. Es ist ein herrlich gebautes Thier, es muß sich köstlich darauf reiten.“

„Sie haben vollkommen Recht.“

„Ist er fromm?“

„Wie ein Lamm. Er hört auf's Wort; wollen Sie ihn reiten?“

Mademoiselle Lange fingirte eine kindische Freude.

„Mit dem größten Vergnügen!“ rief sie.

„Wann?“

„Sogleich, wenn es möglich ist. Ich mache noch vor dem Frühstück einen Spazierritt, denn nach demselben,“ fügte sie lächelnd hinzu, „haben wir miteinander zu reden, mein General.“

„Von Politik?“

„Natürlich.“

„Bock, sattle Blanchette,“ gebot der General.

Der Bock lief nach der Sattelkammer und holte einen Damensattel und einen Zaum, der zwei Bandschleifen am Stirnriemen hatte.

„Ich werde Sie natürlich nicht allein reiten lassen, Madame,“ sagte Solérol.

„Warum nicht?“

„Weil Sie sich unzweifelhaft im Walde verirren würden.“

„Wer soll mich denn begleiten?“

„Ich, Madame!“ rief der Bock, indem er eine recht dummgute Miene annahm.

„Er reitet doch auch?“ fragte die Schauspielerin.

„O nein, er geht,“ entgegnete Solérol.

„Aber ich mag nicht gern im Tritt reiten.“

„Sie können galoppiren, wenn es Ihnen beliebt,“ rief der Bock. „Ich laufe wie ein Wiesel und Blanchette soll mich nicht überholen, dafür sage ich gut.“

„Nun denn, allons!“ sagte Mademoiselle heiter. „Ich werde mich umkleiden und hinunterkommen.“

Der Bock sattelte und zäumte das Pferd und machte es dann an einem neben der Thür befindlichen Ringe fest. Mademoiselle Lange war vom Fenster verschwunden. Solérol und der Bock sahen einander an, dann sagte der letztere laut:

„Ich will Schuhe anziehen, ich kann in Holzschuhen nicht laufen;“ und er zeigte auf seine Füße, die in großen mit Stroh ausgestopften Holzschuhen steckten.

Seit dem Brande der Ravaudière wohnten Brulé und der Bock auf Schloß Saulages, wo jedem eine Mansarde angewiesen worden war, die Mutter Brulé und Sulpice waren auf der Ravaudière geblieben. Diese Mansarde suchte der Bock jetzt auf, staffirte sich aufs beste heraus und stieg dann die Haupttreppe hinunter, um in den Corridor zu gelangen und an Mademoiselle Lange’s

Zimmer vorüberzugehn. Da dasselbe noch verschlossen war, so klopfte er an. Die junge Dame öffnete.

„Madame, Blanchette ist gesattelt," sagte der Bock, indem er schnell einen spähenden Blick um sich warf.

„Es ist gut, ich komme."

Die Schauspielerin nahm bei diesen Worten das Portefeuille vom Kamin und steckte es zu sich. Die Augen des Bocks funkelten wie die eines Raubthiers und er summte, während er die Treppe hinunterging, sein Lieblingslied:

Der Hauptmann der Gendarmen,
Der wollt mich stecken ein,
Tontonton Tontonton Tontontain.

Wieder im Hofe angekommen, flüsterte er Solérol zu: „Sie hat ihr Portefeuille eingesteckt."

„Wo willst Du sie hinführen?"

„Wohin sie will," antwortete der kleine Bandit mit einem vielsagenden Lächeln.

„Du weißt, Freundchen, daß ich Dir durchaus keinen Rath gebe."

„Ich weiß, ich weiß."

„Ziehst Du Dir einen schlimmen Handel auf den Hals, so hast Du ihn ganz allein auszubaden.

„Bah!" sagte der Bock, man hat doch das Recht, die Leute nach dem Wolfssprung zu führen."

„Das versteht sich."

Mademoiselle Lange's Erscheinen machte der Unterredung ein Ende. Sie trug ein Reitkleid von grünem Tuche, einen kleinen schwarzen Hut und hielt eine zierliche Reitpeitsche mit elfenbeinernem Griff in der Hand. „Sie sehen, mein lieber General, ich habe mich darauf eingerichtet, zu Pferde steigen zu können," sagte sie zu Solérol; dann setzte sie ihren Fuß auf das Knie des Bocks und schwang sich leicht in den Sattel.

„Wo wirst Du mich hinführen?" fragte sie.

„Wohin Sie wollen, Madame. Die schönste Promenade ist aber dorthin.“

Er deutete mit der Hand nach Süden.

„Wohin kommt man da?“

„Nach der Yonne.“

„Ei sieh da,“ sagte Mademoiselle erbebend, „nun gut, nehmen wir diese Richtung.“

Sie setzte das Pferd in einen mäßigen Galopp und der Bock lief nebenher. Sie verfolgten zuerst einen graden Weg, dann schwenkte der Bock links ab in ein Dickicht.

„Warum schlagen wir diesen Weg ein?“ fragte die Schauspielerin.

„Ich möchte Ihnen die schönen Ruinen eines alten Tempelherren-Klosters zeigen.“

„Entfernen wir uns dadurch aber nicht zu weit von der Yonne?“

„Im Gegentheil, wir schlagen einen kürzeren Weg dahin ein.“

Der Bock hatte einen schmalen Weg gewählt, der sich zwischen hohen alten Eichen und dichtverwachsenem Haidekraut hinzog. Blanchette war in einen langsameren Schritt und Mademoiselle Lange in Nachdenken verfallen. Das Terrain begann in dieser Gegend zu steigen und bald sagte der Bock:

„Sehen Sie sich um, Madame, da drüben können Sie das Dach des Schlosses erblicken, es liegt gerade zu Ihren Füßen.“

„Ja; aber wir halten ja die Richtung nach der Yonne zu nicht inne.“

„Doch, Madame. Sobald wir das Plateau erreicht haben, sehen Sie den Fluß am Saume des Waldes. Sie werden eine schöne Aussicht haben, man sieht zehn bis zwölf Kirchthürme.“

„Sieht man die Wälder von Nivernais auch?“

„Ja, Madame.“

„In welcher Entfernung?“

„Zwei Meilen.“

„So,“ sagte Mademoiselle Lange und versank wieder in ihre Träumerei.

Der Bock pfiff ein Jagdstückchen, die Schauspielerin dachte: „Der gute General kann lange mit dem Frühstück auf mich warten. Sein Pferd scheint mir ganz geeignet zu meinem Vorhaben, es schwimmt mit mir über die Yonne und in drei Stunden bin ich bei meinen Freunden und bei meinem guten Machefer.“

Wie man sich denken kann, hatte Mademoiselle Lange in der verflossenen Nacht mit dem Capitain Bernier, der ihr die nöthigen Anweisungen gegeben, den Plan ihres Entweichens aus dem Schloß Saulages entworfen. Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde schweigend ihren Weg verfolgt hatten, stand der Bock, der bis dahin vorausgegangen war, still und ließ Blanchette an sich vorüber. Mademoiselle Lange träumte noch immer.

„Sie werden eine schöne Aussicht haben“, wiederholte der Bock, der sich jetzt hinter dem Pferde befand.

„Wann endlich?“

„In fünf Minuten.“

Der Wald veränderte und lichtete sich in der That und die junge Dame erkannte, daß sie bald den höchsten Punkt des Plateaus erreicht haben müsse. Während des Sprechens hatte sich der Bock wie spielend mit seinem Messer einen Zweig von einer Rothbuche abgeschnitten, ihn abgeschält und eine Gerte daraus gemacht. Sein Gedankengang war dabei etwa folgender:

„Das Gebüsch rings um den Wolfssprung ist sehr dicht, Niemand wird etwas davon sehen. Sie wird einen ganz famosen Sprung machen und ich werde unten die Stücke von ihr zusammensuchen können.“

Die Reiterin hatte endlich die Höhe des Plateaus erreicht und hielt, von Bewunderung ergriffen, ihr Pferd an. Vor ihren Blicken breitete sich ein Panorama von

mindestens sechs Quadratmeilen Umfang aus. Zu ihren Füßen, am äußersten Rande eines schnell abfallenden Waldgebirges schlängelte sich die Yonne durch mit Pappel-Alleen besäumte Wiesen. Darüber hinaus sah man eine Kette von Hügeln, die von Weilern und Dörfern theils bedeckt, theils unterbrochen waren und noch weiter, den Horizont begrenzend, lagen die großen dunklen Wälder von Nivernais, die der kleinen royalistischen Armee als Zufluchtsstätte dienten.

„Das ist in der That ein herrliches Landschaftsbild!" rief Mademoiselle Lange. „Wie kommen wir aber nun weiter? Ich sehe keinen Weg."

„Wir müssen quer durch die Haide hinunter, Madame, aber haben Sie keine Furcht, Blanchette ist ein Jagdpferd und kennt solche Wege. Hü, Blanchette!"

Er versetzte dem Pferde einen leichten Schlag mit seiner Gerte und dieses setzte sich entschlossen in Trab.

„Sehen Sie dort unten einen weißen Felsen?" fragte der Bock.

„Ja."

„Darauf müssen wir zureiten, dahinter finden wir wieder einen Weg."

„Wo sind denn aber die Kloster-Ruinen?"

„Die sind noch weiter hin."

Mademoiselle Lange trieb Blanchette weiter. Dem Pferde ging das Haidekraut bereits bis an die Brust; der Bock hielt sich noch immer dahinter. Plötzlich blieb Blanchette stehen, spitzte die Ohren und blies die Nüstern auf.

„Was hat das Thier?" fragte Mademoiselle Lange und versetzte ihm einen Peitschenhieb.

Blanchette bäumte sich, war aber nicht von der Stelle zu bringen.

„Blanchette hat Furcht," sagte der Bock und zog dem Pferde gleichzeitig mit aller Kraft einen Schlag mit der Gerte über das Kreuz. Das Thier bäumte sich hoch

auf und sprang vorwärts, das Haidekraut öffnete sich und Roß und Reiterin waren verschwunden. Der Bock hörte einen entsetzlichen Fall, einen Schrei des Schreckens und der Verzweiflung, dann noch ein dumpfes Geräusch und Alles war still. Das Haidekraut hatte sich über einen tiefen Abgrund geschlossen, an dessen Rand der Bock mit einer furchtbaren Ruhe stand.

## Zehntes Capitel.

Der Wolfssprung, in welchem Roß und Reiterin verschwunden waren, war ein Abgrund, an den sich Sagen und Thatsachen knüpften, welche ihn mit dem Gewande des Furchtbaren und Romantischen umkleideten. Nach einer alten Tradition stand an dem Orte, wo jetzt mannshohes Haidekraut einen gähnenden Felsenschlund verbirgt, im elften oder zwölften Jahrhundert eine stattliche Ritterburg. In einer Nacht wurden die in der Ebene wohnenden Leute durch ein Krachen wie von zehnfachen Donnerschlägen aus dem Schlafe geweckt. Der Lärm kam aus der Gegend des Schlosses, das sie von bläulichen Flammen eingehüllt sahen, die vom Boden aufsteigend bis an die Thürme hinaufleckten. Endlich erloschen die Flammen, das Krachen verstummte, dichte undurchdringliche Finsterniß hüllte die Gegend ein. Am andern Morgen war das Schloß verschwunden, an der Stelle, wo es gestanden, sah man schaudernd in einen tiefen Abgrund, aus dem eine Rauchwolke emporstieg. Dieselbe verzog sich zwar allmählich, aber Jahrhunderte hindurch entstiegen dem Felsenschlunde, der buchstäblich wie mit spitzen Steinen gepflastert war, auf denen die Glieder des Herunterfallenden zerschellen mußten, von Zeit zu Zeit schwefelartige Dämpfe.

In jenen Tagen der Unwissenheit und des Aberglaubens mußte ein solches Ereigniß, daß eine spätere aufgeklärtere Epoche durch einen vulkanischen Ausbruch

erklärt haben würde, natürlich in das Bereich des Wunderbaren verwiesen werden. Man erzählte sich, der Teufel habe den Schloßherrn geholt, der sich ihm in Palästina, wohin er mit den Kreuzfahrern gezogen, verschrieben habe, um mit Hilfe des Gottseibeiuns in den Besitz einer schönen Sarazenin, in die er sich verliebt gehabt, zu gelangen. Ganz im Anschluß an diese Erklärung nannte man auch diesen Abgrund das Teufelsloch, bis zum Jahrhundert Ludwigs des Fünfzehnten, in welchem Frankreich das Land der Philosophie ward und der Wunderglaube aus der Mode kam. Zudem hatte der Abgrund etwas von seinen Schrecken verloren. Die Schwefeldämpfe hatten schon seit langer Zeit aufgehört, dichtes Haidekraut verbarg die gähnende Tiefe und es bedurfte eines neuen tragischen Ereignisses, die ganze Unheimlichkeit des Ortes wieder zur Geltung zu bringen, zugleich wurde dasselbe aber auch die Veranlassung zur Aenderung des Namens.

Ein Marquis Jutault machte nämlich in Gesellschaft von vier Nachbarn auf einen Wolf Jagd. Dieser ein kräftiges Thier, griff tapfer aus, um sich den Zähnen der auf ihn losgelassenen Meute von vierzig wilden Vendee-Hunden zu entziehen. Der Marquis Jutault, ein junger Mann von sieben- bis achtundzwanzig Jahren, ritt ein Pferd von so außerordentlicher Schnelligkeit, daß es Luftschiffer genannt ward. Der Wolf hatte keine hundert Schritte Vorsprung mehr vor den Hunden; Luftschiffer und sein Reiter folgten den Hunden auf dem Fuße, während die andern Jäger, deren Pferde nicht die gleiche Schnelligkeit besaßen, zurückgeblieben waren. Plötzlich verschwanden Hunde, Roß und Reiter, das Teufelsloch hatte sie verschlungen, während der Wolf über den Abgrund hinweggesprungen war und sich gerettet hatte. Man fand die Leiche des Marquis Jutault gräßlich zerschmettert im Abgrunde; mehrere Monate später gab seine junge, ihm erst kurze Zeit vermählte Gemahlin einem

Knaben das Leben, der seinen Namen fortpflanzte und der Großvater von Henri de Vernières ward.

Seit jener Zeit hieß das Teufelsloch der Wolfssprung und die Jäger aus der Umgegend waren, wenn sie in die Nähe des Abgrundes kamen, darauf bedacht, ihre Hunde zu koppeln und ihn in einem angemessenen Umkreise zu umgehen.

Jetzt hatte der Schlund wieder ein Opfer verschlungen. Mademoiselle Lange und das Pferd mußten beim Fall auf die spitzen Felsen jämmerlich zerschellt sein.

„Die Goldstücke gehören mir," murmelte der Bock, dieses Ungeheuer in Knabengestalt. „Der General kann ein anderes Pferd kaufen."

Er bog das Haidekraut zurück, beugte sich hinunter und sah eine weiße Masse, die sich ganz in der Tiefe wand, es war der Schimmel, der noch lebte, aber alle vier Füße gebrochen hatte. Der Bock blickte schärfer hin und erkannte endlich auch den Körper der Mademoiselle Lange, der etwas über dem Schimmel unbeweglich an einem Baumzweig hing.

„Sie ist todt," dachte der Bock.

Er war schon sehr oft auf einem kleinen, im Zickzack sich durch die Felsen windenden Fußpfade in den Wolfssprung hinabgestiegen und machte sich nun wieder auf diesen, immerhin nicht gefahrlosen Weg, um das Portefeuille zu holen. Mit der Gewandtheit eines Affen kletterte er hinunter, ohne nur ein einziges Mal gestrauchelt zu sein oder sich nur die Hände geritzt zu haben. Das arme Pferd hatte verendet. Der Körper der Reiterin hing bewegungslos im Strauchwerk, hatte aber allem Anschein nach den Boden des Abgrundes gar nicht berührt, sondern sich vom Pferde gelöst, ehe dasselbe von den Felsen zerschmettert ward. Der Bock schlich vorsichtig näher. Der Körper war und blieb unbeweglich, schien aber unverletzt und selbst das Kleid der Reiterin zeigte nur unbedeutende Risse und nicht die geringste

Blutspur. Der Bock ergriff den Körper beim Arm, da entrang sich der Brust ein Seufzer und der Mörder, der neben der vermeintlichen Leiche kalt und ruhig geblieben war, hatte Furcht als er Mademoiselle Lange zu sich kommen sah.

„Sie hat sich kein Leid gethan," sagte er.

Er legte sie auf eine Felsplatte neben den todten Schimmel.

Noch immer hatte Mademoiselle Lange die Augen nicht wieder geöffnet. Der Bock befand sich in großer Verlegenheit.

„Ich hätte wohl Zeit, ehe sie wieder zu sich kommt, ihr Kleid zu öffnen, das Portefeuille zu nehmen und mich damit aus dem Staube zu machen," sagte er, „aber sie könnte sich doch wieder hier heraushelfen und dann Alles errathen. Geschieht das, so läßt mich der General erschießen, wie er mir gedroht hat, wenn ich meine Sache schlecht mache. Was thun?"

Der Bock überlegte lange, endlich gewann seine eigentliche Natur die Oberhand.

„Es hilft nichts!" sagte er. „Besser den Wolf getödtet, als daß man von ihm zerrissen wird."

Er faßte in die Tasche und zog ein großes Messer mit spitzer Schneide hervor.

„Ich werde sie hier fest machen, wenn ich erst das Portefeuille habe," murmelte er.

Er schnitt mit dem Messer die Agraffen, welche das Kleid zusammenhielten, auf, und das Portefeuille fiel heraus. Aber in demselben Augenblicke schlug Mademoiselle Lange die Augen auf, und ihr erster Blick fiel auf das auf ihre Brust gezückte Messer. Sie stieß einen Schrei aus, einen Schrei, der den Bock so heftig erschreckte, daß er den Stoß, zu dem er bereits den Arm erhoben, nicht zu führen vermochte. Mit dem Instinct der Selbsterhaltung, der wunderbare Kraft zu verleihen vermag, erhob sich die junge Dame und versetzte dem

Knaben, der ihr bereits das Knie auf die Brust gesetzt hatte, einen so heftigen Stoß, daß er einige Schritte fortrollte. Zugleich sprang sie wie von einer Feder in die Höhe geschnellt empor und stand auf ihren Füßen.

„Mörder!“ rief sie.

Und muthig wie eine Löwin stürzte sie sich unbewaffnet wie sie war auf den sein Messer schwingenden Bock. Er stieß zu, aber seine Hand zitterte, das Messer glitt ab und die Gewalt des Stoßes, der das Herz der jungen Dame treffen gesollt, brach sich an dem Fischbein ihres Corsets. Die Schauspielerin ersah den günstigen Moment, packte den Bock bei der Kehle und drückte sie ihm zusammen. Als ein Kind des Volkes besaß Mademoiselle Lange eine Muskelkraft, die man dem zarten Charakter ihrer Schönheit keineswegs zutraute, und schnürte mit ihren Händen dem kleinen Bösewicht die Gurgel so fest zu, daß dieser, dem Ersticken nahe, sein Messer fallen ließ. Jetzt wechselten die Rollen vollständig. Mademoiselle Lange drückte den Bock nieder, hielt ihn am Boden fest, hob das Messer auf und setzte dessen Spitze dem Taugenichts an die Kehle.

„Rühre Dich, und Du bist des Todes,“ sagte sie.

Der Bock war eben so feige wie grausam. Er bat winselnd um Gnade.

Die menschliche Intelligenz vermag in kritischen Momenten zuweilen Riesenschritte zu machen. Diese zarte, soeben erst aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, zweimal der sichersten Todesgefahr mit genauer Noth entgangene Frau begriff in wenigen Secunden vollständig die Situation. Sie vergegenwärtigte sich das ganze Betragen des Bocks und sagte sich, daß Habsucht die Haupt-Triebfeder seines Verbrechens sei.

„Du siehst, ich bin stärker als Du,“ sagte sie, „Du bist in meiner Gewalt.“

„Gnade!“ wiederholte der Bock.

„Ich werde Dir Gnade angedeihen lassen, wenn Du sprichst.“

Er warf einen scheuen Blick auf sie.

„Warum hast Du mich ermorden wollen?"

Der Bock zögerte mit der Antwort. Sogleich fühlte er die Spitze des Messers an seinem Halse.

„Sprich oder ich tödte Dich," rief sie.

„Weil ich Sie berauben wollte."

„Dummkopf! Ich habe keine hundert Louis bei mir und ich kann Dich reich machen."

„Mich reich machen," stammelte er.

„Ja."

„Was muß ich dafür thun?" fragte er, etwas von seiner Sicherheit wieder gewinnend.

„Mir die Wahrheit sagen."

„Ja — aber — was soll ich Ihnen denn sagen?"

„Wer Dir gerathen hat, mich in den Abgrund stürzen zu lassen."

„Niemand."

„Du lügst."

Der Bock stieß einen Schrei aus, die Spitze des Messers kitzelte abermals seinen Hals.

„Sprich!" befahl Mademoiselle Lange noch strenger.

„Der General."

„Das wußte ich."

Sie behielt das Messer fest in der Hand, nahm aber ihr Knie von der Brust des Burschen und gestattete ihm, aufzustehen. Dann nahm sie das Portefeuille vom Boden auf und zog die Goldrollen daraus hervor.

„Nimm", sagte sie, „Du hättest nicht nöthig gehabt, mich um dieses Geldes willen ermorden zu wollen; ich gebe es Dir."

Der Bock sah sie mit vor Erstaunen weit geöffnetem Munde an und sie fügte hinzu:

„Ich will diesen Ort verlassen — und ich brauche Dich."

Der Bock wagte nicht, ihre Hand zu berühren; Mademoiselle Lange warf ihm das Geld vor die Füße.

## Elftes Capitel.

Der Bock sah zuerst Mademoiselle Lange, dann die auf dem Boden liegenden Geldrollen an und auf letztern blieb sein Blick haften. Er, der im Stande gewesen wäre, für einen Thaler einen Mord zu begehen, sah Rollen Goldes zu seinen Füßen liegen, sie sollten sein Eigenthum sein, ohne daß er das Verbrechen, durch das er sie zu gewinnen hoffte, begangen hatte. Eine solche Wendung der Dinge erschien ihm so unbegreiflich, so unverständlich, daß er, nachdem er das Geld lange betrachtet, endlich wieder den Blick zu der Schauspielerin erhob und sagte:

„Sie haben mein Messer und sind stärker als ich, warum geben Sie mir denn da das Geld?"

Sie antwortete lächelnd:

„Ich habe gesehen, daß Du käuflich bist und ich will Dich erkaufen."

Die kleinen grünen Katzenaugen des jungen Bösewichts begannen zu funkeln; er fing an, die Situation zu begreifen.

„Du stehst im Solde des Generals?" fuhr Mademoiselle Lange fort.

„Ja, Madame."

„Und er ist es, der —"

„Er ist's."

„Wie viel zahlt er für dergleichen Dienste?"

Die Frage brachte den Burschen in Verlegenheit.

„Antworte!" gebot Mademoiselle Lange.

„Er giebt mir einen, zwei, zehn Thaler, wie's gerade kommt."

„Weshalb thust Du Böses?"

„Weil das Gute nichts einbringt," antwortete der Bock mit einer haarsträubenden Naivetät.

„Du glaubst?"

„Es heißt wenigstens immer so."

Die Schauspielerin mußte unwillkürlich lächeln.

„Was treibt Dein Vater?"

„Er ist Landmann."

„Und nebenbei auch ein wenig Brandstifter?"

„Sie wissen das?"

„Ich weiß Alles. Was giebt Dir Dein Vater dafür, daß Du ihm bei dem Geschäfte hilfst?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Liebst Du Deinen Vater?"

„So — so. Es kommt auf die Umstände an."

„Willst Du mir gehören?"

„Was heißt das?"

„Du gehorchst mir und ich gebe Dir jeden Monat dreißig Pistolen."

Der Bock sperrte Mund und Nase vor Verwunderung auf.

„Natürlich wirst Du unbedingt thun, was ich von Dir verlange," fügte Mademoiselle Lange hinzu.

„Ich gehöre dem, der mich bezahlt," erwiderte der Bock.

„Gut, so sind wir einig, nimm Dein Geld auf."

Der Bock bückte sich, hob die Goldrollen auf und wog sie eine Zeit lang in seinen zitternden Händen. Mademoiselle Lange mußte über diese wilde Goldgier lächeln, dabei überlegte sie aber, daß dieser Bursche, wenn es ihr gelänge, ihn für den Dienst ihrer Freunde zu gewinnen, diesen von unberechenbaren Nutzen sein müsse.

„Du empfängst dreißig Pistolen monatlich," wiederholte sie.

„Was soll ich dafür thun?"

„Du sollst mich von Allem unterrichten, was ich zu wissen wünsche."

„Das heißt, ich soll —"

„Du sollst mein Spion sein."

„Ich will es thun."

„Jede Nacht wirst Du mir über Alles, was in Saulages vorgeht, Rapport abstatten."

„Teufel, das ist nicht leicht —"

„Wie so."

„Der General will Sie bei Seite schaffen und wenn Sie nach Saulages kommen —"

„Ich werde nicht wieder dahin zurückkehren."

„Das ist was Anderes."

„Aber ich werde jede Nacht nach einem bestimmten Ort kommen, wo ich Dich treffe."

„Wohin?"

„Wohin Du willst, nur muß es auf dem anderen Ufer der Yonne sein."

Der Bock überlegte.

„Abgemacht, Madame," sagte er endlich. „Ich thue, was Sie wollen, so lange Sie mich gut dafür bezahlen."

„Ich rechne darauf."

„Soll ich das Schloß anzünden?"

„Welches Schloß?"

„Saulages."

„Nein."

„Soll ich den General umbringen?"

Mademoiselle Lange fuhr zusammen, antwortete aber wieder nur: „Nein."

„Das wäre aber ein großer Vortheil."

„Wie so glaubst Du das?"

„Nun, ich sehe doch, daß Sie zu den Andern gehören."

„Zu welchen Andern?"

„Zu den Royalisten.“

„Und wenn das wäre?

„So rathe ich Ihnen, mich den General umbringen zu lassen.“

„Nein, Du sollst das nicht; dieser Mensch soll überhaupt nicht durch einen Dolchstoß oder eine Kugel seinen Tod finden.“

„Warum nicht?“

„Er muß auf dem Schaffot sterben.“

Der Bock, der während dieser ganzen Unterredung den Blick auf den Boden geheftet hatte, sah Mademoiselle Lange, als sie diese Aeußerung that, in's Auge und fühlte sich von dem ihn treffenden Blicke voll Ruhe und Kälte dergestalt eingeschüchtert, daß er ganz kleinlaut sagte:

„Sie können wohl tüchtig hassen?“

„Zuweilen.“

Der Bock schwieg nachdenklich einige Minuten, dann sagte er:

„Ich weiß gar nicht, warum Ihre Worte so viel Gewalt über mich haben? Ich glaube, ich könnte Ihnen umsonst dienen.“

„Nein, ich bezahle Dich dafür.“

„Ich verrathe Sie nicht, und wenn mein Kopf unter der Guillotine liegt.“

„Gieb Deine Hände her,“ gebot Mademoiselle Lange, indem sie ihr Taschentuch hervorzog.

Der Bock steckte sein Geld in die Tasche und reichte seine Hände hin, ohne recht zu wissen, was Mademoiselle Lange mit ihm machen wollte.

„Ich will Dir die Hände auf den Rücken binden.“

„Warum denn?“

„Ich muß Dir auch die Beine mit dem Zaume des armen Pferdes zusammenschnüren.“

„Sie wollen mich doch hier nicht so zurücklassen?“ fragte der Bock erschrocken.

„Ja.“

„Und Sie wollen allein weiter gehen?"

„Ich werde meinen Weg schon finden."

„Wenn Sie mich aber gebunden und geknebelt hier in diesem Loche lassen, so kann ich ja verhungern," jammerte der Knabe.

Du bedenkst nicht, daß der General, begierig zu erfahren, ob ich mir den Hals gebrochen habe, bald schicken und Dich aufsuchen lassen wird."

„Das ist richtig," sagte der Bock, dem die Sache einleuchtete.

„Wenn man Dich hier gebunden findet, so hat der General kein Arg und Du behältst sein Vertrauen."

„Prächtig."

„Du brauchst auch Keinem Dein Gold zu zeigen."

„Sie haben Muth, Madame. Aber wo wollen Sie denn nun eigentlich hin?"

„Beschreibe mir den Weg, der nach der Yonne führt."

„Sie sehen die Yonne, sobald Sie den Rand des Abgrundes erreicht haben."

„Wo finde ich aber eine Brücke oder eine Barke?"

„Das will ich Ihnen sagen. Sie werden links ein Schloß sehen, das ist Roches, Herrn Henri's Besitzung, die jetzt von den Soldaten besetzt ist."

„Gut."

„Sie müssen sich deshalb rechts halten, da werden Sie bald eine Mühle mit rothen Fenstern sehen."

„Wem gehört sie?"

„Dem einäugigen Jacques. Er ist ein alter Diener der Herrschaft."

„Der Vernières?"

„Ja."

„Und ist ihnen treu geblieben?"

„Das wollte ich meinen."

„Kann er mich denn übersetzen?"

„Ja, er hat einen Kahn."

„Nun wohl," sagte Mademoiselle Lange, „komm

nächste Nacht nach jener Mühle und erwarte dort meine Befehle."

„Gut, Madame, ich werde kommen."

Er ließ sich binden und neben das todte Pferd niederlegen.

„Ich werde Machefer und seine Freunde retten," dachte die junge Dame, der ihre Liebe neue Kräfte gab.

„Auf morgen denn," sagte sie, sich zum Fortgehen anschickend.

„Auf morgen," wiederholte der Bock. „Sie werden kommen?"

„Ich oder ein Abgesandter von mir."

„Woran soll ich den erkennen?"

„Er wird zu Dir sagen: „Siebzehn und dreizehn macht dreißig."

Der ihr von dem Bock gegebenen Anweisung folgend, stieg Mademoiselle Lange aus der Grube, indem sie ihre kleinen Füße in die Risse des Felsens setzte und sich am Gesträuch und Haidekraut festhielt; bald war sie dem Gesichtskreise des ihr Nachblickenden entschwunden.

„Eine prächtige Frau," murmelte er bewundernd; „sie hat mich untergekriegt."

— — — — — — — — — — — —

Der Tag verging, ohne daß der Bock nach Saulages zurückkehrte; das beunruhigte Solérol und er sagte gegen Abend zu Scaevola:

„Wenn sie ihm nur nicht entschlüpft ist."

„Für den sage ich gut," war die beruhigende Antwort, „wen der übernimmt, der ist besorgt und aufgehoben."

„Du glaubst, er habe sie in den Wolfssprung geworfen?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Warum kommt er aber nicht zurück?"

„Weil er Geld in der Tasche hat," lachte Scaevola.

„Da kannst Du Recht haben."

„Er ist nach irgend einem Dorfe gegangen, wo er trinken und sich lustig machen kann.“

„Ich glaube das selbst beinahe und doch bin ich unruhig.“

„Du bist noch krank, Solérol.“

„Ich fürchte diese Frau jetzt.“

„Weil sie mit Bernier gesprochen hat.“

„Allerdings.“

„Höre, Solérol, weil wir gerade von Bernier sprechen, ich möchte Dir einen Vorschlag machen.“

„Laß hören.“

„Du läßt ihn hier verpflegen.“

„Nun, selber kann er's ja nicht, er hat zehn oder zwölf Bayonnetstöße bekommen.“

„Laß ihm doch noch einen Dolchstoß geben, der verliert sich in der Menge und er ist dann an seinen Wunden gestorben.“

„O nein,“ sagte Solérol mit haßfunkelnden Augen, „ich will ihn vor ein Kriegsgericht stellen.“

„Bah.“

„Er soll degradirt und hingerichtet werden.“

Scaevola zuckte die Schultern.

„Bloß weil er Lucretia's Geliebter war?“

„Was geht das Dich an?“ rief Solérol zornig.

In diesem Augenblick trat der Vater Brulé in's Zimmer.

„Hast Du Deinen Sohn gesehen?“ fragte Solérol.

„Nein,“ entgegnete der brave Mann, der sein eigenes Haus angezündet hatte.

„Du solltest Dich nach ihm umsehen.“

„Warum denn? Er wird im Walde sein und Fallen legen.“

„Wie man's nimmt,“ sagte der General mit schlauem Augenzwinkern.

„Was ist denn?“

„Nimm Deine Flinte und gehe einmal nach dem Wolfssprung hin."

„Haben Sie ihn dahin geschickt?"

„Nein, er ist aus eigenem Antriebe hingegangen."

„Allein?"

„Nein, mit einer schönen Dame."

„Ach, mit der Pariserin?"

„Ja wohl."

„Der General fürchtet, es könne ein Unglück passirt sein," fügte Scaevola lachend hinzu.

„Dem Bock?"

„Nein, der Dame."

Brulé sah Solérol an und fragte:

„Hatte sie Geld bei sich?"

„Ich glaube wohl."

„Dann wird ihr wohl etwas begegnet sein."

Ein wildes Lächeln erläuterte diese Worte.

„Wir wollen zusammen auf die Jagd gehen, Brulé," sagte Scaevola; „komm."

Sie nahmen ihre Gewehre und gingen mit einander in der Richtung nach dem Wolfssprunge zu; nach Verlauf einer kleinen Stunde hatten sie denselben bis auf eine geringe Entfernung erreicht. Plötzlich stand Brulé still und rief:

„Horch!"

Er legte sich platt auf den Bauch in's Haidekraut und drückte das Ohr ganz an den Boden.

„Ich höre Stöhnen," sagte er.

Er stand auf und beide eilten nach dem Wolfssprung.

„Sie wird nicht auf der Stelle todt geblieben sein," murmelte Scaevola, indem er dem gewandt hinabkletternden Pachter folgte.

Stöhnen, Fluchen, Wimmern tönte ihnen entgegen. Brulé erkannte die Stimme seines Sohnes.

„Alle Wetter!" rief er. „Das Wild hat den Jäger gefangen."

Er kletterte von Strauch zu Strauch, von Felsspalt zu Felsspalt bis auf den Boden des Abgrundes, Scaevola folgte ihm und sie fanden den entsetzlich heulenden und fluchenden Bock zwar gebunden und starr vor Kälte, im Uebrigen aber unverletzt.

Sie entledigten ihn seiner Bande und er erzählte ihnen das Vorgefallene, natürlich mit Ausnahme des zwischen ihm und Mademoiselle Lange geschlossenen Paktes.

„Dummkopf," brummte Brulé, „wenn man seine Sache so schlecht gemacht hat, so schweigt man und rühmt sich nicht noch seiner Ungeschicklichkeit."

„Bah," sagte der Bock, „die entgeht mir doch nicht."

Und damit traten sie den Rückweg an.

## Zwölftes Capitel.

Mademoiselle Lange war glücklich und unversehrt dem Abgrunde entstiegen, der sie nach dem Anschlage des Generals und seiner Helfershelfer hatte für immer verschlingen sollen. Oben angekommen stand sie still und überlegte, was sie weiter zu thun habe. Der Berg stieg jäh ab, die ihn bedeckenden Waldungen erstreckten sich bis dicht an die Yonne. Zu ihrer Linken erblickte sie die Thürme eines kleinen Schlosses und zweifelte nicht, das es Rohes sei, rechter Hand sah sie die ihr von dem Bock beschriebene Mühle. Das Haidekraut war aber so dicht, daß man nirgends eine Wegspur entdeckte und die arme junge Dame wagte sich nach dem soeben erlittenen Unfall nur mit äußerster Vorsicht vorwärts, fürchtend bei jedem Schritt wieder in einen verborgenen Abgrund zu stürzen. Plötzlich hörte sie eine helle, wohlklingende Stimme ein Lied singen. Sie lehnte sich an einen Baum und wartete, und erkannte nach kurzer Zeit in dem näherkommenden Sänger einen Mann in Jagdcostüm, der eine Flinte über der Schulter und ein Stück erlegten Wildes auf dem Rücken trug. Er hatte sie noch nicht bemerkt, kam aber augenscheinlich auf sie zu und Mademoiselle Lange vermochte ihn daher ganz genau zu betrachten. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit schwarzem Barte, blauen energisch und doch sanft blickenden Augen und offenen, Vertrauen erweckenden Gesichtszügen; seine eher kleine als große, schlanke, geschmeidige und dabei doch kräftige Ge-

stalt schien so recht eigentlich zu einem Leben in den Wäldern geschaffen zu sein. Der Jäger war von einem Hunde begleitet, einem Exemplar jener eigenthümlichen Race, die man Blendlinge nennt. Obgleich ein Bastard hat er doch seines Ursprungs nicht vergessen, sondern verbindet die Intelligenz des Fanghundes mit der Wachsamkeit des Spürhundes und ist, wie häufig diejenigen Geschöpfe, welche der äußern Schönheit ermangeln, muthig, treu, geschickt geduldig und dabei voller Licht. Der Blendling ist so recht eigentlich der Hund des Wildschützen und demzufolge der geschworene Feind aller Wildhüter, Gensdarmen, mit einem Worte aller Leute des Gesetzes. Im Felde und im Walde spürt er dem Wilde immer nur mit einem Nasenloche nach, das andere dient zur Witterung alles dessen, was der Sicherheit seines Herrn möglicherweise gefährlich werden könnte. So stand der Hund auch jetzt still, obgleich er Mademoiselle Lange vor dem hohen Haidekraut noch nicht sehen konnte, und knurrte; der Jäger dadurch aufmerksam gemacht, hemmte ebenfalls seine Schritte, erblickte die noch immer unbeweglich dastehende junge Dame und ging direct auf sie zu.

„Mein Freund,“ redete ihn Mademoiselle Lange an, sobald er sie erreicht hatte, „ich möchte nach der Mühle des einäugigen Jacques.“

„So,“ brummte der Jäger, sie mit mißtrauischen Blicken ansehend.

„Und ich weiß den Weg nicht,“ fügte sie hinzu.

„Dort liegt die Mühle, Bürgerin.“

„Ach, da unten?“

„Ja.“

„Aber ich sehe keinen Weg, der dahin führte.“

„Sie wollen also wirklich hingehen?“ fragte der Wildschütz, sie fortwährend mit einem Blicke des Erstaunens und der Furcht betrachtend.

„Ja mein Freund.“

„Aber, ich bitte um Entschuldigung, wo kommen Sie denn her?"

„Von Saulages."

Bei diesem Namen zog der Wildschütz die Stirn finster zusammen. Mademoiselle Lange bemerkte den durch ihre Antwort hervorgebrachten Eindruck sehr wohl.

„Auch einer, der den General Solérol nicht liebt," dachte sie.

„Sind Sie denn zu Fuß gekommen?" fuhr der Wildschütz fort.

„Nein."

„Zu Pferde?"

„Ja."

„Aber wo haben Sie denn Ihr Pferd?"

„Es ist todt," antwortete Mademoiselle Lange. „Ich bin mit ihm in einen Abgrund gestürzt."

„In den Wolfssprung?"

„Ja wohl."

Wieder traf Mademoiselle Lange ein mißtrauischer Blick aus den Augen des Wildschützen.

„Sie sagten, Sie hätten ein Pferd gehabt?"

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Und Ihr Pferd ist in den Abgrund gefallen?"

„Wie ich Ihnen schon gesagt habe."

„So war es also kein Pferd aus hiesiger Gegend?"

„Warum das?"

„Weil die hiesigen Pferde den Wolfssprung kennen."

„Es war ein Schimmel aus dem Stall von Saulages."

„Blanchette?"

„Ganz richtig."

„Gehen Sie doch, meine liebe Dame, Sie wollen mich zum Besten haben, das binden Sie einem Andern auf."

„Ich schwöre Ihnen, daß ich die reine Wahrheit spreche."

„Blanchette hat ja aber hier so oft gejagt und ist ein so vortrefflich abgerichtetes Pferd!" rief der Jäger,

ließ aber während er diesen Ausruf that, zufällig sein Auge auf Mademoiselle Lange's weißer Hand ruhen und unterbrach sich plötzlich mit den Worten:

„Ach, der blaue Ring! Ich habe schon einen solchen gesehen."

Mademoiselle Lange erbebte.

„Und der, der ihn trägt, hat mir erst gestern gesagt," fügte er hinzu: „Siehst Du, Claude, mein Freund, es giebt nur zwei solcher Ringe auf der Welt, den welchen ich trage und einen, den ich weggegeben habe. An wen?" fragte ich, „an die Frau, welche ich liebe," antwortete er mir.

„Sie haben einen eben solchen Ring gesehen, wie ich trage?" fragte Mademoiselle Lange, die kaum ihre Bewegung zu unterdrücken vermochte.

„Bei wem?"

„Bei Herrn Machefer."

Mademoiselle Lange stieß einen Schrei aus.

„Sie kennen Machefer?"

„Das wollte ich meinen."

„Sie lieben ihn?"

„Ich ließe mein Leben für ihn."

Der Wildschütz gab diese Erklärung mit einem solchen unverkennbaren Ausdruck der Wahrheit, daß Mademoiselle Lange volles Vertrauen zu ihm gewann.

„Nun wohlan," sagte sie, „ich bin die, von der er mit Ihnen gesprochen hat."

„Und Sie kommen von Saulages?"

„Das heißt ich bin von dort entflohen."

„Wo wollen Sie hin?"

Sie deutete mit dem Finger nach dem blauen, den Horizont begrenzenden Streifen, der die Wälder von Nivernais bezeichnete.

„Ich will dorthin, verstehen Sie mich?" sagte sie.

„Gut, meine schöne Dame, ich will Sie hin begleiten,

dazu hätten Sie mir aber nicht erst ein Märchen zu erzählen brauchen."

„Was für ein Märchen?"

„Daß Blanchette, das Jagdpferd der kleinen guten Dame von Saulages in den Wolfssprung gefallen sei."

„Das ist die reine Wahrheit."

„Das müßte aber doch auf ganz besondere Weise zugegangen sein."

„Das ist auch der Fall. Das Pferd blieb am Rande des Abgrundes stehen, wurde aber von hinten geschlagen und vorwärts getrieben."

„Das ist etwas Anderes. Nun kommen Sie jetzt nur mit nach der Mühle, Sie werden da Freunde von Herrn Machefer und den Andern finden."

„Und Sie bringen mich zu ihm?"

„Wir müssen die Dämmerung abwarten, das ist sicherer. Folgen Sie mir nur jetzt, hier hat es keine Gefahr."

Er begann seinen Weg fortzusetzen und ließ gleichzeitig die letzten Strophen des vorher abgebrochenen Jägerliedes ertönen. Mademoiselle Lange folgte ihm mit tapferen Schritten, obgleich sie sich wie zerschlagen an allen Gliedern fühlte, und nach einem langen beschwerlichen Marsche trat sie endlich mit ihrem Begleiter aus der Haide und befand sich auf den von der Yonne bespülten Felsen. Hier hatten die Schiffer, welche im Frühling Kohlen- und Holzladungen stromabwärts schafften, eine Art von Weg gebahnt, der ihnen jetzt zu Statten kam.

„In der Mühle können Sie sich ausruhn," sagte der Wildschütz, „denn Sie scheinen sehr müde."

„Ich bin wie gerädert," antwortete sie, „mein Fall war zu schrecklich." „Leben Sie denn nur noch?"

„Wie Sie sehen."

„Das beweist wieder das Dasein eines guten Gottes, obgleich die Republik ihn abgesetzt hat," sagte der Wild-

dieb. „Ehe wir aber nach der Mühle gehen, muß ich erst noch nach dem Briefkasten sehen."

Er lehnte sein Gewehr an den Felsen und stieg den Abhang hinunter. Neugierig folgte ihm Mademoiselle Lange mit den Augen und sah ihn trotz der Kälte bis an die Hüften ins Wasser steigen. Er faßte mit beiden Händen um sich, zog endlich eine Schachtel von Weißblech hervor, die vermittelst einer Schnur an einem wahrscheinlich unter dem Wasser befindlichen Gegenstand befestigt war, öffnete sie und nahm einen Brief heraus. Mademoiselle Lange war so neugierig diese Einrichtung und ihre Gründe genauer kennen zu lernen, daß sie ihrem Führer auch auf diesem gefahrvollen Weg gefolgt war und endlich dicht neben ihm stand.

„Was ist das?" fragte sie.

„Die Nivernaische Post," antwortete der Wilddieb mit geheimnißvoller Miene.

## Dreizehntes Capitel.

Brulé und sein Sohn waren vom Wolfssprung direkt nach Saulages zurückgekehrt. Der Bock ließ den Kopf hängen, schalt und schimpfte auf die kleine Dame, worauf der General mit den entsetzlichsten Flüchen antwortete. Nicht im Stande sich aus seinem Stuhl zu erheben, ergriff er eine im Bereiche seiner Hand befindliche Flasche und schleuderte sie dem Bock an den Kopf, der dem Stoß jedoch geschickt auswich.

„Tölpel!" rief er, „kommt die Dame wieder hierher, was sehr wahrscheinlich ist, so lasse ich Dich hängen."

„Teufel auch, freilich wird sie wiederkommen," behauptete Scaevola.

„Du glaubst?"

„Wo soll sie denn hingehen?"

„Hä, hä!" lachte der edle Curtius, „ich glaube nicht, daß sie wiederkommt."

„Warum nicht?"

„Ich denke, sie wird wohl gemerkt haben, daß der kleine Schäker Solérol auch mit hinter der Geschichte steckt."

„So werde ich ihr das Gegentheil beweisen."

„Womit?"

„Dadurch, daß ich den Tölpel da hängen lasse."

Der Bock stellte sich über diese Drohung sehr erschrocken und machte sich eilig davon. Sein Vater folgte ihm.

„Wo willst Du hin?"

„Davon laufen.“

„Warum?“

„Närrische Frage, weil ich nicht gehenkt sein will.“

Brulé zuckte die Schultern.

„Unnöthige Furcht, mein Sohn. Wenn der General Dir nur ein Haar krümmte, so bekäme er es mit mir zu thun.“

„Wirklich?“ fragte der Bock, indem er seine einfältige Miene annahm.

Der Vater Brulé sah aus wie ein Raubthier, das im Dickicht des Waldes verborgen die Zähne wetzt und sich zum Sprunge auf sein Opfer anschickt.

„Du bist ja ein wahrer Brausekopf,“ sagte der Bock.

„Und Du für gewöhnlich auch,“ versetzte Brulé, seinen Sohn auf die Schulter schlagend, „wie kommt's denn, daß Du heute Furcht hast?“

„Das macht die Flasche.“

„Der Kerl hat übrigens Glück, denn wenn er Dich getroffen hätte —“

„Nun?“

„Hätte ich augenblicklich mein Gewehr auf ihn angelegt und ihm zwei Kugeln in den Leib gejagt.“

„Ich glaube wahrhaftig, das hättest Du gethan,“ sagte der Bock.

„Ganz gewiß.“

„Mag es sein, mir ist's aber doch lieber, daß er mich nicht getroffen hat.“

„Mir auch; er bezahlt gut.“

„So, so!“ sagte der Bock wegwerfend. „Guten Abend Vater, ich habe heftige Kopfschmerzen und will mich hinlegen.“

„Oben?“ fragte Brulé, nach den Dachräumen des Schlosses deutend.

„O nein.“

„So gehst Du in die Scheune?“

„Ich gehe in den Kuhstall, da ist es warm.“

Der Bursche ging, blieb aber nach einigen Schritten stehen und rief: „Höre, Vater.“

„Was willst Du?“

„Wurmt's Dich denn nicht, daß Du dem General dienen mußt?“

„Wie kommst Du auf die Frage?“

„Weil es mich wurmt.“

„Es geht nun einmal nicht anders.“

Der Bock schwieg und zuckte mit einem bedeutungsvollen Blick die Achseln. Plötzlich schoß dem Pachter ein Gedanke durch den Kopf, er ergriff seinen Sohn beim Kragen und wiederholte:

„Wie kommst Du zu der Frage? Sprich, ich will es wissen.“

„Durch gar nichts,“ sagte der Bock weinerlich.

„Durch gar nichts: was heißt das?“

„Ich dachte nur so, Solérol ist doch ein gar zu räudiger Hund, man könnte doch vielleicht bessere Herren finden.“

„So, das dachtest Du?“

„Mein Gott, ja.“

„Nun, und? —“

„Nun, ich sehe, Du denkst nicht so. Gute Nacht Vater. Ich gehe schlafen.“

Der Bock ging nach dem Kuhstall, sein Vater folgte ihm jedoch.

„Du sollst deutlicher sprechen, mein Söhnchen,“ sagte er.

„Ho, ho,“ grinste der Bock.

„Ich liebe es, wenn man ehrlich gegen mich ist —“

„Wie Gold,“ sagte der Bock spöttisch.

„Du hättest das nicht gesagt, wenn Du nicht einen Grund dafür hättest. Wenn wir dem General nicht mehr dienen, wem sollen wir dann dienen?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Bock mit erzdummem Gesichte. „Es wird sich ja irgend Jemand finden, von dem man ein Gut in Pacht nehmen kann.“

„Du machst Dich über mich lustig, mein Junge,“

sagte der Vater Brulé, setzte aber, als ihm der Bock ohne zu antworten den Rücken zudrehte und nach dem Stalle ging, halblaut und drohend hinzu:

„Dahinter steckt etwas — der Sache muß ich auf den Grund kommen."

Der Bock trat in den Kuhstall, der zu der kleinen Meierei des Schlosses gehörte.

Die sogenannte kleine Meierei war vom Schlosse nur durch einen großen Hof getrennt, der ringsum mit Schoppen umgeben war, in welchem Pflüge, Karren und andere Wirthschaftsutensilien aufbewahrt wurden. Der Bock war, wo er sich auch zeigte, wie von einer Atmoshpäre des Schreckens umgeben. Der Ruf seiner Bosheit war ihm von der Schule ins Vaterhaus, vom Vaterhause aufs Schloß gefolgt. Man ging ihm aus dem Wege, machte ihm Platz wie einem vornehmen Herrn, ganz besonders wenn er sein Gewehr über der Schulter hatte, und der Bock ging fast niemals ohne dasselbe. Nur als er sich am Morgen mit Mademoiselle Lange auf den verhängnißvollen Spazierritt machte, hatte der Wunsch, ihr unbedingtes Vertrauen einzuflößen, ihn vermocht, sich von seinem treuen Gefährten zu trennen; er wußte jedoch, wie er es wiederbekommen konnte. Im Hofe stand ein Knecht, der die Räder eines Karrens schmierte.

„Guten Tag Michelin," rief der Bock im schmeichelndem Ton.

Michelin dankte mit einer nichts weniger als freundlichen Miene und fuhr in seiner Arbeit fort; der Bock ließ sich dadurch jedoch nicht abschrecken, sondern trat ihm näher und sagte zutraulich:

„Du siehst unzufrieden aus, Michelin."

„Das kann schon sein," brummte der Knecht.

„Habe ich Dir was gethan?"

„Nein."

„Was fehlt Dir denn?"

Michelin sah den Bock von der Seite an und sagte:

„Ich thue meine Arbeit, thue Du die Deinige, Bock, und laß mich zufrieden."

Michelin, ein kräftiger Bursche, war auf dem Schloßgute geboren und betete Madame Solérol an; natürlich haßte er den General auf das grimmigste. Seit seine junge Gebieterin das Schloß verlassen hatte, war der Knecht düster, in sich gekehrt und schien über einen Plan zu brüten.

„Darum wende ich mich gerade an Dich, weil ich meine Arbeit thun will," antwortete der Bock.

„Wie sollte das wohl zugehen?" fragte Michelin in eiskaltem Ton.

„Du bist Ackerknecht?"

„Und ich bin stolz darauf," versetzte der Knecht.

„Und ich bin Wilddieb und bin auch stolz darauf," entgegnete der Bock. „Ich verstehe mein Geschäft aus dem ff, für mich giebts keine Verlegenheit."

„Gut für Dich, was willst Du denn von mir?"

„Du sollst mir die Flinte Deines Herrn, des Vater Antoine, leihen."

„Wo hast Du denn die Deinige?"

„Sie ist im Schlosse."

„Nun so hole sie doch."

„Das geht nicht, der General sitzt vor der Thür."

„Ach so und der darf nicht wissen, daß man in seinem Reviere jagt," sagte Michelin ironisch.

„Darum ist's nicht."

„Warum denn sonst?"

„Ich habe eben einen Auftritt mit ihm gehabt."

Dieses Geständniß stimmte Michelin plötzlich viel günstiger für den Bock, was diesem nicht entging.

„Wenn es nur mit zwei Kugeln geladen ist," fuhr er fort, „mehr brauche ich nicht."

„Du willst also auf den Anstand."

„Ja."

Da es Nacht zu werden begann, so hatte diese Angabe für Michelin nichts Unwahrscheinliches.

„Man braucht mich nicht fortgehen zu sehen,“ fuhr der Bock fort, „ich gehe durch den Kuhstall und Du bringst mir die Flinte an die Hecke des Küchengartens.“

Michelin, der, wie gesagt, sobald er erfahren, daß der Bock Händel mit dem General gehabt hatte, viel freundlichere Gesinnungen für ihn hegte, erklärte sich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen und der Knabe ging in den Kuhstall, öffnete eine Luke, die während des Winters mit Stroh und alten Decken verstopft war und schlüpfte wie ein Aal hindurch und in den Küchengarten. An der Hecke desselben fand er schon Michelin mit der Flinte.

„Du bist ein guter Mensch, ich werde Dir das nicht vergessen,“ sagte der Bock, indem er ihm die Flinte abnahm und nachsah, ob sie geladen wäre; als er sich davon überzeugt, untersuchte er mit Hülfe des Ladestocks die Stärke der Ladung.

„Ist sie mit Blei geladen?“ fragte er.

„Mit Wolfs-Blei.“

„Puh!“ sagte er verächtlich, zog zwei andere Kugeln, die er beständig in der Tasche trug, hervor und lud sie noch in die Mündung.

„Du hast es wohl auf einen Eber abgesehen?“ fragte Michelin.

„Das kann schon sein,“ antwortete der Knabe.

Der Ausdruck „das kann schon sein,“ der in Burgund und ganz besonders in dem Theile der Provinz, in der wir uns befinden, sehr häufig gebraucht wird, ist für Bewohner anderer Landestheile ganz unübersetzbar. Es ist weder eine Bejahung noch eine Verneinung, sondern eine ausweichende Antwort, welche allen möglichen Vermuthungen freien Spielraum gewährt.

Mit einem „Danke schön, lieber Michelin,“ nahm der Bock das Gewehr über die Schulter und verschwand

in dem nur zwanzig Schritt von dem Küchengarten gelegenen Wald. Dort hielt er folgendes Selbstgespräch:

„Ich habe dem Vater Brulé einen Köder hingeworfen, aber er beißt nicht leicht an. Es müßte aber doch ein hübcher Spaß werden, wenn ich ihn auf meine Seite bringen könnte. Die Ci-devants wären ein ganz Theil stärker, wenn sie zwei Männer wie uns beide hätten. Warte nur, Du Spitzbube von General, Du hast mich ausgeschimpft, hast mir eine Flasche an den Kopf geworfen, das ist Dir nicht geschenkt. Wenn ich nur Vater Brulé bei mir hätte, das ist ein ganzer Kerl, da kriegt die Sache gleich einen andern Schick."

„Aber," fuhr er sich besinnend fort, „ist Vater Brulé dabei, dann muß ich mit ihm theilen, ja er nimmt dann das Meiste. Und dann ist er auch mit dem General ein Ei und ein Kuchen; ich habe vielleicht schon zu viel gesagt."

Dieser Gedanke ließ ihn seine Schritte beschleunigen. Er hatte die Flinte über die Schulter geworfen und beide Hände in die Taschen gesteckt, worin sich das von Mademoiselle Lange empfangene Gold befand, um es ja recht fest zu halten.

„Wenn Vater Brulé wüßte, daß ich alle diese schönen Goldfüchse habe," sagte er, „aber ich will sie an einen sichern Ort bringen."

Er drang tiefer in das Dickicht und schlug den nach der Ravaudière führenden Weg ein. Es war auf dem abgebrannten Pachthofe noch ein kleiner Rest von Gebäuden stehen geblieben und in diesem hatte sich die Mutter Brulé, welche den Ort durchaus nicht verlassen gewollt, mit ihrem Sohne Sulpice eingerichtet.

„Wo soll ich mein Geld verstecken?" fragte sich der Bock und ließ im Geiste alle abgelegenen Orte, die er in Feld und Wald kannte, die Revue passiren. Endlich als er, nachdem er etwa eine Stunde Wegs zurückgelegt, die geschwärzten Trümmern der Ravaudière vor sich sah, kam ihm eine Idee.

„Papa Brulé kommt nicht mehr nach dem Fuchsloch, seit er die Brandstifter-Bande aufgelöst hat," sagte er, „dort wird es am sichersten sein."

Ohne die Ruinen des Pachthofes zu betreten, schlug er sich wieder tiefer in das Gebüsch, zwängte sich durch das den ehemaligen Sammelplatz der Brandstifter umgebende Dickicht und hob einen unweit des Einganges zur Höhle liegenden Stein in die Höhe, unter welchem ein Feuerzeug und eine Pechfackel verborgen war. Der Bock ergriff diese Gegenstände und stieg in das Fuchsloch hinab, aber erst als er den engen Gang durchschritten und die geräumigere Höhle erreicht hatte, in welcher wir schon einmal die Brandstifter beisammen fanden, zündete er die Fackel an und steckte sie in den Boden. Dann zog er sein Messer hervor, grub mit Hülfe desselben ein kleines Loch in die Erde und schüttete die Goldstücke hinein. Das röthliche Licht der Fackel beleuchtete das Gold wie mit magischem Schein.

„Wie schön, wie schön!" murmelte der Bock und ließ die Goldstücke immer wieder durch seine Hand gleiten, ihr Klang berauschte sein Ohr, ihr funkelnder Glanz bestrickte sein Auge. Aber plötzlich fuhr er zusammen, blickte auf und stieß einen Schrei aus. Er befand sich nicht mehr allein im Fuchsloch. Hinter ihm stand ein Mann, der gleich ihm das Gold zählte, und dieser Mann war — der Vater Brulé.

„Halb Part, mein Söhnchen."

Wunderbarerweise war der Vater Brulé jedoch unbewaffnet. Der Bock ergriff sein Gewehr und sagte kalt:

„Wenn Du auch zehnmal mein Vater bist, thust Du noch einen Schritt, so schieße ich Dich nieder wie einen Hasen."

Er legte das Gewehr an und spannte den Hahn.

## Vierzehntes Capitel.

Der Bock hatte ein scharfes Auge und eine sichere Hand, wie sein Vater nur allzu gut wußte, dazu sprach er so bestimmt und entschlossen, daß Brulé sich wohl hütete, seinem Befehle ungehorsam zu sein, vielmehr unbeweglich auf drei Ellen Entfernung vor seinem Sohne, auf drei Fuß vor dem ihn bedrohenden Feuerrohr, stehen blieb.

„Vater," sagte der Bock ruhig, „Du bist doch sonst ein Mann, der Verstand hat, weißt Du nicht, daß man niemals Jemandem folgen muß?"

Hatte jedoch die Klugheit dem Pachter geboten, auf dem Flecke, wo er sich befand, stehen zu bleiben, so ging diese doch nicht so weit, ihn augenblicklich seine despotischen Gewohnheiten, die unumschränkte Gewalt, welche er über alle Glieder seiner Familie ausübte, vergessen zu lassen.

„Infamer Bube," schrie er, „Du wagst auf Deinen Vater anzulegen?"

„Das kann schon sein," antwortete der Knabe gleichmüthig.

„Du willst also mit aller Gewalt auf's Schaffot?"

„Warum nicht, hat mir doch mein lieber Vater selbst den Weg dahin gewiesen."

Diese Worte entrissen Brulé einen Schrei der Wuth.

„Unnatürlicher Sohn!" rief er.

Der Bock zuckte nur die Schultern.

„Ereifern wir uns nicht, Papa, sondern sprechen wir gemüthlich mit einander, wie ein Paar alte Freunde," sagte er.

„Ah, Du kommst zur Vernunft," versetzte Brulé in der Meinung, sein Sohn wolle ihm seine Unterwerfung ankündigen.

Der Bock fing an zu lachen.

„Das nicht, Papa," sagte er, „ich rathe Dir nur, Dich nicht so aufzuregen. Dergleichen ist immer schädlich für die Gesundheit, ganz besonders aber Angesichts eines geladenen Gewehrs."

„Unglücklicher, bedenke, daß ich Dein Vater bin."

„Ich weiß es wohl, Du hast mich ja von Kindesbeinen an mit Schlägen tractirt."

„Elender!"

„Und hast mich immer zu Deinem Handlanger gebraucht. Ich habe die Fringale und die Ravaudière angezündet, ich weiß nicht, was ich Alles noch gethan habe, kurz ich war immer die Katze, die für Dich die Kastanien aus dem Feuer holte."

Brulé sah ein, daß er andere Saiten aufziehen müsse, in unterwürfigem Tone fragte er deshalb: „Was verlangst Du, soll ich fortgehen?"

„Nein, noch nicht, Vater."

„Was willst Du denn?"

„Mit Dir plaudern."

„Wovon?"

„Wovon Dir gefällig ist, zum Beispiel von den hübschen Goldfüchsen da."

„Wollen wir sie theilen?"

„Bei Leibe nicht."

„Und warum willst Du nicht mit mir theilen?"

„Weil das ungerecht wäre, denn ich habe ja allein dafür gearbeitet."

„So hast Du die kleine Dame also doch kalt gemacht?" fragte Brulé mit einer empörenden Ruhe.

„Nein.“

„Dann hast Du sie bestohlen?“

„Noch weniger.“

„Wo zum Teufel hast Du denn das Gold her?“

„Sie hat es mir geschenkt.“

Brulé war nicht der Mann, der an uneigennützige Geschenke glaubte. Er traf sofort den Nagel auf den Kopf, indem er seinem Sohne ohne Umschweife sagte:

„Du hast den General verrathen.“

„An meiner Stelle würdest Du es ebenso gemacht haben.“

„Du Schelm, Du Dieb!“

„Mach keine Dummheiten, Vater,“ ermahnte der Bock, der den Finger immer noch auf dem Drücker der Flinte hielt.

Brulé nahm eine wohlwollende Miene an und sagte:

„Streiten wir nicht darüber, Deine Angelegenheiten sind nicht die meinigen. Gieb mir die Hälfte von dem Gelde und wir lassen die Sache auf sich beruhen.“

„Da sind wir noch weit auseinander, Papa,“ lachte der Bock.

„Wirklich?“

„Erstens behalte ich das ganze Geld.“

„Gut, so erzähle ich Solérol die Geschichte.“

„Das wirst Du bleiben lassen, Papa.“

„Warum?“

„Weil Du nach meiner Meinung gar nicht wieder mit ihm sprechen wirst.“

„Was?“

„Du wirst diesen Ort nicht wieder verlassen.“

Brulé fuhr unwillkürlich zusammen.

„Du mußt doch zugeben, daß Vater und Sohn, wenn sie zusammen Verbrechen begehen, nur noch Spieß-gesellen sind,“ fuhr der Bock fort.

„Zugegeben,“ sagte Brulé mit einem Seufzer der Resignation.

„Und unter Spießgesellen, wenn man sich nicht verständigen kann, Du weißt —"

„Was?"

„Dann macht man sich stumm."

„Du würdest, wenn wir uns nicht verständigten, also wirklich wagen —"

„Aber warum denn nicht, Papa? Das Fuchsloch ist sehr wenig bekannt, die Kameraden sind zerstreut und haben hier nichts mehr zu suchen. Ich glaube schwerlich, daß Jemand hierherkommen würde, um Dich zu begraben."

Brulé erhob drohend die Faust, der Bock ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr kalt und spöttisch fort:

„Gestehe, Papa, es war sehr ungeschickt von Dir, ohne Flinte hierherzukommen."

Das kann ich nicht läugnen."

„Ein Mann wie Du sollte sich einer solchen Unklugheit nicht schuldig machen."

Der Vorwurf war so gerecht, daß Brulé dem Verlangen, sich zu rechtfertigen, nicht widerstehen konnte.

„Es ging nicht anders," sagte er. „Meine Flinte war im Schlosse, ich fürchtete, wenn ich sie erst holte, würdest Du längst über alle Berge sein."

„Du bist mir also gefolgt?"

„Ich habe Deine Fußtapfen im Schnee aufgesucht."

„Du bist schlau, Papa, Du hättest es aber nur noch mehr sein und Deine Flinte mitnehmen sollen, das ist auf alle Fälle gut."

„Ich glaubte nicht, daß Du wagen würdest —"

„O, ich wage Alles. Rühre Dich also nicht und höre mich an."

„Sprich."

„Willst Du gut bezahlt werden? Denn Dein Solérol bezahlt mordschlecht."

„Das weiß ich; aber Du willst mir vorschlagen, zu den Royalisten zu gehen."

„Nun ja.“

„Das ist unmöglich,“ sagte Brulé kurz.

Der Bock lächelte spöttisch.

„Es ist wirklich spaßhaft, wie Du den Solérol liebst.“

„Wir sind Freunde.“

„Nun ja, man schmeichelt Dir! Ein General — und er dutzt sich mit Dir; aber siehst Du Papa, ich meine ein General wie Solérol und ein wirklicher General, das ist doch zweierlei.“

„Er ist mein Freund,“ wiederholte Brulé, „und da Du ihn verrathen hast, so nimm Dein Gold und scheere Dich zu den Royalisten.“

„Nicht so hitzig, Papa, plaudern wir immer noch ein Weilchen. Er ist also Dein Freund?“

„Ja.“

„Das hätte man in einer gewissen Nacht vor ungefähr zwanzig Jahren nicht gedacht.“

„Wovon sprichst Du?“

„Von der Nacht, wo die Mutter Brulé ihm zwei Messerstiche versetzte.“

„Was schwatzt Du da für Zeug.“

„Die reine Wahrheit.“

„Deine Mutter hat Solérol zwei Messerstiche versetzt?‘

„Ja.“

„Du bist verrückt.“

„Er war damals noch nicht General. Er war Soldat und ein sehr schlechter Soldat; es war zu des Königs Zeiten.“

„Weiter!“

„Bah, ich habe die Geschichte auch erst gestern gehört.“

Wo?“

„In Saulages.“

„Von wem?“

„Von dem General, er erzählte sie an Scaevola.“

„Alle Wetter!“ rief Brulé.

„Papa,“ bat der Bock, „es wäre sehr liebenswürdig

von Dir, wenn Du einige Schritte weiter zurückgingest, denn meine gegenwärtige Stellung ermüdet mich und ich möchte mich ein wenig ausruhen. Bist Du mir etwas ferner, so werde ich ehe Du herankommst Zeit haben, mein Gewehr wieder aufzunehmen."

Brulé bequemte sich, bis an den Eingang des Fuchsloches zurückzugehen.

„Jetzt sprich aber," sagte er dann.

„Gern. Solérol und Scaevola tranken Punsch und erzählten sich etwas. Ich kam, um ihnen zu berichten, was ich über die kleine Dame in Erfahrung gebracht und als ich aus der Thür ging, hörte ich Solérol zu Scaevola sagen:

„Der Bursche ist nicht übel, aber seine Mutter hat mir einmal doch noch besser gefallen."

„Hölle und Teufel!" fuhr Brulé auf, „hat er das wirklich gesagt?"

„Das und noch weit mehr."

„Erzähle!" gebot Brulé.

„Du kannst Dir denken, daß ich auch neugierig wurde. Ich ging erst einige Schritte mit Geräusch fort, schlich mich dann leise zurück, legte das Ohr gegen das Schlüsselloch und hörte den General sagen:

„Ich hatte meinen Plan so gut angelegt. Brulé war auf dem Jahrmarkt, die Dienstleute alle auf dem Felde, ich war ganz allein mit der Pächterin. Ich verschloß die Thür! Teufel, war die Mutter Brulé vor zwanzig Jahren eine Frau —"

Der Bock hielt es hier als geschickter Redner für angemessen, eine Pause eintreten zu lassen.

„Weiter, weiter!" drängte Brulé.

„Ich that, was ich konnte," erzählte der General. Sie schrie, aber ich drückte ihr die Hand auf den Mund. Sie warf sich mir zu Füßen und bat mich fortzugehen — ich lachte. Endlich rangen wir mit einander und dabei stießen wir gegen den Küchentisch, auf dem ein Messer

lag. Sie ergriff es, brachte mir zwei tüchtige Stiche bei, daß ich blutete wie ein Ochs und machte, daß ich davon kam. Aber die Mutter Brulé ist doch eine brave Frau, fügte der Geueral hinzu, sie hat zu Niemandem davon gesprochen."

Damit schloß der Bock seine Erzählung, der Brulé mit finster zusammengezogenen Brauen, wildblickenden Augen und geballten Fäusten zugehört hatte.

„Wer bürgt mir dafür, daß die Geschichte wahr ist?" fragte er endlich.

„Teufel auch, ich habe sie mir nicht ausgedacht."

„Nun wohlan, ist sie wahr, so schwöre ich Dir, daß ich mit Dir zu den Royalisten gehe."

„Ich kann Dir weiter nichts sagen, als was ich gehört habe; aber mir kommt ein Gedanke."

„Was für einer?"

„Vielleicht bringst Du die Mutter Brulé zum Sprechen."

„Richtig!" schrie Brulé, gehen wir nach der Ravaudière."

„Noch einen Augenblick!" sagte der Bock, „und mein Geld?"

„Richtig, verbirg es in diesem Loche."

Der Knabe blinzelte schlau.

„Nicht dumm, Vater, wenn wir erst wieder oben sind, hört meine Macht über Dich auf und Du würdest es bald ausgraben."

„Was willst Du damit machen?"

„Nichts, ich will nur etwas von Dir wissen."

„Sprich."

„Du mußt doch während der Zeit, wo wir die Gehöfte angezündet, einen hübschen Kux zusammengetragen haben."

„Das könnte schon sein."

„Wohlan, ich will wissen, wo Du ihn hast. Ver-

greifst Du Dich an meinem Gelde, so vergreife ich mich auch an dem Deinigen."

„Aber —"

„Es giebt hier kein Aber. Wir müssen uns beeilen, Papa, wo nicht —"

Der Bock zeigte in sehr ausdrucksvoller Weise auf seine Flinte. Brulé gab sich gefangen. Er deutete mit dem Finger nach einer in der Wölbung der Höhle befindlichen Spalte und sagte:

„Dort."

„Ich werde mich davon überzeugen," antwortete der Bock, steckte während er mit der einen Hand sein Gewehr festhielt, die andere in die ihm angegebene Oeffnung und fühlte mehrere allem Anschein nach mit Gold- und Silbermünzen gefüllte Beutel.

„Es ist gut," sagte er, verbarg dann schweigend sein Gold an dem dazu bestimmten Ort und wandte sich dann wieder an seinen Vater:

„Gehen wir jetzt, Du gehst aber voran."

Brulé verließ zuerst das Fuchsloch, der Bock folgte ihm und Beide nahmen, als sie sich wieder im Freien befanden, den Weg nach der Ravaudière. Die Nacht war hereingebrochen, aber es war heller Mondschein und die schwarzen Ruinen des Pachthofes hoben sich gespenstisch von dem weißen Schnee ab. Als sie an der Thür waren, sagte Brulé:

„Gieb mir jetzt Deine Flinte."

„Wozu?"

„Um Deine Mutter zum Sprechen zu bringen."

„Das ist ganz unnöthig. Sie hat ohnedies Furcht genug vor Dir, für sie brauchst Du keine Flinte."

Er blieb an der Thür stehen, während Brulé eintrat. Er sah so wild aus, daß seine Frau und sein Sohn Sulpice, die bei ihrem Abendessen am Feuer saßen, ihn mit Furcht und Schrecken ansahen.

## Fünfzehntes Capitel.

Sulpice, nach dem Aussehen seines Vaters das Schlimmste befürchtend, stellte sich vor seine Mutter, aber Brulé sagte:

„Geh' hinaus."

Sulpice sah zögernd seine Mutter an.

„Geh' hinaus!" wiederholte der Pachter.

„Geh, mein Sohn," sagte die Mutter Brulé, „Dein Vater scheint allein mit mir sprechen zu wollen."

Sulpice ging, entfernte sich aber nicht weit, um seiner Mutter, wenn dies nöthig werden sollte, sofort zu Hülfe eilen zu können.

„Frau," begann Brulé, seine Frau fest betrachtend, „Du mußt mir jetzt reinen Wein einschenken."

„Ich habe Dich noch nie belogen," antwortete die Mutter Brulé ruhig.

„Es betrifft eine Geschichte, die jetzt zwanzig Jahr her ist und deren Hergang ich wissen muß."

Die Mutter Brulé sah ihren Mann mit furchtsamem Erstaunen an.

„Ich habe keine Zeit, Dir ein Wort nach dem andern abzupressen," fuhr er fort, „also sprich schnell."

„Aber was willst Du denn eigentlich wissen?"

„Eine einzige Sache. Hast Du Solérol gekannt?"

Die Mutter Brulé fuhr erschrocken zusammen.

„Weshalb fragst Du danach?"

„Antworte! Ja oder Nein."

„Freilich habe ich ihn gekannt, Du weißt so gut wie ich, daß er oft nach dem Hofe kam."

„Solérol war verliebt in Dich? Sprich."

„Wer kann Dir das gesagt haben?"

„Das ist gleichgiltig, antworte."

„Nun ja; er hat mich lange verfolgt und gequält."

„Und Du hast ihm eines schönen Tages ein paar Messerstiche versetzt."

Die Mutter Brulé zitterte an allen Gliedern.

„So sprich doch!" rief Brulé zornig.

„Es ist wahr," sagte sie.

„Gut, ich danke Dir," versetzte Brulé und wandte sich der Thür zu.

Auf der Schwelle drehte er sich jedoch wieder um und sagte:

„Frau, ich weiß jetzt, was ich wissen wollte, aber ich weiß noch nicht Alles."

„Ich habe Dir die Wahrheit gesagt."

„Mag sein, aber Du hast mir nicht gesagt, was seit der Brandnacht aus meiner Tochter geworden ist."

Die Mutter Brulé wurde todtenbleich und faltete die Hände. Sie wagte nicht zu lügen und fühlte doch die Nothwendigkeit, ihrem Manne den Aufenthalt der Tochter zu verbergen; Brulé war jedoch einer jener heftigen, rücksichtslosen Menschen, die ihren Willen um jeden Preis durchsetzen.

„Wo ist sie?" wiederholte er.

„Sie ist nicht hier."

„Das ist keine Antwort, ich will wissen, wo sie ist."

„Du machst mir Furcht —"

Der Pachter nahm eine freundlichere Miene an.

„Ich verspreche Dir, daß ich ihr kein Leid zufügen will."

„Schwörst Du es mir?"

„Ich schwöre es Dir."

„Nun wohlan, sie ist bei Jacomet, dem Kohlenbrenner."

Brulé stampfte zornig mit dem Fuße auf, seine Tochter befand sich bei seinem Feinde.

„Warum ist sie nicht hier?"

„Ich weiß es nicht, sie wollte nicht hier bleiben."

„Ich werde sie schon herbringen," sagte der Pachter drohend und ließ seine Frau endlich allein. An der Thür wartete seiner der Bock.

„Nun, Papa, wie steht's; ist's wahr?" fragte er.

„Ja."

„Jetzt kommst Du also mit mir, Papa?"

„Das ist abgemacht. Komm."

„Wo wollen wir hin?"

„Zu Jacomet."

Der Bock kratzte sich hinter den Ohren. „Geh' nur allein, ich traue mich nicht hin."

„Warum?"

„Weil ich noch einen Flintenschuß bei ihm zu Gute habe."

„Seit wann?"

„Seit der Nacht, wo die Ravaudière brannte." Der Bock erzählte hierauf seinem Vater sein Zusammentreffen mit Jacomet, und wie er diesen in eine Wildfalle gelockt habe.

„Ich will meine Tochter haben," sagte Brulé düster.

„Und deshalb willst Du zu Jacomet gehen?"

„Ja."

„Dann spare die Mühe. Lucretia ist nicht mehr bei Jacomet."

„Wo ist sie denn?"

„Bei Madame Solérol, Fräulein von Vernières, Herrn Henri und den Anderen."

„Weißt Du das gewiß?"

„O ja, die kleine Myette, Jacomets Tochter, ist auch da."

„Ich will aber meine Tochter sehen."

„Was ist denn das für ein närrischer Einfall?"

„Ich will verschiedene Dinge von ihr wissen; es hat jedoch Zeit, ich werde sie finden. Kehren wir jetzt nach Saulages zurück.“

Plaudernd wie zwei alte Freunde verfolgten Vater und Sohn ihren Weg durch den Wald. Das einzige Wort des Vorwurfs, das Brulé noch entschlüpfte, war:

„Weißt Du auch, daß Du heute den Respekt gegen mich verletzt hast?“

„Ja, Papa, aber ich habe Dir Achtung gegen mich eingeflößt, das mußt Du doch zugeben,“ antwortete der Bock.

— — — — — — — — — — — —

In Schloß Saulages saß der General Solérol mit seinen Freunden Curtius und Scaevola beim Abendessen. Solérol war trunken, Curtius desgleichen und nur Scaevola bewahrte noch eine Art von klarem Bewußtsein.

„Diese Schurken von Adligen hatten es gut,“ sagte Solérol, indem er eine frische Flasche entkorkte. „Das ist ein Wein, wie es keinen zweiten in ganz Burgund giebt. Ein wahrer Marquiswein.“

Er schnalzte mit der Zunge.

„Sie hatten auch hübsche Mädchen,“ bemerkte Curtius, „und Du hast den Wein, weil Du die Tochter des Hauses gehabt hast.“

Der General schlug zornig auf den Tisch.

„Meine Frau! Ich hasse meine Frau!“ schrie er.

„Sie ist trotzdem sehr hübsch — und wenn Du Dich besser gegen sie benommen hättest —“

„Curtius!“ schrie der General, „Du faselst. Willst Du trinken?“

Curtius ließ sein Glas füllen und trank es in einem Zuge leer.

Scaevola trank nicht mehr, er rauchte.

„Curtius hat Recht,“ sagte er, „Du hättest Dich besser mit Deiner Frau stellen sollen.“

Solérol stieß einen gräulichen Fluch aus und schrie:

„Ich lasse Euch Beide hinauswerfen, wenn Ihr noch ein Wort von meiner Frau redet!"

„Wovon sollen wir denn reden?" fragte Scaevola.

In Solérol's umnebeltem Hirn tauchte eine verworrene Erinnerung auf.

„Sprecht von Lucretia," sagte er.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Speisesaals und Brulé trat ein, gefolgt von seinem Sohn.

„Schön, Brulé, daß Du kommst!" rief Solérol, „iß mit mir; Curtius und Scaevola langweilen mich."

„Weil wir von seiner Frau sprechen," sagte Curtius.

„Ja," schrie Solérol, „ich will nichts von ihr hören. Sprecht von Lucretia."

„Wer ist das?" fragte Brulé.

„Der Name einer Frau, die ich liebte."

„Sehr?" fragte Curtius.

„Rasend."

„Und sie?"

Diese Frage brachte den sich wieder etwas ernüchternden Solérol einigermaßen in Verlegenheit, indeß war Prahlerei, sei es in Bezug auf Kriegsthaten, sei es auf Frauen, für ihn etwas Alltägliches, und so antwortete er frisch weg:

„Alle Wetter, und wie hat sie mich geliebt."

„Wirklich?" fragte Scaevola.

„Sie war ganz rasend nach mir."

„So," sagte Brulé, „und sie hieß Lucretia?"

„Ja."

„Ein wunderlicher Name das," bemerkte Scaevola.

„Vor mir war der Marquis Jutault ihr Geliebter."

„So, die Geliebte des Marquis Jutault?" wiederholte Brulé, während er Solérol mit einem lauernden Blicke ansah.

„Ja."

„Und sie hieß Lucretia?"

„Ich habe sie nie unter einem anderen Namen gekannt."

„Wo war sie her?"

„Das weiß ich nicht."

„Was ist aus ihr geworden?"

„Ich weiß nichts weiter von ihr, als daß sie ein schönes Mädchen war; wenn Du sie aber gern sehen willst, ich habe ihr Bild."

Brulé zitterte am ganzen Körper.

„Wo hast Du es denn?" fragte Curtius.

„In meinem Ringe."

Der General trug einen sehr großen Siegelring am Finger, dessen Kapsel er jetzt vermittelst eines leichten Druckes öffnete. Dieselbe enthielt wirklich ein ganz kleines Miniatur-Portrait. Brulé nahm ein Licht und beugte sich damit auf Solérol's Hand.

„Erlauben Sie, daß ich es genau ansehe," sagte er. „Meine Tochter!" setzte er leise hinzu, aber keine Muskel seines Gesichts zuckte, er stieß keinen Schrei aus, sein Herz schlug nicht schneller.

„Eine schöne Frau," sagte er.

„Das wollte ich meinen," lachte Solérol.

„Sie muß Sie wohl geliebt haben."

„Ganz rasend, sagte ich ja."

„Sonst hätte sie Ihnen ja ihr Portrait nicht gegeben."

„Natürlich," nickte Solérol.

Indessen hatte auch Scaevola die Hand des Generals ergriffen und den Ring aufmerksam betrachtet; dann lachte er spöttisch.

„Was hast Du?" fragte Solérol, „es ist ihr Bild."

„Das bestreite ich nicht, aber —"

„Aber was?"

„Daß sie es Dir gegeben hat."

„Ohne Zweifel."

„Höre, Solérol, bist Du wirklich so betrunken, daß

Du gar nicht weißt, wie Du lügst?" fragte Scaevola verächtlich.

„Nimm Dich in Acht!" schrie der General, indem er sich in seinem Lehnstuhl aufzurichten versuchte.

„Du hast gelogen," wiederholte Scaevola, ohne dieser Drohung die geringste Beachtung zu schenken, „Du hast diesen Ring dem Marquis Jutault, nachdem er guillotinirt war, vom Finger ziehen lassen."

Der General schwur und fluchte, Curtius und Scaevola lachten und Brulé zog seinen Sohn mit sich fort, indem er sagte:

„Wir wollen schlafen gehen."

Als er sich draußen mit ihm allein sah, fügte er hinzu:

„Nunmehr mögen die Royalisten auf mich zählen. Solérol ist verloren, sein Untergang ist nur noch eine Frage der Zeit."

„Willst Du ihn ermorden?" fragte der Bock.

„O nein," antwortete Brulé mit wildem Lachen, „damit käme er zu schnell davon."

## Sechzehntes Capitel.

Solérol, Curtius und Scaevola waren bei Tische oder besser bei der Flasche geblieben. Solérol war ganz betrunken, Curtius halb und Scaevola befand sich im ersten Stadium."

„Du bist ein Ochs!" schrie Solérol Scaevola an, nachdem Brulé sich entfernt hatte.

„Warum?"

„Weil Du meinen Leuten eine schlechte Meinung von mir beibringst."

Curtius schlug ein lautes Gelächter auf.

„Ah Du hast Leute, Herr Marquis?"

„Gewiß? Gehört Brulé etwa nicht zu meinen Leuten?"

„Ja — er dutzt Dich ja auch gelegentlich."

„Das macht bei einem guten Republikaner nichts aus. Darum gehört er doch zu meinen Leuten."

„Schön, er gehört zu Deinen Leuten; was weiter?"

„Du hast ihm eine schlechte Meinung von mir beigebracht, Scaevola."

„Wegen des Ringes?"

„Ja, Du hast ihm ja gesagt, ich hätte ihn gestohlen."

„Ist aber der Solérol dumm," brummte Curtius, „was schadet Dir denn das bei Brulé, wenn Du einen Ring gestohlen hast?"

„Und eine Uhr," fügte Scaevola hinzu.

„Tod und Hölle," schrie der General und schlug mit der Faust auf den Tisch, so daß er einen Teller zerbrach.

„Kennst Du die Geschichte von der Uhr, Scaevola?" fragte Curtius.

„Ob ich sie kenne! Die kleine Micheline war recht einfältig."

„Welche Micheline."

„Nun die Besitzerin der Uhr."

Der General schlug noch heftiger auf den Tisch.

„Schweig, Canaille, schweig, sage ich Dir!"

„Und wenn ich nun sprechen will? Curtius kennt die Geschichte noch nicht, ich habe Lust, sie ihm zu erzählen."

„Niederträchtiger. Du bist ja in meinem Hause."

„Ich bin im Hause Deiner Frau und wenn Du nicht gleich still bist, so rufe ich Deine Leute, wie Du sagst, und lasse Dich zu Bett bringen."

Solérol stieß noch einen Fluch aus, leerte noch ein Glas und legte dann die Arme auf den Tisch, indem er zu Scaevola sagte:

„Erzähle was Du willst, ich schlafe."

Er legte den Kopf auf die Arme und kaum eine Minute darauf ertönte ein tiefes Schnarchen. Auch Curtius war sehr trunken, seine geistigen Fähigkeiten hatten ihn jedoch nicht in dem Maße wie Solérol verlassen und Scaevola, der Erzähler, war eine jener kalten, nervenstarken Naturen, welche unglaublich viel Wein vertragen können und selbst in der Trunkenheit noch ruhig bleiben.

„Er schläft," sagte Curtius, „erzähle mir jetzt die Geschichte von der Uhr."

„Die ist bald erzählt," antwortete Scaevola. „Du erinnerst Dich doch der Abtei, wo, wenn die Conciergerie zu voll war, zuweilen Gefangene untergebracht wurden?"

„Natürlich, ich war ja Commissair der Gefängnisse."

„So wirst Du Dich auch des Kerkers in der Abtei

erinnern, der ein kleines vergittertes Fenster hatte, das auf die Straße ging."

„Wenn mir recht ist, wurden daselbst nur vornehme Herren untergebracht."

„Ja wohl, und unter diesen befand sich auch der Mann mit der Uhr."

„Ich dächte aber, es wäre so eben von einer Frau die Rede gewesen," entgegnete Curtius, der trotz der Trunkenheit eine gewisse Folgerichtigkeit des Denkens behauptete.

„Du wirst schon sehen, daß von beiden die Rede sein wird. Die Uhr hat zwei Eigenthümer gehabt."

„Das ist etwas Anderes."

„Der Mann mit der Uhr war der Marquies von Buzençay, ein hübscher Junge, der in der Picardie auf dem Lande lebte, sich mit Wissenschaften beschäftigte und niemals um Politik bekümmerte, er war deshalb sehr erstaunt, als man ihn eines Abends in Amiens als er soeben Chemikalien in einer Droguenhandlung kaufte, verhaftete. Man beschuldigte ihn, er habe die Republik vergiften wollen."

„Im Einzelnen?"

„Nein en bloc."

Curtius lachte und Scaevola fuhr fort:

„Der Baron ward nach Paris geschickt. Der Zufall wollte es, daß er einen Freund im Revolutionstribunal hatte. Dieser wagte nicht, ihn frei zu lassen, aber er wußte die Verurtheilung zu verzögern und der Baron von Buzençay ward nach der Abtei und in den erwähnten Kerker gebracht. Derselbe hatte keine Spinne, auch konnte keine Ratte hineindringen, der Baron vermochte sich deshalb nicht eine Unterhaltung wie Pelisson und Latude zu verschaffen und daß man ihm Schreibmaterialien, um die er gebeten hatte, verweigerte, versteht sich von selbst. Statt dessen hatte ihm ein gefälliger Kerkermeister eine fünf Fuß hohe Leiter gebracht, vermittelst derer er das

enge Fenster erreichen und einen Blick auf die Straße werfen konnte. Die Straße war einsam, um so mehr bemerkte der Gefangene einige Personen, welche dieselbe täglich zu bestimmten Stunden passirten. Unter diesen war ein junges reizendes Mädchen mit goldblonden Flechten und Augen blau wie der Himmel des Orients —"

„Tausend," unterbrach ihn Curtius, „Du sprichst elegant."

„O bitte," entgegnete Scaevola bescheiden und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Mit einem Worte, das junge Mädchen war sehr schön und der Gefangene verliebte sich in sie und fragte seinen Kerkermeister, wer sie wäre? Er erfuhr, sie heiße Micheline, sei eine Waise und lebe allein von ihrer Hände Arbeit, erfreue sich aber eines fleckenlosen Rufes.

„Könnte ich sie nicht einmal sprechen?" fragte der Gefangene.

Der Kerkermeister bedeutete ihn, daß dies nicht angehe, der Baron beruhigte sich jedoch dabei nicht, sondern meinte, sie komme doch vielleicht, wenn er sie sehr darum bitten lasse.

„Davon bin ich überzeugt," versetzte der Kerkermeister, „denn sie hat ein vortreffliches Herz, aber das Gefängniß-Reglement ist sehr streng und Sie müssen Alles vermeiden, was die Aufmerksamkeit auf Sie lenken könnte, je weniger man auf Sie achtet, desto mehr Hoffnung haben Sie, gerettet zu werden."

Der Baron fügte sich, aber seine Liebe zu Micheline ward immer größer. Eines Morgens trat sein Kerkermeister mit sehr trauriger Miene in sein Gefängniß.

„Was giebt es?" fragte der Baron, „ist Micheline ein Unglück zugestoßen?"

„Nein, das Unglück betrifft Sie. Sie haben heute Abend vor dem Revolutionstribunal zu erscheinen."

„Ich bin bereit," antwortete Herr von Buzançay lächelnd.

Er wurde am Abend vor das Revolutionstribunal geführt und zum Tode verurtheilt.

„O mein Gott," klagte er, „so muß ich sterben, ohne Micheline ein einziges Mal gesprochen zu haben!"

„Nein," sagte der Kerkermeister, „ich werde sie Ihnen zuführen."

„Wann?"

„Heute Abend."

Der Gefangene bebte wie Espenlaub.

„Wird sie aber auch kommen wollen?" fragte er.

„Sie wird kommen, ich habe ihr von Ihnen erzählt und sie hat mir versprochen, Sie zu besuchen."

Micheline erschien in der That am Abend wie ein Engel des Lichtes in der düstern Zelle des Verurtheilten, blieb zwei lange Stunden da und empfing die glühenden Liebesversicherungen eines Mannes, der nur noch Stunden zu leben hatte. Er bedeckte ihre Hände mit Küssen, erflehte und erhielt eine Locke ihres Haares, die er in seiner Todesstunde auf der Brust tragen wollte und gab ihr, als er sich von ihr trennte als Andenken die einzige Kostbarkeit, welche er noch besaß, eine reich mit Diamanten besetzte Uhr, ein altes Familienstück. Micheline nahm sie und verließ in Thränen gebadet das Gefängniß. Am andern Tage ward der Baron hingerichtet; für Micheline hatte aber das Leben seinen Werth verloren; sie sang und lachte nicht mehr, denn sie liebte den Todten.

Nun traf es sich, daß in das Haus, wo das junge Mädchen wohnte, ein Capitain zog."

„Solérol, nicht wahr?"

„Ganz richtig."

„Er verliebte sich in Micheline?"

„Nein in die Uhr und forderte sie auf, ihm dieselbe zu verkaufen."

„Micheline wollte nicht?"

„Die arme Kleine, zu ihrem Unglück.“

„Wie so?“

„Solérol klagte sie beim Revolutionstribunal an, einen Aristokraten zu lieben.“

„Sie ward verhaftet?“

„Denselben Abend.“

„Und ward verurtheilt?“

„Zwei Tage darauf ward sie guillotinirt.“

„Nein, so schlecht sind wir doch nicht,“ sagte Curtius mit Abscheu.

„Nein, wahrlich nicht.“

„Und die Uhr?“

„Die Uhr ward bei der Greffe deponirt und der Greffier, der ein Freund von Solérol war, gab sie ihm.“

In diesem Augenblick erhob Solérol den Kopf und öffnete ein Auge.

„Du lügst,“ sagte er, „ich habe sie ihm bezahlt.“

---

## Siebzehntes Capitel.

Brulé und der Bock faßten sich, nachdem sie den Speisesaal verlassen, wie die besten Freunde unter die Arme, verließen so das Schloß und schritten über den Hof nach der kleinen Meierei. Der Pächter und sein Sohn waren Nachtvögel, sie legten sich nicht wie die Landleute sonst zu thun pflegen mit Anbruch der Dunkelheit zu Bette, sondern trieben unter dem Schutze derselben ihr lichtscheues Wesen. Heute wäre es zudem Brulé am wenigsten möglich gewesen, im Zimmer auszuhalten, ihm war, als müsse er ersticken.

„Ich brauche Luft," sagte er.

„Die kannst Du haben, Papa," sagte der Bock lachend, „denn es ist eine wahre Wolfskälte."

„Außerdem habe ich auch mit Dir zu reden."

„Das dachte ich mir."

„Komm' dorthin."

Brulé zog seinen Sohn nach einem in der Mitte des Hofes stehenden Getreideschober und setzte sich mit ihm darauf. Sie waren auf diese Weise im Stande sich nach allen Seiten umzusehen und sich zu vergewissern, daß sie weder belauscht, noch überrascht wurden.

„Hübsche Dinge hört man von Schwester Lucretia," begann der Bock.

„Ich bringe sie um!" rief Brulé die Fäuste ballend.

„Worte, leere Worte," höhnte der Bock. „Uebrigens können wir sie lebend auch viel besser gebrauchen."

„Wie meinst Du das?"

„Ich bin überzeugt, daß sie Solérol haßt."

„Ich auch."

„Und daß sie einen Andern liebt — "

Brulé fuhr auf:

„Ja — sie liebt Herrn Henri, nicht wahr? Darum wollte ich ja eben den Royalisten nicht dienen."

„Du irrst Dich, Papa."

„Was?" fragte der Pachter. „Sie liebt Herrn Henri nicht?"

„Nein," antwortete der Bock, dieses Wort besonders betonend mit geheimnißvoller Stimme. „Ich weiß mancherlei Dinge."

„Was weißt Du? Sprich!" gebot Brulé zornig.

„Das muß ich erst sehen! Ich spreche, wenn — "

„Nun wenn?"

„Wenn Du mir versprichst, keine Dummheiten zu machen."

„Ich verspreche es Dir," sagte Brulé sich beruhigend, „sprich nur endlich."

„Du haßt Herrn Henri, nicht wahr?"

„Ich würde ihn mit Wollust erdrosseln."

„Weil Du glaubst, daß Lucretia sich seinetwegen zu Grunde gerichtet habe?"

„Ja."

„Das ist schon eine himmelschreiende Dummheit. Lucretia hat wohl Herrn Henri geliebt, Herr Henri aber niemals Lucretia."

„Weißt Du das gewiß?"

„Du weißt es ebenso gut, er liebte ja seine Cousine."

„Das ist kein Grund," brummte Brulé, „diese Adligen glauben sich Alles erlauben zu können. Das liebt die Eine und stellt der Andern nach. Aber Du sagst, Lucretia habe einen Andern geliebt?"

„Ja."

„Wen denn?"

„Du kennst ihn, den Capitain, der gleich Lunte roch.“

„Den Capitain Bernier?“

„Ja, sie hat ihn in Paris kennen gelernt.“

„Bist Du Deiner Sache gewiß?“

„Ganz gewiß. Wenn man an der Thüre horcht, erfährt man immer Mancherlei.“

„Weiter, weiter.“

„Du erinnerst Dich der Feuersbrunst auf der Ravaudière?“

„Ich habe Grund genug dazu.“

„Du weißt, daß der Capitain trotz aller Vorkehrungen davon kam.“

„Ja.“

„Und daß Lucretia, die in derselben Nacht angekommen war, wieder verschwand?“

„Ja, ja, nur weiter.“

„Der Capitain hat sie in seinen Armen fortgetragen.“

„Und wo hat er sie hingebracht?“

„Zu Jacomet, wo er sie ließ, um nach Saulages zu gehen. Der General hat Dir ja erzählt, was sich hier zugetragen hat.“

„Nun wohlan,“ sagte Brulé, „stirbt der Capitain nicht an seinen elf Bayonnetstichen, so stirbt er von meiner Hand.“

Der Bock zuckte die Achseln.

„Papa, Du scheinst alt zu werden,“ sagte er.

„Wie so?“

„Wir müssen den Capitain im Gegentheil pflegen und schonen.“

„Gut, und dann?“

„Ihn vor Solérol behüten, sorgen, daß er gesund wird, und dann —“

„Nun dann?“

„Dann heirathet er Lucretia.“

Auf diese Combination war der Pachter nicht gekommen.

„Glaubst Du, daß er das thun würde?“

„Er liebt sie ja.“

„Das ist richtig,“ versetzte der Pachter nachdenklich.

„Still!“ flüsterte der Bock.

„Was ist denn?“

„Ich höre Geräusch.“

Der Bock legte sich platt auf den Bauch, Brulé folgte seinem Beispiel und da ihre grauen Blousen sich nur wenig von der Farbe des Getreides unterschieden, so waren sie in dem auf dem Hofe herrschenden Halbdunkel nicht zu bemerken. Ein leichter Schritt knisterte auf der andern Seite des Hofes auf dem Schnee, gleich darauf vernahmen die Lauschenden ein leises Geflüster. Der Bock hob ein wenig den Kopf, um über die Mauer sehen zu können.

„Ha!“ rief er.

„Was siehst Du?“

„Michelin geht mit einer Frau im Küchengarten spazieren.“

„Es wird die Tochter des Kuhhirten sein, ich glaube, sie ist seine Braut.“

„Nein, die ist es nicht,“ antwortete der Bock.

Er beobachtete mit seinen scharfen Augen alle Bewegungen der jenseits der Mauer Auf- und Abwandelnden, glitt dann plötzlich von dem Getreideschober herunter, kroch auf allen Vieren über den Hof bis zu einem Wagenschuppen, dessen Hinterwand nach dem Küchengarten ging. Auf diese Weise hatte er sich den Beiden beträchtlich genähert, so daß er sogar möglicherweise ihr Gespräch belauschen konnte. Seinem geübten Ohr gelang dies wirklich.

„Michelin, Du weißt gewiß, daß es besser geht?“ sagte die Frau.

„Ja, Mamsell.“

„Er ist aber mit Wunden bedeckt.“

„Die schließen sich nach und nach.“

„Und glaubst Du, daß wir ihn in einer der nächsten Nächte fortbringen können?"

„Ich denke in acht Tagen wird er wohl gehen können."

„Ich möchte ihn sehen."

„Die Thüren des Schlosses sind um diese Zeit verschlossen, Mamsell," sagte Michelin, „und außerdem befindet sich die ganze Bande des Generals darin; Sie können es nicht riskiren."

„Ich muß auf jeden Fall in's Schloß, Michelin."

„Aber Mamsell."

„Und das noch in dieser Nacht."

„Um den Capitain zu sehen?"

„Wenn es angeht, so möchte ich ihn sehen, der Grund, weshalb ich in's Schloß muß, ist aber ein anderer; ich muß in Madame's Zimmer. Ich soll wichtige Papiere holen."

„Sie sind nun in Zeit von vierzehn Tagen dreimal über die Yonne gekommen und in der Nacht zu Fuß hierher gelaufen, um sich nach dem Capitain zu erkundigen, Mamsell."

„Es ist meine Pflicht, Michelin."

„Sie wissen, daß ich viel wage."

„Ich weiß, daß Du Madame Solérol ergeben bist und Allen dienst, die auf ihrer Seite sind."

„Ja, das ist wahr."

„Nun, ich bitte Dich jetzt in ihrem Namen, hilf mir."

Brulé war, während dieses Gespräch zwischen Michelin und der Unbekannten stattfand, seinem Sohne gefolgt und stand nun mit angehaltenem Athem lauschend neben ihm.

„Nun?" fragte der Bock, „hast Du die Stimme Deiner Tochter erkannt, Papa?"

„Ja, es ist Lucretia," sagte Brulé finster.

„Und Du siehst nun auch, daß sie den Capitain liebt, denn sie kommt, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen."

„Ja, dennoch soll sie es mir erst selbst sagen."

„Still, höre doch.“

„Im Schlosse, in Madame's Zimmer befinden sich wichtige Papiere, die, wie ich glaube, den General verderben können,“ sagte Lucretia.

„Der Elende,“ schaltete Michelin ein, „es ist hier ein entsetzliches Leben, seit Madame fort ist.“

„Die Papiere,“ wiederholte Lucretia, „ich muß sie um jeden Preis haben.“

„Wenn es denn durchaus sein muß,“ versetzte Michelin entschlossen, „so kommen Sie mit, ich weiß einen Weg in's Schloß.“

„Wirklich?“

„Das Küchenfenster bleibt die ganze Nacht offen.“

„Richtig, es ist nur einige Fuß vom Boden.“

„Ich werde Sie hinaufheben,“ sagte Michelin, „aber wehe uns, wenn uns Jemand sieht.“

„Gott ist gerecht,“ versetzte Lucretia und folgte Michelin, der den Hof der kleinen Meierei durchschritt und dicht an dem Schoppen vorüberging, in welchem der Bock und Brulé versteckt waren.

Das Schloß war an der Westseite von einem Graben begrenzt. Michelin hob Lucretia hinüber und beide schlichen bis zum Küchenfenster.

Michelin hatte richtig speculirt, das Küchenfenster stand offen. Er duckte sich, das junge Mädchen schwang sich leicht auf seine Schultern und sprang von da auf die Fensterbrüstung, dann setzte Michelin einen Fuß auf den Vorsprung der Mauer und folgte ihr. In der Küche war es stockfinster, Michelin war aber mit der Oertlichkeit vollständig vertraut, so daß er Lucretia ohne Anstoß bis in's Vestibül führen konnte. Hier wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein tiefes Schnarchen gefesselt. Der Knecht drückte sein Ohr gegen eine Thür, blickte durch's Schlüsselloch und forderte Lucretia leise auf, ein Gleiches zu thun. Sie sahen den General mit seinen beiden Zechgenossen unter dem Tische liegen und schnarchen. Solérol war wieder

eingeschlafen und Curtius und Scaevola, nachdem die Geschichte von der Uhr beendet war, seinem Beispiele gefolgt.

„Jetzt können wir ruhig sein," sagte Michelin, „ich fürchtete nur diese; begegnet uns wirklich ein Diener, so verräth er uns nicht."

„Du glaubst?"

„Mit Ausnahme von Publicola sind Alle der Madame ergeben."

„Aber Publicola?"

„Ist um diese Zeit eben so betrunken wie sein Herr. Er schläft jetzt ohne Zweifel in irgend einer Ecke."

„So komm schnell."

Michelin und Lucretia erreichten, immer noch ohne Licht, eine kleine Treppe, die nach Madame Solérol's Zimmer führte, dieselbe, welche Henri in der Brandnacht benutzt hatte.

„Die Thüren sind gewiß verschlossen," sagte Michelin.

„Madame Solérol hat mir einen Schlüssel gegeben, der sie sämmtlich öffnet," antwortete Lucretia.

Man gelangte in das Wohnzimmer der Madame Solérol durch ein kleines Toiletten-Cabinet. Lucretia, welche in ihrer Jugend oft auf's Schloß gekommen war, wußte gut Bescheid, und außerdem hatte Madame Solérol ihr noch ganz genaue Anweisungen gegeben. Sobald sie sich in dem Toiletten-Cabinet befanden, bat sie Michelin, Licht zu machen, dieser zog ein Feuerzeug aus der Tasche und zündete mit Hilfe desselben eine auf dem Kamine stehende Kerze an. Lucretia ergriff diese und ging damit in das Schlafzimmer der Madame Solérol. Alles war hier noch, wie sie es verlassen, Solérol hatte in seinem blinden Hasse gegen seine Frau es niemals betreten und auch seinen Leuten verboten, hineinzugehen.

„Rücke das Bett weg," gebot Lucretia.

„Wozu?" fragte Michelin.

„Das wirst Du sehen."

Der Knecht gehorchte.

Sobald das Bett von seiner Stelle gerückt war, bückte sich Lucretia, tappte mit den Händen auf dem Parquet umher und fand eine kleine Unebenheit, die man für eine schlechte Stelle im Holze, welche sorgfältig mit Lack überzogen war, hätte halten können. Lucretia drückte stark mit dem Finger auf, der Boden gab nach und sie fühlte eine Oeffnung, ungefähr von dem Umfange eines Flaschenhalses. Das junge Mädchen steckte den Finger hakenförmig in diese Oeffnung und zog sie an sich, worauf eines der Bretter des Parquets nachgab und der erstaunte Michelin unter dem Fußboden eine kleine Höhlung erblickte, in welcher ein ungefähr zehn bis zwölf Zoll langer silberner Koffer stand.

„Da ist, was ich suchte," sagte Lucretia.

Sie nahm den Koffer; in demselben Augenblick stieß Michelin aber einen Schreckensschrei aus. In der Thür des Zimmers standen zwei Gestalten — der Vater Brulé und der Bock, letzterer, wie immer, mit seiner Flinte.

„Mein Vater!" flüsterte Lucretia, bleich vor Schrecken, der Koffer entsank ihren Händen.

„Verschließe die Thür," sagte Brulé zu seinem Sohne.

Michelin stellte sich schützend vor Lucretia.

## Achtzehntes Capitel.

Brulé war als ein furchtbarer Mensch bekannt und der Bock war noch weit mehr berüchtigt, kein Wunder daher, daß Michelin als ein braver, muthiger Bursche, der er war, es für seine Pflicht hielt, Lucretia zu vertheidigen. Brulé sagte jedoch:

„Ich will meine Tochter nicht todtschlagen, wie Du zu fürchten scheinst, mache Dir keine unnöthige Sorge, Michelin."

„Ich weiß nicht, ob Sie sie todtschlagen wollen oder nicht," antwortete Michelin, „so lange ich lebe, sollen Sie ihr aber gewiß kein Leid thun."

„Ich will ihr ja auch kein Leid thun."

„Was wollen Sie denn?"

„Ich will mit ihr sprechen und will nicht, daß Du es hörst, geh' hinaus."

„Nein," sagte Michelin, „ich gehe nicht."

Lucretia drückte sich furchtsam und zitternd an ihn.

„Geh hinaus," wiederholte Brulé.

Michelin rührte sich nicht von der Stelle. Gegen seine Gewohnheit blieb Brulé ruhig.

„Höre, Michelin," sagte er, „nimm die Flinte mit Dir!"

„Nein!" rief der Bock!" ich gebe meine Flinte nicht."

„Du giebst sie!" gebot Brulé. „Du nimmst die Flinte, Michelin und gehst ins anstoßende Zimmer. Du bist bewaffnet, ich nicht, und hörst Du meine Tochter schreien, so komm ihr zu Hülfe."

Brulé sprach in einem so vertrauenerweckenden Tone, daß Michelin sagte:

„Ich brauche Ihre Flinte nicht. Ich gehe ins andere Zimmer und warte."

Der Bock öffnete die Thür, Michelin nahm aber, ehe er ging, den Koffer vom Boden auf.

„Was ist das?" fragte Brulé.

„Das," antwortete Michelin, „geht Sie nichts an," damit ging er, den silbernen Koffer mit sich nehmend, in das Toilettencabinet. Brulé wandte sich jetzt ruhig und mild an seine Tochter.

„Ich wünsche, daß Du furchtlos mit mir sprichst und mir die Wahrheit sagst."

„Worüber?" fragte Lucretia.

„Du hast Solérol in Paris gekannt?"

„O rede nicht von diesem Menschen!" rief Lucretia schaudernd.

„Antworte Ja oder Nein."

„Ja."

„Du bist seine Geliebte gewesen?"

„O!" rief Lucretia, welche Niederträchtigkeit."

Sie sprach diese Worte mit einem so unverkennbaren Ausdruck des tiefsten Abscheus, daß Brulé sagte:

„Es ist gut, ich glaube Dir, der Kerl hat gelogen."

„Er ist ein Abschaum der Menschheit und ich bin erstaunt, daß Du ihm dienst," versetzte Lucretia.

„Ich werde ihm ferner nicht dienen."

„Ists wahr!" rief das Mädchen mit unverhehlter Freude.

„Aber, Du mußt mir Alles sagen," fügte der Pachter hinzu.

„Sie sah ihn erstaunt an, als ob sie die Bedeutung des Wortes Alles nicht zu begreifen vermöchte.

„Wie hast Du Solérol kennen gelernt?"

„Der Marquis Jutault hat ihn mir zugeführt.

„Du warst also die Geliebte des Marquis Jutault?"

„Nein, ich war es nicht, ich schwöre es Dir" rief Lucretia und erzählte ihrem Vater ihr Zusammentreffen mit dem Marquis Jutault.

„Weiter" fragte Brulé.

Lucretia, welche ihre letzten Blutstropfen hingegeben hätte, um ihren Vater in das Lager der Royalisten hinüberzuziehen, ließ sich nicht lange bitten. Sie erzählte von der Verschwörung der Ritter vom Dolche, von Solérols Verrath und Heirath, aber Brulé war damit noch nicht zufrieden, sondern sagte:

„Das ist noch nicht Alles."

„Was soll ich denn noch weiter erzählen?" fragte sie.

„Du hast den Capitain Bernier gekannt."

Lucretia ließ den Kopf sinken.

„Du hast ihn geliebt?"

„Vater!"

„Du bist seine Geliebte gewesen? Mache es kurz," rief Brulé die Stimme erhebend.

„Ich liebte ihn", sagte Lucretia.

„Höre mich jetzt wohl an," sagte der Pachter, „wenn der Capitain Dich heirathen will, so verlasse ich Solérol und verderbe ihn."

„Ach!" rief Lucretia, bleich vor Aufregung.

„Du kommst jetzt mit mir."

„Wohin, Vater?"

„In das Zimmer des Capitains."

Lucretia fühlte all ihr Blut zum Herzen strömen.

„Aber ich muß vor Tage drüben sein," sagte Lucretia.

„Wo!"

„Drüben, bei Madame Solérol."

„Der Bock wird Dich begleiten, komm."

Er ergriff seine Tochter bei der Hand.

Sie hatte so leise gesprochen, daß Michelin in dem anstoßenden Zimmer kein Wort von ihrer Unterhaltung gehört hatte, als er jedoch Lucretia an der Hand ihres

Vaters heraustreten sah, begriff er, daß zwischen ihnen eine Uebereinkunft getroffen worden sei.

„Du kannst hinuntergehen, Michelin," sagte Lucretia, „mein Vater wird mich aus dem Schlosse führen."

„Und der Koffer."

„Nimm ihn mit und erwarte mich."

„Wo denn, Mamsell?"

„Im Hofe der Meierei."

Michelin ging die kleine Treppe hinunter und Brulé, der jeden Winkel des Schlosses kannte, führte seine Tochter durch einen Corridor, der auf die Haupttreppe ging. Der Bock folgte ihnen, seine Flinte im Arm. Im Schlosse schlief Alles. Der General und seine Gäste unter dem Tisch des Speisesaals, die Diener in ihren Betten. Ungesehen gelangten sie zu der Thür des Zimmers, in welchem der Capitain Victor Bernier auf seinem Schmerzenslager seufzte. Da der General es sich in den Kopf gesetzt hatte, den Capitain durch die Anklage, gemeinschaftliche Sache mit den Royalisten gemacht zu haben, auf das Schaffot zu bringen, so ließ man ihm im Schlosse alle mögliche Pflege angedeihen. Seine Wunden wurden gut verbunden, er ward reichlich mit angemessenen Nahrungsmitteln versehen, wenn man auch der Sicherheit wegen keinen Arzt zu ihm ließ. Sonst hielt man nicht für nöthig, ihn zu bewachen, da er sich ja nicht vom Lager erheben konnte und der Schlüssel steckte auch in dieser Nacht von außen in seiner Thür. Brulé drehte ihn um und trat mit seiner Tochter ein. Bernier schlief nicht, er sah aber Brulé nicht, sondern nur Lucretia.

„Lucretia!" rief er, die Arme ausbreitend.

„Ach, Victor," flüsterte sie, „ich verzweifelte daran, Dich wiederzusehen."

Der Bock war als Schildwache auf dem Corridor geblieben, Brulé setzte sich dagegen ganz familiair am Bette des Capitains nieder.

„Mein Herr," sagte er, „ich habe meinen Hof in Brand gesteckt."

„Ich weiß es," antwortete Bernier verächtlich.

„Auf Befehl des General Solérol."

„Auch das weiß ich."

„Ich bin es, der die Brandstifterbande in der ganzen Gegend organisirt hat," fuhr Brulé fort.

„Weshalb kommen Sie denn aber her, um mir das zu sagen?" fragte der Capitain.

„Weil ich eine Idee habe."

„So."

„Ja, ich habe meine Idee," wiederholte Brulé in schmeichelndem Tone und honigsüßem Lächeln, „lassen Sie uns darüber reden."

— — — — — — — — — — — —

Da es mit Ausnahme des Todesschlafs keinen ewigen Schlaf giebt, so hört auch der durch die Trunkenheit erzeugte Schlaf endlich auf und Solérol und seine Gesellen erwachten wieder, sogar früher, als man hätte denken sollen. Da Solérol mit dem Gedanken an Lucretia eingeschlafen war, so war es nur natürlich, daß er von ihr träumte, und zwar träumte er so lebhaft, daß er plötzlich mit dem lauten Rufe erwachte:

„Warte, Spitzbube, jetzt habe ich Dich."

„Wen hast Du?" fragte Scaevola, ein Auge öffnend.

„Niemand," antwortete Solérol einigermaßen beschämt, „ich träumte."

„Von wem oder von was?"

„Von Lucretia."

„Sieh' da."

„Ich sah sie!"

„Liebte sie Dich endlich?"

Diese malitiöse Frage ermunterte Solérol vollständig.

„Nein, Hölle und Teufel, nein!" schrie er.

„Sie liebte Dich nicht?"

„Nein, nein, sage ich Dir."

„Und wen liebte sie?"

„Ihn, Bernier, den Capitain."

„Ha, ha!" hohnlachte Scaevola. „Nun, er ist ja Dein Freund, Du hast für ihn ja die größten Rücksichten."

„Ich will ihn heilen lassen."

„Ja, um ihn dann auf's Schaffot zu bringen, Du hast mir das schon erzählt."

„Die Geduld ist mir aber jetzt ausgegangen," fuhr Solérol fort, dessen Hirn immer noch umnebelt war.

„Ah, bah."

„Ich glaube, ich mache sogleich ein Ende."

„Mit wem?"

„Mit Bernier."

„Verstehe nicht," sagte Scaevola, „Du willst ihn jetzt sogleich guillotiniren lassen?"

„Nein, ich will ihn tödten."

Solérol erhob sich taumelnd, ergriff ein auf dem Tische liegendes Einschlagemesser und ging, so gut ihm dies mit seinem gelähmten Bein möglich war, der Thür zu.

„Ist das Dein Instrument?" fragte Scaevola.

„Ja."

„Ein hübsches Werkzeug, gute Verrichtung!"

„Wie," sagte Solérol, „Du kommst nicht mit mir?"

„Nein, ich schlafe. Guten Abend! Hast Du Furcht, allein zu gehen?"

„Nein!" heulte der General wie ein wildes Thier, das gereizt wird.

„Nun so geh' und laß mich schlafen."

Bei diesen Worten legte sich Scaevola wieder nieder und schloß die Augen.

Was ihm im wachen Zustande bei der Verfassung, in welcher seine Beine sich befanden, nicht möglich gewesen wäre, das gelang dem General in der durch den Wein und die Nachwirkungen seines Traumes erzeugten Exaltation. Er erreichte, an den Wänden tastend, die Treppe,

erstieg sie und gelangte in den Corridor. Dort stand er aber plötzlich schaudernd still. Der durch das Fenster fallende Mondschein beleuchtete einen Theil des Corridors und Solérol glaubte in diesem Lichtschein eine weiße Gestalt, eine Frau an sich vorübergleiten zu sehen. Der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn, sein Haar sträubte sich, seine Phantasie brachte geschäftig Spukgestalten hervor; aber die weiße Gestalt war verschwunden.

„Ich glaube, ich träume noch," murmelte er endlich, tastete sich weiter und erreichte die Thür des Krankenzimmers. Dort stand er wieder still und lauschte. Der Capitain, der sonst häufig in der Nacht klagte und stöhnte, ließ heute keinen Ton vernehmen.

„Es ist mir lieber so," sagte Solérol, „ich werde auf den Fußspitzen eintreten, ich schnüre ihn in's Betttuch ein, daß er sich nicht rühren kann und dann steche ich zu, so lange bis er genug hat."

Mit diesem Vorsatze öffnete er die Thür. Der Capitain rührte sich nicht. Ein schwacher, von einer Nachtlampe herrührender Lichtschein erlaubte Solérol, um sich zu blicken und zu sehen, daß der Capitain schlafe. Auf den Zehen schlich er zum Bett, das Messer hoch erhoben, in dem Augenblicke aber, wo er zustoßen wollte, fühlte er seine Hand von einer Eisenfaust gepackt. Er wandte sich um und fiel mit einem Schreckensschrei zu Boden.

„Lucretia, die Lucretia!" rief er.

## Neunzehntes Capitel.

Als der Brigade-General, Bürger Solérol, wieder zu sich kam, fand er sich in seinem Bette. Der Tag war längst angebrochen und die Sonne sandte ihre Strahlen hell und freundlich in das Zimmer. Mehrere Minuten blickte Solérol ganz stumpfsinnig um sich, dann suchte er seine Erinnerungen zu sammelm und der Name Lucretia trat auf seine Lippen. Er glaubte sich jetzt zu besinnen, daß er am Abend unter dem Tisch des Speisezimmers eingeschlafen, dann aufgewacht und hinauf in das Zimmer des Capitains gegangen sei und dann Lucretia gesehen habe. Alle diese Erinnerungen waren jedoch so unbestimmt, daß er nicht zu sondern vermochte, was davon Traum, was Wirklichkeit sei.

Er zog die an seinem Bett befindliche Klingelschnur, sein Diener trat ein, dessen verglastes Auge und schlotternder Gang verrieth, daß auch er einen Rausch kaum ausgeschlafen habe.

„He, Du!" rief Solérol ihm zu, „erkläre mir doch, was gestern mit mir geschehen ist."

Der Diener drehte seine Mütze in der Hand herum, glotzte seinen Herrn mit dummen Augen an und sagte:

„Ich weiß nichts, ich war betrunken."

„Wie?" fragte Solérol erstaunt, „Du hast mich nicht zu Bett gebracht?"

„Nein."

„Hole mir Scaevola."

Der Diener gehorchte und nach wenigen Minuten trat Scaevola ein.

„Sage mir doch, alter Junge, was haben wir eigentlich gestern Abend gemacht?“ redete ihn Solérol an.

„Wir haben Abendbrod gegessen.“

„Und dann?“

„Haben wir getrunken.“

„Das ist so unsere Gewohnheit, aber dann?“

„Das weiß ich wahrscheinlich nicht. Ich bin heute Morgen unter dem Tische des Speisezimmers erwacht und da mich fror, in mein Bett gekrochen.“

„Aber was habe ich denn gemacht?“

„Du,“ sagte Scaevola, dem nach und nach die Erinnerung aufzudämmern begann, „Du erwachtest und sprachst von Lucretia.“

„Ah!“

„Und Du wolltest den Capitain todtstechen.“

„Richtig, ich bin aufgestanden und habe ein Messer vom Tisch genommen,“ sagte Solérol.

„Ja wohl, was hast Du nachher gemacht? Ich bin wieder eingeschlafen.“

„Das weiß ich ja eben nicht.“

„Wie?“

„Mir ist, als wäre ich bis zum Capitain gegangen und hätte auch mein Messer schon über ihn erhoben gehabt, da hat mir aber Einer den Arm festgehalten.“

„Wer denn?“

„Ich habe mich umgedreht und Lucretia erkannt.“

„Geh doch!“ rief Scaevola lachend.

„Ja, ja, ich habe sie gesehen,“ versicherte Solérol.

„Was hat sie denn zu Dir gesagt?“

„Ich weiß es nicht, ich bin ohnmächtig umgefallen.“

„Ohnmächtig?“

„Ja, mein Freund.“

„Wo warst Du denn aber, als Du wieder zu Dir kamst?“

„Hier, in meinem Bett."

„Das ist wunderbar," sagte Scaevola mit erstaunter Miene, gleich darauf schlug er aber ein lautes Gelächter aus:

„Sieh!" rief er.

Auf dem Fußboden dicht am Bett des Generals lag das Messer, das er Abends zuvor vom Tisch genommen hatte, um den Capitain damit zu erstechen.

„Willst Du jetzt wissen, was Dir begegnet ist?" sagte Scaevola, „es ist sehr einfach."

„Du glaubst?"

„Du hast in das Zimmer des Capitains gehen wollen, da Du aber betrunken warst, hast Du die Thür verfehlt, bist in das Deinige gegangen, hast Dich hier ins Bett gelegt und Deinen Traum von Lucretia weiter fortgesetzt."

„Ich wollte aber doch schwören, daß ich sie gesehen" behauptete Solérol.

„Ich wette, Du glaubst auch den Capitain erstochen zu haben."

„Ich wollte es wenigstens."

„Ich bin überzeugt, Du hast einen erstochen."

„Ja?"

„Dein Kopfkissen. Sieh."

Er zeigte Solérol das Kopfkissen, das einen großen offenbar von einem Messerstich herrührenden Riß hatte.

„Du siehst jetzt," fügte Scaevola lachend hinzu, „daß ein Betrunkener ein Kopfkissen für einen Menschen ansehen kann."

Das Messer und der Schnitt im Kopfkissen waren zu starke Zeugen gegen den General:

„So muß ich doch wohl geträumt haben."

„Allerdings, erlaube aber jetzt, daß ich Dir einen Rath gebe."

„Nun?"

„Wir betrinken uns hier Tag und Nacht."

„Bah — in Burgund ist so etwas erlaubt.“

„Durchaus nicht, wenn man ein Amt hat.“

„Das ist freilich wahr.“

„Weißt Du, was heute Nacht geschehen ist?“

„Nein, ich bin ja soeben erst aufgewacht.“

„Die Royalisten waren vor acht Tagen noch eine Hand voll —“

„Und jetzt?“

„Sind sie eine Armee. Ein Dorf, fünf Meilen von hier, dient ihnen als Sammelplatz, sie haben schon bedeutenden Zuzug erhalten und erwarten Verstärkung aus den Departements de Saône-et-Loire und de la l'ôte-d'Or.“

„Bah.“

„In zwei Tagen wird die Sache noch viel ernster sein.“

„Sie wollen Clamency nehmen und dort ihr Hauptquartier aufschlagen.“

„Donner und Blut,“ heulte Solérol, „ich will zu Pferde steigen.“

„Du weißt sehr gut, daß Du das nicht kannst, aber Du wirst Dich in einer Sänfte tragen lassen.“

„Und ich werde mich an die Spitze der beiden in Auxerre befindlichen Regimenter stellen.“

„Vor allen Dingen muß Clamency sofort militairisch besetzt werden,“ sagte Scaevola.

„Wann?“

„In der nächsten Nacht.“

„Ich werde nach Auxerre schicken. Willst Du den Auftrag übernehmen?“

„Nein,“ sagte Scaevola, „ich bin nur ein Polizist, Curtius, als Mitglied des Kriegsministeriums, wird vielmehr wirken, denn ich kann Dir nicht verhehlen, daß die Offiziere in Auxerre nur einen geringen Grad von Achtung für Dich haben.“

„Ich werde sie kassiren.“

„Dummkopf, zwinge sie Dir zu gehorchen, mehr bedarf es nicht. Curtius kann im Namen des Ministeriums,

im Namen der Republik sprechen. Die Municipalität von Auxerre wird ihm ein Bataillon Bürgergarde geben und was sonst noch von Sans-Culottes in der Stadt ist, schließt sich den beiden Regimentern an."

„Das läßt sich hören," sagte Solérol.

„Bedenke, wenn es Dir gelingt, eine wirkliche Schlacht zu liefern, die royalistischen Banden zu zersprengen, ehe sie sich mit denen im Westen verbinden gekonnt, so wirst Du Barras' Freund, wie Du Robespierre's gewesen bist."

„Wird er mich zum Kriegsminister ernennen?"

„Natürlich."

Solérol setzte sich im Bette auf, seine Augen funkelten wie die eines Tigers.

„Wo ist aber Mademoiselle Lange, die uns so schlau entgangen ist?" fragte er.

„Sie wird zu den Royalisten gegangen sein."

„Du meinst also wirklich, sie sei um derentwillen gekommen."

„Ich bin überzeugt, sie hat ihnen Verhaltungsmaßregeln aus Paris gebracht."

„Und wir haben sie nicht hier auf der Stelle erwürgt!" rief Solérol wüthend.

Es wurde leise an der Thür geklopft, Scaevola öffnete und Brulé trat mit düsterer, unheilverkündender Miene ein.

„Was giebts?" fragte Solérol.

„Nichts weiter, als daß die Royalisten die Nacht Entrain genommen haben."

„Was!" rief Scaevola, „davon hat man mir nichts gesagt."

„Morgen werden sie Clamency nehmen," fuhr Brulé fort.

„Oder ich werde bis Morgen so fertig mit ihnen sein, daß auch nicht ein Mann übrig ist," schrie Solérol.

„Verzeihen Sie," lachte Brulé, „das sagen Sie nun schon seit einem Monat alle Tage, bis jetzt sind Sie aber

noch mit nichts fertig geworden, als mit sehr vielen Flaschen."

Scaevola lachte.

„Weißt Du einen recht nahen Weg nach Auxerre."

„Ja, durch den Wald."

„Wie viel Stunden braucht man?"

„Drei."

„Zu Fuß?"

„Zu Fuß und zu Pferde, denn das Pferd muß fast immer Schritt gehen."

„Gut, Du wirst nach Auxerre gehen."

„Ich?" rief Brulé den Erstaunten spielend.

„Du. Du wirst den Bürger Curtius hinführen."

Gleich dem Wolf in der Fabel trat der Genannte in diesem Augenblick ins Zimmer.

„Ein Geschäft für Dich Curtius, Du hältst ja gerne Reden!" rief der General.

„Nun ja," sagte Curtius bescheiden, „ich bin nun einmal ein geborner Redner."

„Du wirst es beweisen können."

„Wo?"

„In Auxerre."

„Zu wem soll ich reden?"

„Zur Armee und zur Municipalität."

„Dazu bin ich wie geschaffen," versetzte Curtius, ich werde die Uniform anziehen und die Schärpe umbinden."

„Du hast Recht," antwortete Solérol mit wichtiger Miene, „man mag sagen was man will, das Kleid macht doch den Mann," dann sich zu Brulé wendend befahl er: „Sattle Pferde für den Bürger Curtius und für Dich."

„Ich gehe," sagte Brulé, „meine Büchse ist mein Pferd."

Er verließ das Zimmer, im Corridor erwartete ihn der Bock.

„Nun habe ich nicht Recht, daß ich an den Thüren horche?" fragte er.

„Ich habe das noch nie bestritten, mein Junge.“

„Was thun wir?“

„Ich weiß es noch nicht — indeß —“

„Papa mir kommt eine Idee.“

„Laß hören.“

„Wenn man sich nun unterwegs des Bürgers Curtius entledigte?“

„Er ist immer noch nicht der Schlechteste,“ meinte Brulé.

„Nein, aber er wird Auxerre in Aufruhr bringen. Ich habe eine recht nette Idee.“

„Du willst ihn todt machen?“

„O nein, etwas viel Netteres.“

„Erkläre Dich doch deutlicher.“

„Sattle nur das Pferd, dabei will ich Dirs erklären.“

Sie gingen nach dem Stall, auf dem Hof begegnete ihnen Michelin.

„Wir brauchen Dich,“ sagte der Bock.

„Gut, ich komme, jetzt wo Ihr auf Madames Seite seid, muß man Euch gehorchen.“

Er folgte dem Bock und Brulé in den Pferdestall. Der Bock ging in die Sattelkammer, um ein Pferdegeschirr zu holen, gleichzeitig erschien Curtius außen am Fenster.

„He, Kleiner!“ rief er.

„Was wünscht Du, Bürger?“ fragte der Bock.

„Hole meine Pistolen und stecke sie in die Satteltaschen.“

Der Bock that wie ihm befohlen war. Ehe er jedoch die Pistolen in die Satteltaschen steckte, zog er die darin befindlichen Kugeln heraus und ließ sie in seine Tasche gleiten.

„Da hätten wir zwei sehr unschädliche Pistolenschüsse,“ lachte er. „Jetzt werde ich Dir meine Idee sagen.“

„Ich höre,“ antwortete der Vater Brulé ernst.

## Zwanzigstes Capitel.

Um gleichfalls die Idee des Bocks kennen zu lernen und die Resultate der zwischen diesem, seinem Vater und Michelin gepflogenen Unterredung zu erfahren, müssen wir Curtius auf seinem Weg von Saulages nach Auxerre begleiten. Dieser Weg, weit entfernt ein regelrechter Waldweg zu sein, ging im Zickzack durch Haide und Buschwerk, wand sich mühsam bald durch eine Lichtung, bald durch ein Dickicht und hatte selbst für einen geübten Reiter seine Schwierigkeiten. Ein geübter Reiter war Curtius nun aber durchaus nicht. Im Schritt reiten beunruhigte ihn, Trab verursachte ihm Kolik und Galopp kannte er nur vom Hörensagen. Der Bürger Curtius war ein Büreaukrat, der selten seinen gepolsterten Schreibstuhl verlassen hatte,

„Ich bin ein Mann der Feder und nicht des Schwertes," pflegte er zu sagen, und war in dieser Eigenschaft nur drei Mal in seinem Leben zu Pferde gestiegen, aber diese drei Male hatten sich seinem Gedächtniß auch als ganz unvergeßlich eingeprägt. Der erste Ritt fiel in seine Jugendzeit. Er zählte zwei und zwanzig Jahre, war Schreiber bei einem Notar und ließ sich nicht träumen, welche hohe Bestimmnng für ihn aufbewahrt sei. Der Notar war zu einem benachbarten Edelmann berufen, der auf dem Sterbebett liegend sein Testament machen wollte und begab sich dahin auf einer Stute reitend, deren

achtzehn Monate altes Füllen unsere ihn begleitenden Patrioten der Zukunft trug und ihn drei lange Stunden die ermüdendsten Balancierkünste zwischen Kopf und Schweif machen ließ. Zehn Jahre später ward Curtius als großer Patriot zum Hauptmann der Bürgergarde seines Dorfes erwählt, mußte, wie es diese Würde erheischte, zu Pferde steigen und wurde trotz derselben und trotz der neuen Epauletten durch einen sogenannten Hammelsprung, den sein Pferd machte, mitten auf dem Revolutionsplatz abgeworfen und hinkend und mit Beulen bedeckt nach Hause gebracht. Am glorreichsten war aber jedenfalls der dritte Ritt des Bürgers Curtius, den er, nicht auf einem Pferde, sondern auf einem Esel an einem schönen Frühlingsmorgen in Begleitung einiger Freunde vom Ministerium, die gern Kirschen aßen, bewerkstelligte und dessen Ziel Montmorency war. Der Esel benahm sich nicht besser, als das Füllen des Notars und das Pferd der Bürgergarde und setzte den Bürger Curtius kläglich in einem Graben ab. Man hätte nun glauben sollen, die gemachten Erfahrungen wären hinreichend gewesen, ihm für alle Zeiten die Lust an Reiterkünsten zu benehmen, und im Allgemeinen war dies auch der Fall, als ihm jedoch der General Solérol die berauschende Perspective eröffnete, als öffentlicher Redner aufzutreten, da vermochte er es nicht, seine Schwäche einzugestehen. Allen seinen Muth zusammennehmend bestieg er das ihm vom Vater Brulé gesattelte und vorgeführte Pferd, einen sogenannten „Kohlenbrenner," d. h. ein in der Gegend um Nivernais heimisches im freien Felde erzogenes Pferd, das klein und häßlich aber voll Feuer und Lebendigkeit ist. Curtius war noch keine dreißig Schritt geritten als er sich bereits ängstlich an die Mähne des Pferdes anklammerte. Brulé, dies bemerkend, nahm das Pferd am Zügel und sagte:

„Sitzen Sie nur ruhig und ängstigen Sie sich nicht."

Dieser Zuspruch machte auf Curtius jedoch keinen

Eindruck, er wurde von Minute zu Minute furchtsamer und stand mehrmals im Begriffe umzukehren.

„Wie weit haben wir nach Auxerre?“ fragte er.

„Drei Stunden,“ antwortete Brulé.

„Könnte ich nicht lieber absteigen und gehen?“

„Dazu haben Sie noch Zeit,“ sagte Brulé, „wenn wir durch das Thal Fourchu kommen, können Sie absteigen.“

„Was ist das?“

„Das Thal Fourchu ist eine tiefe, mit Felsen ringsum eingefaßte Bergschlucht, an deren Rand unser Weg hinführt.“

„Ist der Weg gefährlich?“

„Zu Pferde allerdings, wenn man kein ganz sicherer Reiter ist. Ein schlecht regiertes Pferd kann leicht einen falschen Tritt thun und dieser schleudert Einen so etwa dreißig, vierzig Fuß in die Tiefe.“

„Ich steige ab,“ sagte Curtius, „ich bin überdies ein Freund von Fußparthien.“

„Dieser Weg hat überhaupt seine Schrecken,“ fuhr Brulé fort.

„Wie so?“

„Vor sechs Jahren, im Jahre II der Republik hat es dort böse Zeiten gegeben.“

„Für wen?“

„Bald für die Einen, bald für die Andern. Einen Tag erwarteten dort die Patrioten die Aristokraten.“

„Und am andern Tage?“

„Rächten sich die Aristokraten, wie das Beispiel des Maire von Auxerre beweist.“

„Was geschah ihm denn?“

„Er wurde gehengt.“

„Durch wen?“

„Durch eine Bande Chouans, die ihn gefangen genommen hatte.“

Curtius konnte einen Schauder nicht unterdrücken.

„Glücklicherweise ist der Weg jetzt sicher,“ sagte er.

„Na, na!“ versetzte Brulé und schritt ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, die Marseillaise pfeifend weiter.

Curtius wurde sehr nachdenklich; zu seinen Schwierigkeiten als Reiter gesellten sich jetzt noch düstere Vorahnungen; trotzdem setzte er seinen Weg fort. Nach Verlauf einer Stunde ward der Wald dunkler und dichter.

„Wir nähern uns dem Thal Fourchu,“ erklärte Brulé, „der Sage nach hat es der Teufel mit seinem Bocksfuß in die Felsen gestampft.“

„Glaubst Du an den Teufel?“ fragte Curtius.

„Das könnte wohl sein,“ antwortete Brulé.

Curtius fing an zu lachen, aber dieses Lachen ward, ähnlich wie das der beiden Bogenschützen bei Victor Hugo, durch ein lautes Echo beantwortet, so daß Curtius erschrocken sein Pferd anhielt. In demselben Augenblicke rief eine Stimme aus dem Gebüsch:

„Halt!“

Brulé stand still und sagte:

„Man überfällt uns.“

Zwei Männer, mit Flinten bewaffnet, bekleidet mit der burgundischen blauen Blouse und der traditionellen Mütze, das Gesicht mit Ruß geschwärzt, sprangen hinter einem Baum hervor und legten auf Curtius an. Der wackere Patriot stieg eiligst ab und versteckte sich hinter seinem Pferde. Brulé stellte sich neben ihn und griff nach seiner Flinte.

„Halt, und keine Dummheiten gemacht!“ rief einer der schwarzen Männer.

„Es sind Royalisten, wir müssen uns vertheidigen,“ flüsterte Brulé Curtius zu. Laut schrie er:

„Zurück, Canaillen, oder ich gebe Feuer.“

Die beiden Männer rührten sich nicht und hielten die Flintenläufe drohend auf Curtius gerichtet.

„Ergebt Euch oder Ihr seid des Todes!“ rief der Eine.

Brulé beachtete diese Drohung nicht, sondern schoß seine Flinte zweimal hinter einander ab. Zwei Kugeln flogen knapp einen Fuß hoch über die Köpfe der Angreifer hinweg; diese lachten laut, verließen den Baum, der ihnen zur Brustwehr gedient, und stürzten sich auf den jetzt waffenlosen Brulé und auf Curtius. Der Letztere vergaß in der Angst ganz, daß auch er Pistolen bei sich habe, die von Brulé gebrauchte Vorsicht erwies sich somit als unnöthig.

„Nieder auf Dein Knie!" riefen ihm die Angreifer zu.

Curtius gehorchte und bat um Gnade.

„Du bist ein Mann aus hiesiger Gegend, Dir wollen wir nichts thun," sagten sie zu Brulé, „mache, daß Du fortkommst."

„Nein, ich gehe nicht von der Stelle, Ihr sollt dem Bürger Curtius kein Leid zufügen!" rief Brulé.

„Wir wollen ihm auch gar kein Leid zufügen," sagte der Eine der schwarzen Männer, „wenn es anders wahr ist, was man behauptet."

„Was behauptet man denn?"

„Daß das Hängen eine sehr angenehme Empfindung verursacht."

„Hängen! hängen!" jammerte Curtius.

„Ja, um den Hals."

Er hob seine Blouse in die Höhe und zeigte einen darunter verborgenen Strick.

„Er ist ganz neu und wir haben ihn gut geölt," sagte er.

Curtius ließ ein dumpfes Stöhnen hören. Meister Curtius war ein ganz robuster Kerl, er besaß einen Nacken wie ein Stier, Schultern, Arme und Fäuste wie ein Bierschröter und hätte sich wohl zur Wehre setzen können; da er aber gleichzeitig ein Herz wie ein Hase hatte, so dachte er nicht daran, sondern winselte um Gnade.

„Das wollen wir erst sehen," sagte einer der schwarzen Männer. „Wo wolltest Du hin?"

„Nach Auxerre."

„Was wolltest Du dort machen?"

„Das Volk aufrufen."

„Gegen die Royalisten?"

„Ach!" seufzte Curtius.

„Du siehst doch ein, daß Du das Hängen verdient hast."

„Gnade! Gnade!" wiederholte Curtius.

„Rufe: Es lebe der König!"

„Es lebe der König!" stammelte Curtius zitternd.

„Rufe: „Nieder mit der Republik!"

„Nieder mit der Republik!" sprach Curtius gehorsam nach.

„Noch ein Mal, entferne Dich!" sagte derjenige der schwarzen Männer, der das Wort führte und von schmächtigem Körperbau schien, zu Brulé.

„Nein," antwortete dieser, „ich schütze den Bürger."

„Das wollen wir einmal sehen."

Er gab seinem Gefährten ein Zeichen und dieser, ein großer, kräftiger Bursch, warf sich auf Brulé und zwischen Beiden entspann sich ein heftiger Kampf.

„Räuber! Mörder!" schrie der Pachter.

Während dessen zielte der Andere mit seiner Flinte auf Curtius, dieser dachte aber gar nicht daran, eine Bewegung zu machen oder Brulé zu Hülfe zu eilen. Endlich fielen die beiden Ringenden zu Boden, der Eine derselben sprang aber sogleich wieder auf und setzte dem Andern das Knie auf die Brust. Der Besiegte war Brulé. Sein Gegner band ihm Hände und Füße und wiederholte:

„Wir wollen Dich nicht tödten, Du bist aus hiesiger Gegend."

Brulé machte anscheinend ganz unerhörte Anstrengungen, sich seiner Bande zu entledigen, aber es gelang ihm nicht. Curtius lag noch immer auf den Knien. Die beiden Männer beriethen sich während einiger Minuten,

die für Curtius sich zu Jahren der Angst ausdehnten, miteinander. Endlich sagte der Eine:

„Wir haben den Auftrag, Dich am nächsten Baum aufzuhängen."

„O, meine guten Herren, das werden Sie nicht thun!" flehte Curtius.

„Willst Du lieber, daß wir Dich als Gefangenen mitnehmen?"

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen, nur tödten Sie mich nicht."

„So werden wir Dich mitnehmen."

„Wohin?"

„Zu den Royalisten."

Curtius fühlte sich wieder von einem eisigen Schauer gepackt.

„Ich sage nicht, daß Du dort nicht gehängt werden wirst," fuhr der schwarze Mann fort, „aber Du gewinnst wenigstens noch einige Stunden; gieb Deine Hände her."

Der Mann mit der Kraft eines Stiers und dem Herzen eines Hasen ließ sich geduldig knebeln, dann warfen ihn die beiden schwarzen Männer über das Pferd, das während des ganzen Auftritts ruhig die Rinde eines Baumes benagt hatte, der Eine schwang sich mit der Flinte im Arm hinter ihm in den Sattel, während der Andere das Pferd am Zügel nahm und mit ihm und dem Gefangenen im tiefsten Dickicht des Waldes verschwand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kaum waren sie fort, so sprang Brulé auf und schüttelte seine Bande wie Spinnweben von sich.

„Der Curtius ist doch ein Esel, wie es nicht leicht einen zweiten giebt," sagte er lachend, nahm seine Flinte auf und ging davon.

## Einundzwanzigstes Capitel.

Sehen wir uns jetzt wieder nach Mademoiselle Lange um, die wir am Ufer der Yonne und in Gesellschaft des Wildschützen verlassen hatten. Dieser, der sich als der einäugige Jacques zu erkennen gegeben und, wie sich der Leser erinnern wird, die Hand in's Wasser getaucht hatte, zog nach längerem Umhertasten eine Blechbüchse hervor.

„Sehen Sie, das ist die Briefpost der Royalisten," sagte er, indem er die Büchse öffnete. Sie war leer.

„Das ist sonderbar!" rief Jacques, „seit vierzehn Tagen empfange ich heute zum ersten Male keine Befehle."

„Befehle? Wie denn?" fragte Mademoiselle Lange.

„Jede Nacht kommt irgend Einer von drüben bis an die Yonne, schwimmt über den Fluß und legt einen Brief in die Büchse."

„Was geschieht mit diesen Briefen?"

„Ich nehme sie und befördere sie an ihre Adresse."

„Und an wen lautet diese?"

„Bald an einen Adeligen, bald an einen Bauer auf dem diesseitigen Ufer des Flusses. Auf diese Weise unterhält die Mannschaft, welche Herr Henri und Herr Machefer um sich gesammelt haben, Verbindung mit den anderen Royalisten in Burgund und in der Champagne."

Mademoiselle Lange stutzte bei dieser letzten Aeußerung.

„Ist denn der Aufstand so weit verbreitet?" fragte sie.

„Aufgestanden ist man überall," seufzte Jacques,

„leider aber nirgend in der genügenden Stärke, und überdies fehlen uns auch die Verhaltungsmaßregeln aus Paris, denn —"

Jacques unterbrach sich plötzlich, sprang hinter eine Weide, deren Zweige tief in's Wasser hinabhingen, und zog Mademoiselle Lange mit sich, indem er ihr zuflüsterte:

„Still, ich höre."

„Was denn?" fragte die Schauspielerin.

„Einen Eulenschrei."

„Was bedeutet der?"

„Er ist das Signal der Royalisten."

Mademoiselle Lange hatte in der That aus der Ferne einen solchen Laut gehört, ihn aber wirklich für den Ruf eines Uhus aus dem nahen Walde gehalten. Sie blickte jetzt um sich, entdeckte aber auf beiden Ufern der Yonne nicht die Spur eines menschlichen Wesens.

„Ich weiß doch aber ganz gewiß, daß ich den Schrei gehört habe," behauptete Jacques.

„Ich habe ihn auch gehört," pflichtete ihm Mademoiselle Lange bei, aber wo kam er her?"

Jacques beschirmte sein Auge, das einzige, was er besaß, mit der Hand, um besser sehen zu können, und bald haftete dasselbe auf einem auf dem Flusse in der Richtung von Chastel-Censoir sichtbar werdenden schwarzen Punkte.

„Was ist das da?" fragte die Schauspielerin.

„Das ist ein Floß, Mademoiselle."

„Wo gehen die Floßknechte mit ihrer Ladung hin?"

„Für gewöhnlich nach Paris, wo aber die hin wollen, verstehe ich nicht."

„Wie so?"

„Wenn sie nach Paris wollten, müßten sie die Yonne hinunter fahren, während diese stromaufwärts kommen; das ist gar nicht gebräuchlich."

Wieder ließ sich der Eulenschrei hören, dieses Mal aber klar und lang andauernd.

„Jetzt verstehe ich!" rief Jacques, „sie sind es."

„Wer, die Royalisten?"

„Ja, Madame."

So unwahrscheinlich auch diese Behauptung erscheinen mochte, leuchtete sie doch Mademoiselle Lange sofort ein und sie fühlte ihr Herz höher schlagen. Es waren Royalisten, Freunde von Machefer, vielleicht er selbst! Was keine Gefahr vermocht hatte, das bewirkte die Freude, der heldenmüthigen jungen Frau wankten die Kniee, sie zitterte am ganzen Körper. Das Floß, das vielleicht eine Länge von dreißig bis vierzig Fuß haben mochte, kam trotz der Heftigkeit des Gegenstromes den Fluß ziemlich schnell herauf. Jacques und Mademoiselle Lange beobachteten immer noch hinter der Weide verborgen die auf dem Floße befindlichen Männer. Es waren ihrer vier, der Tracht nach wirkliche Flößer mit weiten, weißgrauen, wollenen Beinkleidern, einer Blouse von grauer Leinwand und einer Mütze von Otterfell. Als das Floß ganz nahe war, stieß Mademoiselle Lange einen Schrei aus, sie hatte einen der Männer erkannt.

„Machefer!" rief sie aus ihrem Versteck hervortretend.

Das Auge der Liebe hatte sich nicht getäuscht, es war Machefer, und wollen wir den Beweggrund zu der mit ihm vorgegangenen seltsamen Metamorphose, wie den Zweck seiner Reise erfahren, so brauchen wir uns nur mit dem Vorrechte des Schriftstellers auf das Floß zu begeben und der Unterhaltung zuzuhören, die er mit einem gleich ihm gekleideten und mit einer Ruderstange bewaffneten jungen Manne führte, wenige Augenblicke, ehe er durch Mademoiselle Lange's Ruf unterbrochen ward.

„Unser Aller Heil hängt von dem Handstreiche ab, den wir heute unternommen haben," sagte Machefer.

„Wie so?" fragte sein Begleiter, ein junger Mann von neunzehn Jahren mit herkulischem Körperbau, aber zarten, fast weiblichen Gesichtszügen. Er hieß Gaston d'Usseuil und war ein kleiner Edelmann aus Nivernais, der sich den Royalisten angeschlossen hatte.

„Das will ich Ihnen erklären," versetzte Machefer. „Die Royalisten im Westen sind zahlreich, gut bewaffnet, gut geführt und haben die Landleute auf ihrer Seite, während wir mit Ausnahme einiger treuer Pächter und Diener ganz isolirt sind. Der Bauer von Burgund wie von Nivernais ist ziemlich lau, er hat keinen eigentlichen Widerwillen gegen die Republik und läßt uns, obgleich er gewisse Sympathien für uns hat, doch ruhig hinschlachten, wenn wir nicht einen bedeutenden Coup ausführen, dessen Kühnheit ihm imponirt. Schlägt uns der fehl, so sind Sie und ich und unsere beiden Freunde binnen hier und drei Tagen nicht mehr unter den Lebenden."

„Und wenn er gelingt?"

„So wird die erstaunte Provinz sich wie ein Mann erheben."

„Es wird uns gelingen," sagte der junge Mann.

„Ich wünsche es."

„Es muß gelingen, um jeden Preis."

„Eine Hauptsache ist dabei," fuhr Machefer fort, „daß unser Floß keinen Verdacht erregt."

„Sehen wir nicht wie wirkliche Flößer aus?"

„Und daß wir die nächste Nacht, ohne daß Jemand Acht darauf hat, in der Mühlen-Schleuse zubringen können."

„Wie weit ist denn die Mühle von Saulages?"

„Ungefähr zwei Meilen."

„Durch den Wald?"

„Natürlich."

„Und Sie glauben, es befinden sich keine Truppen in der Umgegend?"

„Der einäugige Jacques, der mir als Spion dient, hat mir versichert, das Hauptquartier des Generals sei in Courson und er befinde sich allein in Saulages."

„Aber er hat Freunde bei sich?"

„Ja, seine beiden unzertrennlichen Spießgesellen."

„Werden sie ihn nicht vertheidigen?"

„Darauf wollen wir es ankommen lassen."

Nach diesen Worten ließ Machefer abermals seinen Eulenruf ertönen. Jacques sprang hervor und antwortete durch einen ähnlichen Schrei; Machefer wandte sein Auge nach der Richtung, von welcher derselbe ertönte und erblickte neben seinem Getreuen eine weibliche Gestalt, die sein scharfes Auge sofort erkannte.

„Lange!" rief er und wollte sich in's Wasser stürzen, um schwimmend das Ufer zu erreichen, aber Gaston d'Ussenil hielt ihn zurück.

„Sind Sie wahnsinnig?" sagte er, „das Wasser ist eiskalt."

„Halten Sie mich nicht auf, mein Freund," rief Machefer. „Sie ist es, sie!"

„Welche sie?" fragte der junge Mann.

„Ein Engel, ein himmlisches Wesen, eine Frau, die ich anbete," antwortete Machefer enthusiastisch.

Er versetzte mit seiner Ruderstange dem Floß einen so heftigen Stoß, daß dieses wandte, dem Ufer zutrieb und dort Anker faßte; dann sprang er an's Land, eilte auf Mademoiselle Lange zu und schloß sie in seine Arme. Beide waren so bewegt, daß Minuten vergingen, ohne daß sie ein Wort zu sprechen vermochten.

„Wo kommst Du her, wie bist Du hierher gelangt?" fragte er endlich.

„Ich bin von Paris nach Saulages gereist," antwortete Mademoiselle Lange.

„Nach Saulages?"

„Ja."

„Zu Solérol?"

„Der mich ermorden lassen wollte."

Machefer überlief es eiskalt, Mademoiselle Lange erzählte ihm aber in kurzen Worten ihre Irrfahrt, dann ihr Abenteuer mit dem Bock, ihren Kampf mit ihm und endlich die mit ihm geschlossenen Uebereinkunft. Von dieser letztern wollte Machefer nichts hören, sondern behauptete, man müsse sich vor dem jungen Bösewicht hüten.

„Ich habe ihn erkauft.“

„Wer bürgt Dir dafür, daß er uns nicht verräth, wie er Solérol verrathen hat?“

„Er wird es nicht thun, denn ich werde mich ihm gegenüber ganz großartig benehmen,“ sagte Mademoiselle Lange. Aber was willst Du eigentlich in diesem seltsamen Aufzuge ausrichten?“ fragte sie, sich auf seinen Arm stützend.

„Unsere letzte Karte ausspielen.“

„Was heißt das?“

„Unsere Freunde aus dem Osten und Westen kommen uns nicht zu Hülfe,“ sagte Machefer traurig.

„Ich wußte es wohl.“

„Wir sind von allen Seiten eingeschlossen, zünden sie den Wald an, so ist es um uns geschehen.“

„Sollte wirklich ein solcher Anschlag im Kopfe dieses elenden Solérol reifen?“

„Er hat dahin zielende Befehle gegeben und verfügt überdies über eine so beträchtliche Macht, daß wir ihm nicht Widerstand leisten können.“

„Ach, mein lieber Machefer, warum hörtest Du nicht, als ich Dich bat, diesen Intriguen und Conspirationen ferne zu bleiben,“ flüsterte Mademoiselle Lange.

„Ich bin Edelmann und habe meine Pflicht erfüllt,“ antwortete Machefer stolz.

Er nahm Mademoiselle Lange in seine Arme und trug sie nach dem Floß, auf welchem der einäugige Jacques sich schon befand.

„Jetzt nach der Mühle“, sagte Machefer, indem er wieder nach dem Ruder griff.

Die Mühle war ganz in der Nähe, so daß sie das Floß in einer Viertelstunde erreichte. Der Müller schien auf den Besuch vorbereitet, denn er bezeigte gar kein Erstaunen als Machefer und seine Gefährten, denen sich Mademoiselle Lange angeschlossen, bei ihm eintraten.“

„Mein Freund, wir möchten gern heute Nacht hier bleiben,“ sagte Machefer.

„Ihre Betten sind bereit,“ antwortete der Müller mit schlauem Augenblinzeln.

„Wer hat sie denn bestellt?“ fragte Machefer lächelnd.

„Lucretia, Brulé's Tochter“

„So ist sie schon vor uns hier gewesen?“

„O, die hat schnelle Beine.“

„Gut, also unsere Betten sind fertig?“

Ja,“ antwortete der Müller, „aber ich glaube kaum, daß Sie sie diese Nacht benutzen werden.“

„Diese Nacht wohl, aber die nächste, das ist eine Frage.“

— — — — — — — — — — — —

Mademoiselle Lange, Machefer, dessen Gefährten und Lucretia verlebten den Rest des Tages im Verborgenen in der Mühle.

„Wir wollen den Bock hier erwarten,“ hatte Machefer zu Mademoiselle Lange gesagt, „meinst Du, daß wir ihn sogleich gebrauchen können, da Du doch glaubst, er sei jetzt auf unserer Seite?“

„Ich hoffe es; was habt Ihr aber eigentlich vor?“

„Wir wollen Solérol entführen und wenn wir ihn haben, so unterhandeln wir mit Barras.“

Mademoiselle Lange schüttelte den Kopf.

„Seht Euch wohl vor,“ sagte sie, „ich fürchte Barras wird jetzt unerbittlich sein.“

„Bah!“ sagte Machefer, „wer weiß?“

Sobald die Nacht hereingebrochen war, machte Lucretia allein sich auf den Weg nach Saulages, wo die Royalisten, wie wir bereits wissen, in Michelin einen Verbündeten hatten. Michelin verließ öfter seinen Pflug und eilte durch den Wald nach der Mühle, wo er Alles erzählte, was in Saulages vorging, zuweilen traf er auch mit dem einäugigen Jacques in der Umgegend des Schlosses zusammen und stattete dort seinen Rapport ab.

Machefer hatte Lucretia eingeschärft, sich der Papiere der Madame Solérol um jeden Preis zu bemächtigen da dieselben im Besitz der Royalisten den General zu einem verlornen Manne machten. Wir haben bereits gesehen, wie sie sich dieses Auftrags entledigte.

Die Nacht verging, der Tag brach an, die Sonne stieg am Horizont empor und Lucretia war immer noch nicht zurück. Was konnte ihr in Saulages begegnet sein! Machefer und seine Gefährten befanden sich in der größten Unruhe und erschöpften sich in tausend Vermuthungen über ihr Ausbleiben, als plötzlich eine neue Person in der Mühle erschien. Es war ein Mann mit geschwärztem Gesichte und mit einer Flinte bewaffnet.

Der Müller fürchtete anfänglich Verrath und wollte sich in Vertheidigungszustand setzen, der Neuangekommene wusch aber schnell sein Gesicht im Mühlbach und ihn erkennend rief nun der Müller freudig und erstaunt:

„Michelin!"

„Ja Michelin, der eine gute Nachricht bringt."

„Was für eine?" fragte Machefer, der herbeigekommen war.

„Der Bock ist der Unsrige."

„Das weiß ich," sagte Machefer.

„Und der Vater Brulé auch."

„Brulé, der Brandstifter?"

„Es ist eine Canaille," sagte Michelin, „die uns aber sehr gute Dienste leisten kann."

„Ich mißtraue ihm, wie dem Bock."

„Mag sein, wir haben aber schon Handgeld."

„Was haben wir?" fragte Machefer.

„Sie kennen doch den Bürger Curtius, Herr Machefer?"

„Solérols Busenfreund?"

„Ja."

„Nun, was ist mit dem?"

„Der Bock und ich haben ihm mit Hülfe des Vaters Brulé einen Streich gespielt."

„Wie so?"

„Drehen Sie sich einmal um und sehen Sie nach dem Walde hin."

Machefer that, wie ihm geheißen und erblickte am Saum des Waldes einen Menschen, der ein Pferd am Zügel führte, über dessen Sattel sich etwas wie ein in einem Sack befindliches Geschöpf bewegte.

Das ist unser Gefangener, der Bürger Curtius, den uns der Bock zuführt," sagte Michelin lachend.

## Zweiundzwanzigstes Capitel.

Für den Bürger Curtius war eine schwere Zeit hereingebrochen. Die beiden schwarzen Männer hatten ihn wie im Kindermärchen wirklich in den Sack gesteckt und mitgenommen und er fürchtete kein viel besseres Schicksal, als vom Oger mit Haut und Haaren gefressen zu werden. Der Weg, den sie mit ihm einschlugen, führte durch den wildesten Theil des Waldes, durch wilde Felsen und hart an Abgründen vorbei.

„Das ist der Wolfssprung," sagte einmal einer der schwarzen Männer. Curtius fühlte sich von Gänsehaut überrieselt.

„Wie wär's, wenn wir Mann und Pferd hinunterspedirten?" fragte der Kleinere

„Ein hübscher Eierkuchen," lachte der Größere.

Curtius richtete sich im Sattel auf und begann kläglich zu winseln.

„Nein, es ist besser, wir heben ihn für die Chefs auf," fuhr der Kleinere fort.

„Meinst Du?"

„Mögen sie mit ihm machen, was sie wollen."

„Ich denke mir, sie werden ihn in kleine Stücke zerhacken," bemerkte der Größere gleichmüthig.

Curtius' spärlicher Haarwuchs sträubte sich.

„Er soll ja so Viele haben guillotiniren lassen."

„Hunderte."

„Einen Tod für so viele Verbrechen sterben ist wahrhaftig nicht genug."

Curtius hörte diesem Gespräch zu, während auf seiner Stirn Tropfen dicken Angstschweißes standen und seine kleinen runden Augen Thränen der ohnmächtigen Wuth und Verzweiflung vergossen.

„Halt!" ertönte plötzlich das Commando des kleineren seiner beiden Wächter. Der Größere, der das Pferd am Zügel führte, gehorchte und in Curtius regte sich die thörichte Hoffnung, daß der Zufall ihm vielleicht einen Befreier entgegensende, dem gegenüber sich seine Entführer in Vertheidigungszustand setzten. Er sah sich bald aus diesem Traume geweckt, denn der Kleine sagte:

„Er braucht nicht zu wissen, wohin wir ihn bringen."

„Du hast Recht," antwortete der Größere.

„Wir wollen ihm die Augen verbinden."

„Aber fest, daß er nicht sehen kann."

„Sobald er einen Versuch dazu macht, schieße ich ihm eine Kugel durchs Ohr."

„Macht mit mir, was ihr wollt," murmelte Curtius mit kläglicher Stimme, „ich widersetze mich nicht."

Der Bock, denn kein Anderer als dieser war es, welcher mit Curtius diese verwegene Comödie aufführte, nahm hierauf des Gefangenen eigenes Taschentuch, legte es vierfach zusammen und verband ihm die Augen dergestalt, daß ihn auch nicht ein Schimmer des Lichtes erreichte, dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Curtius hatte zu jenen wilden und gründlichen Republicanern gehört, welche mit Laplace den Gottesbegriff für eine unnütze Hypothese erklärt und das höchste Wesen abgesetzt hatten. Als consequenter Mann mochte er von dieser Ansicht nicht abgehen, erwog aber doch bei sich die Frage über die Unsterblichkeit der Seele und überlegte, wo er sich wohl nach einigen Stunden befinden werde. Die Logik, daß man nicht Gott leugnen und an Unsterblich-

keit glauben könne, leuchtete ihm in seiner dermaligen Geistesverfassung nicht ein.

Endlich hatten sie den Saum des Waldes erreicht.

„Lauf' voraus und benachrichtige den Müller von unserm Fang," flüsterte der Bock Michelin zu.

„Er wird ihn uns sicher nicht abjagen," bemerkte Michelin, der wußte, wie ergeben der Müller den Royalisten war.

„Nein, das wird er nicht, aber er wird uns seinen Keller zum Gefängniß für unsern Vogel borgen. Lauf' und komm mir wieder entgegen."

Michelin lief voraus, traf, wie wir bereits gesehen haben, Machefer bei dem Müller und machte diesen auf den auf das Pferd gefesselten Gefangenen aufmerksam.

„Habt Ihr ihm die Augen verbunden?" fragte Machefer.

„Ja."

„Gut, so geh' dem Bock entgegen und sage ihm, er solle noch eine Stunde im Zickzack mit ihm umherreiten."

„Warum denn?" fragte Michelin naiv.

„Weil ich hier noch einige Vorbereitungen treffen will;" zum Müller sich wendend gebot er: „Schließe die Schleuse und halte das Mühlrad an."

„Welch' seltsamer Einfall," sagte Mademoiselle Lange, die ebenfalls hinzugetreten war.

„Er braucht nicht zu wissen, daß er in einer Mühle ist."

„Das ist richtig."

„Und eine Mühle, die geht, macht Tik-tak, meine Liebe," bemerkte Machefer lächelnd.

„Die beiden Brulé scheinen wirklich die Unseren zu sein, ich sehe den Vater Brulé," sagte der Müller, der ein sehr scharfes Auge besaß.

„Wo denn?"

„Dort unten am Flusse, er kommt hierher."

„Das trifft sich sehr glücklich.“

„Wie so?“

„Weil er uns sogleich von Nutzen sein kann.“

Mit diesen Worten ging Machefer entschlossen auf Brulé zu.

Dieser war nicht der Mann, sich nur einen Augenblick von dem Flößercostüm täuschen zu lassen, sondern erkannte unter demselben auf dreißig Schritte den Edelmann.

„Vater Brulé,“ sagte Machefer, sobald er ihn erreicht hatte, einfach, „wir haben jetzt keine Zeit zu weitläufigen Erklärungen. Dienen Sie uns gut, so werden Sie gut bezahlt.“

„Vor allen Dingen will ich mich rächen, auf eine schreckliche Weise rächen.“

„An wem?“

„An dem General Solérol.“

„Haben Sie ihn schon gesehen, nachdem Ihr Sohn den Bürger Curtius entführt hat?“

„Nein.“

„Sie sind nicht nach Saulages zurückgekehrt?“

„Nein, nachdem ich meine Bande, die der Kleine mir zum Schein angelegt, abgestreift hatte, bin ich hierher gegangen.“

„Der General glaubt Sie also noch auf dem Wege nach Auxerre?“

„Natürlich.“

„Das wollte ich nur wissen,“ murmelte Machefer halblaut.

— — — — — — — — — — — —

Während dessen setzte der unglückliche Curtius seine geheimnißvolle Reise fort. Von Zeit zu Zeit sprach der Bock halblaut einige Worte, als ob Michelin noch an seiner Seite gewesen wäre, und jedes derselben war berechnet, Curtius mit den Schauern des Todes zu erfüllen. Einmal sagte er:

„Ich denke mir, sie werden ihn kreuzigen.“

Das Herz stand dem armen Curtius still.

„Mit dem Kopf nach unten, wie den heiligen Petrus,“ fügte der Bock hinzu.

Endlich, nach Verlauf einer schrecklichen Stunde, machte man Halt. Curtius wurde vom Pferde gehoben, und der Bande an seinen Füßen entledigt, damit er gehen konnte, dagegen behielt er die Binde vor den Augen und auch die Hände blieben auf dem Rücken gefesselt. An dem Flüstern und dem Geräusch von Schritten in seiner Nähe erkannte der Gefangene, daß mehrere Personen ihn umgaben. Zwei kräftige Arme ergriffen ihn bei den Schultern und eine gebieterische Stimme, die keinem seiner beiden Entführer angehörte, rief:

„Marsch!“

Curtius fühlte sich fortgezogen. Wohin schleppte man ihn? Zuerst fühlte er noch freie Luft um sich und bemerkte, daß er auf einem leicht absteigenden Wege fortgeschoben ward, dann berührte sein Fuß einen schlüpfrigen Boden, eine feuchte, dumpfe Atmosphäre umgab ihn.

„Ich bin in einem Keller,“ dachte der Unglückliche.

Halb gezogen, halb freiwillig machte der Bejammernswerthe etwa hundert Schritte, die immer weiter in die Tiefe führten, dann endlich gebot die Stimme, welche ihn gehen geheißen, wieder Halt. Gleichzeitig hörte er eine Thür öffnen. Bei diesem Geräusch athmete der Unglückliche wieder auf.

„Sie bringen mich in ein Gefängniß, also wollen sie mich doch nicht auf der Stelle tödten,“ dachte er.

Mit einem heftigen Stoß, so daß er ohne sich indeß Schaden zuzufügen, auf den schlammigen Boden rollte, wurde er in sein Gefängniß befördert, dessen Thür sich dann hinter ihm schloß. Tiefe Stille umgab ihn. Wohl eine Stunde lag der Gefangene, ohne daß er sich zu rühren wagte, fürchtend durch irgend eine Bewegung vielleicht in einen neben ihm gähnenden Abgrund zu

stürzen. Plötzlich erhob sich über ihm ein dumpfes, entsetzliches, unerklärbares Getöse. Es war als rolle der Donner oder ein schwerer, mit Eisen beschlagener Lastwagen durch eine gewölbte Halle. Das Geräusch rührte von der wieder in Bewegung gesetzten Mühle her, da sich aber Curtius im Keller und folglich unter dem Niveau der Schleuse befand, so war das Getöse viel zu dumpf und verworren, als daß er dessen eigentlichen Ursprung zu ergründen vermocht hätte. Eine zweite Stunde verging ihm unter Qualen der Hölle. Endlich verstummte das Getöse wieder, gleichzeitig schoß dem Gefangenen ein eisiger Luftstrom ins Gesicht, er vernahm Schritte und eine Stimme, welche sagte:

„Nehmt ihm die Binde ab.“

Die Binde fiel und Curtius, der mehr todt als lebendig war, warf einen scheuen Blick um sich. Er befand sich in einem vom Schein einer Kerze nur unvollständig erleuchteten Keller, umgeben von drei Männern mit geschwärzten Gesichtern. In einer Ecke des Kellers stand ein Tisch mit Schreibzeug, Papier und Federn. Vor seinen Füßen gewahrte er ein schwarzes Loch, in welchem sich etwas Düsteres, Furchtbares zu bewegen schien. Einer der drei Männer, welche sämmtlich mit Dolchen bewaffnet waren, trat dicht an das Loch und berührte ein Stück Holz; sofort begann das Getöse, was Curtius ein solches Entsetzen eingeflößt hatte, von Neuem und das sich bewegende düstere Etwas drehte sich schnell im Kreise. Es war das Mühlrad.

„Wir werden Dich jetzt unter dieses Rad werfen und zu Brei zerstampfen lassen,“ sagte der eine der schwarzen Männer.

Curtius fiel auf sein Knie und heulte vor Furcht.

## Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die drei schwarzen Männer schienen sich einen Moment an dem Anblick ihres Gefangenen zu weiden, der aus einem Henker jetzt ein Opfer geworden war und obgleich er stets grausam und erbarmungslos gewesen, feige und kläglich um Gnade und Schonung seines Lebens flehte. Endlich sagte der Eine, welcher die Andern zu befehligen schien:

„Stehe auf und antworte."

Die Stimme war gebieterisch und übte auf Curtius eine Art von Verzauberung aus. Er stand auf und sagte mit jammerndem Tone:

„Tödtet mich, aber quält mich nicht."

„Du verlangst also, daß man Erbarmen mit Dir habe?" höhnte der eine der schwarzen Männer.

„Sie werden mich nicht so schrecklich morden," flehte Curtius, der keinen Blick von dem sich drehenden Rade zu wenden vermochte.

„Hast Du Mitleid mit Jemand gehabt?"

Curtius versuchte den Frechen zu spielen.

„Ich bin niemals grausam gewesen," sagte er.

„Gehörtest Du nicht zum Club der Jakobiner?"

„Ich wollte meinen Kopf retten."

„Warst Du nicht Septembriseur?"

„Sie zwangen mich dazu."

„Hast Du nicht viele Aristokraten guillotiniren lassen?"

„Gnade, Gnade!" stammelte Curtius.

„Man erweist nur den Leuten Gnade, die sich reumüthig zeigen.“

„Ich bereue, meine guten Herren, ich bereue! Gnade, Gnade.“

Der schwarze Mann lachte und stieß Curtius gegen das Rad.

Dieser stieß einen markerschütternden Schrei aus und fiel wieder auf seine Knie.

„Antworte auf meine Fragen!“ gebot ihm der Schwarze.

„Was wünschen Sie zu wissen?“

„Wo wolltest Du hin als Du gefangen genommen wurdest?“

„Nach Auxerre.“

„Was wolltest Du dort?“

„Ich wollte Befehle des Generals dahin bringen.“

„Solérols?“

„Ja.“

„Du willst, wir sollen Erbarmen mit Dir haben und bist der Freund eines solchen Ungeheuers.“

„Ich bereue, meine guten Herrn.“

„Welche Beweise giebst Du uns dafür?“

„Ich werde Solérol nicht wiedersehen.“

Der schwarze Mann zuckte die Schultern.

„Das ist nicht genug,“ sagte er.

„Was wollen Sie denn noch?“

„Du mußt ihn verrathen.“

Bei diesen Worten schob er Curtius dem schrecklichen Rade abermals um einen Schritt näher und dieser antwortete ergeben:

„Ich werde thun, was Sie von mir verlangen.“

„Gut, setze Dich dorthin.“ Er deutete mit dem Finger nach dem Tisch mit dem Schreibgeräth.

Curtius gehorchte.

„Schreibe.“

„An wen?“

„An Solérol.“

Curtius that Alles, was man von ihm verlangte. Er nahm die Feder und wartete. Der schwarze Mann dictirte:

„Auxerre, 17. Januar —“

„Wir sind ja aber nicht in Auxerre,“ sagte Curtius.

„Schreib, Schwachkopf!“

Curtius ergab sich und datirte seinen Brief von Auxerre. Der schwarze Mann dictirte weiter:

„An den Brigade-Chef, Bürger Solérol.

„Mein General!

„Ich habe die Garnison in Auxerre sehr wenig geneigt gefunden, mir zu gehorchen, sie weigert sich, mir zu folgen, ehe Du selbst Dich ihr nicht gezeigt hast. Ich bitte Dich daher, auf der Stelle zu mir nach Auxerre zu kommen. Brulé, der Dir diesen Brief überbringt, wird Dir das Nähere mittheilen.“

Curtius schrieb, was ihm dictirt ward und setzte seinen Namen darunter.

„Für heute hast Du Dein Leben gerettet,“ sagte der schwarze Mann.“

„Wollen Sie mich begnadigen?“

„Provisorisch.“

„Sie wollen mich nicht in Freiheit setzen?“

„Nein, gewiß nicht.“

Das Rad der Mühle war wieder zum Stillstand gebracht und Curtius dadurch ein klein wenig beruhigt, obgleich er die ihn umgebenden Männer immer noch mit Angst und Zittern betrachtete. Der Wortfuhrer derselben begann wieder:

„Hier ist vorläufig Dein Gefängniß. Es ist ein wenig feucht, das gebe ich zu, und Du wirst darin nicht grade schwitzen, aber denke an die Kerker der Abtei, das wird Dich erwärmen.“

Diese in ironischem Tone gesprochene Worte waren nicht geeignet, Curtius zu beruhigen.

„Du wirst bald noch einen Gefährten bekommen.“

„Solérol?“ fragte Curtius zitternd.

„Ja.“

Der schwarze Mann gab seinen Gefährten ein Zeichen, worauf sie den Keller verließen. Der allein zurückgebliebene Curtius hörte das Kreischen der Schlösser, dann umgab ihn wieder tiefe Stille und inmitten derselben kam ihm nach und nach seine Kaltblütigkeit wieder.

„Vielleicht habe ich doch unrecht daran gethan, die Punkte und Komma zu vergessen,“ murmelte er.

Um uns eine Erklärung dieser geheimnißvollen Phrase zu verschaffen, müssen wir Machefer, denn er und kein Anderer hatte mit geschwärztem Gesichte den Brief dictirt, folgen. Er ging, nachdem er den Keller verlassen, vor die Thür der Mühle, wo ihn Brulé erwartete.

„Hier ist der Brief,“ sagte er.

„Ich soll ihn nach Saulages tragen?“

„Ja, aber Du darfst vor Nacht nicht hinkommen, sie müssen glauben, Du kehrst von Auxerre zurück.“

„Um so besser, denn um die Zeit ist Solérol gewöhnlich betrunken und Scaevola ebenfalls.“

„Was thut das?“

„Wenn Solérol betrunken ist, geräth er sehr leicht in Zorn.“

„Und wenn er in Zorn geräth, so macht er sich auf den Weg, glaubst Du?“

„Auf der Stelle, er schreit dann, er wolle Alles niederschießen lassen.“

„Vortrefflich. Wie wird er aber fortkommen, da er nicht zu Pferde steigen kann?“

„Er hat eine alte Kutsche in der Remise stehen, die wird mit drei Pferden bespannt und so gehts heidi nach Auxerre.“

„Du stehst dafür?“

„Als ob wir Solérol schon hätten.“

„Wo bestimmen wir das Rendezvous?“

„An derselben Stelle, wo der Bock Curtius gefaßt hat. Der Junge wird Sie hinführen.“

Brulé steckte seine Pfeife in Brand, lud seine Flinte und verließ die Mühle.

„Ich habe noch Zeit, einen Hasen zu schießen,“ sagte er.

Der Pachter schlug in der That den weitesten Weg ein, schoß unterwegs einen Hasen und zwei Schnepfen und langte erst mit Anbruch der Nacht in Saulages an. Er hatte sich nicht getäuscht. Solérol und Scaevola hatten bereits reichlich gegessen und dem Keller des Schlosses alle Ehre angethan; jetzt waren sie in den ersten Stadien des Abendrausches und Solérol, der rauchend am Kaminfeuer des Speisesaals saß, erging sich in tiefsinnigen Betrachtungen.

„Verlaß Dich darauf, mein lieber Scaevola,“ sagte er, „die Weiber sind das Verderben der Männer. Sind wir hier nicht glücklich, seit meine Frau fort ist?“

„Ja, aber Du sprichst zu oft von Deiner Lucretia. Das ist eine Marotte bei Dir.“

„Lucretia! Lucretia!“ murmelte Solérol, dessen Augen zu funkeln begannen.

„Wenn Du mir folgst, so sprechen wir heute nicht mehr von ihr.“

„Warum nicht?“

„Wir haben andere Dinge zu thun.“

„Meinst Du?“

„Die Royalisten.“

„Ach ja!“

„Hast Du sie vergessen?“

„Nein, ich lasse sie Alle hängen.“

„Ich finde, Curtius bleibt sehr lange in Auxerre.“

„Er wird eine Rede gehalten haben.“

„Darauf kannst Du schwören.“

„Die Municipalität wird ihm ein Fest gegeben haben.“

„Und er wird betrunken sein,“ fügte Scaevola hinzu.

„Nichts von alle dem, Bürger,“ ertönte eine Stimme von der Thür des Saales her.

Es war Brulé, der soeben eingetreten war.

„Wie!" rief Solérol, „Du kommst allein?"

„Ja."

„Wo ist Curtius?"

„In Auxerre; er schickt mich."

„Was macht er in Auxerre?"

„Er hat eine Rede gehalten."

„Natürlich," sagte Scaevola.

„Eine ungeschickte Rede," fügte Brulé hinzu, indem er seine Flinte in eine Ecke stellte.

„Wie so?"

„Er sprach davon, gleich ein paar Hundert guillotiniren zu lassen."

„Nun, da wird man ihm doch gewiß sehr applaudirt haben," meinte Solérol.

„Sie irren sich."

„Ei, nicht doch."

„Die Municipalität ist kalt geblieben —"

„Ich werde ihnen einheizen!" schrie Solérol, mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend.

„Die Soldaten wollen Curtius nicht folgen."

„Sie werden mir folgen, ich lasse sie füsiliren."

„Alle?" spottete Scaevola.

„Ziemlich Alle."

Scaevola zuckte die Schultern und Brulé zog den von Curtius in dem Keller der Mühle geschriebenen Brief hervor und reichte ihn Solérol. Der General las ihn und gab ihn dann Scaevola, indem er sagte:

„Ich will nach Auxerre."

„Heute noch?"

„Natürlich."

„Bah, warum so eilig?" meinte Scaevola und unterzog den Brief, indem er ganz nahe zum Licht trat, einer nochmaligen genauen Untersuchung.

„Sonderbar," sagte er, „der arme Curtius muß sehr aufgeregt gewesen sein, als er diesen Brief geschrieben hat."

„Sehr aufgeregt, sehr," bestätigte Brulé.

„Er hat die Punkte und Komma vergessen."

„Geh doch!" rief Solérol.

„Ueberzeuge Dich. Es sieht gerade aus, als ob er an Robespierre geschrieben hätte," sagte Scaevola, dem General den Brief zurückgebend.

„Wenn der Bürger Curtius an Robespierre schrieb, so vergaß er die Punkte?" fragte Brulé.

„Und die Komma."

„In der Aufregung wahrscheinlich."

Nein."

„Warum denn sonst?"

„Du sollst es erfahren, Meister Brulé. Curtius war in den Zeiten der Tyrannei Intendant —"

„Ja, das weiß ich."

„Und kannte viele Aristokraten."

„Und hat einige davon guillotiniren lassen, dächte ich."

„Er hat sein Möglichstes gethan."

„Wie kommt das aber zu den Punkten und Komma?"

„Es war zwischen ihm und Robespierre ausgemacht, wenn Curtius an ihn schrieb und einen Aristokraten empfahl und der Brief hatte Punkte und Komma, so that Robespierre, was er wollte."

„Und wenn der Brief diese Zeichen nicht hatte?"

„So wurde der Aristokrat guillotinirt."

„Das heißt also?" fragte Brulé.

„Das heißt," antwortete Scaevola, „Curtius ist nicht in Auxerre."

„Sie sind ein Narr," sagte Brulé.

„Und Du bist ein Verräther!" entgegnete Scaevola, indem er blitzschnell nach dem Gewehr stürzte, das Brulé unvorsichtigerweise in die Kaminecke gestellt hatte, es ergriff und auf ihn anlegte.

Solérol stieß einen Schrei des Erstaunens aus und fing an sich zu ernüchtern.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Brulé war, trotzdem er das Aussehen eines frühzeitig gealterten Mannes hatte, sehr kräftig und wohlconservirt. Sein weißes Haar beschattete eine Stirn ohne

Runzeln, sein kleines, graues Auge brannte in einem düstern Feuer und seine gebeugte Gestalt verbarg eine beinahe herkulische Stärke. Dabei besaß er eine unbeugsame Willenskraft. Er war eine für das Böse geschaffene Natur und konnte, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, schrecklich werden. Seit zehn Jahren hatte er im Geheimen Unthat auf Unthat gehäuft und dabei der Welt gegenüber seinen guten Ruf zu bewahren gewußt; dagegen wußten seine Spießgesellen, diejenigen, welche ihn in seine r wahren Gestalt kannten und Proben seiner unerhörten Verwegenheit bei den durch ihn verursachten Feuersbrünsten erhalten hatten, daß er ein furchtbarer Mensch sei, der vor nichts zurückscheue.

„Zwei Unvorsichtigkeiten in vierundzwanzig Stunden, gestern mein Sohn und heute dieser," sagte sich Brulé, als er sein eigenes Gewehr im Besitze seines Gegners und auf ihn angelegt sah, hing aber diesem Selbstvorwurfe nicht weiter nach, sondern dachte, wie er sich aus der Affaire ziehen könne.

„Du bist ein Verräther!" wiederholte Scaevola.

„Ein Verräther!" rief Solérol mit donnernder Stimme, „Brulé ein Verräther!"

„Curtius sagt es wenigstens."

„Canaille!" rief Solérol, „Du hast mein Brod gegessen und mich verrathen! Schieß, Scaevola, schieß!"

„Nein, noch nicht," antwortete Scaevola, „erst muß er reden."

Brulé hatte die Arme über die Brust gekreuzt und betrachtete sie mit einem Blicke der Verachtung.

„Sie sind Narren!" sagte er.

„Und ich wiederhole, Curtius ist nicht in Auxerre," behauptete Scaevola.

„Wo soll er denn sein?"

„Du hast ihn den Royalisten in die Hände geliefert, die ihn unter Androhung des Todes gezwungen haben, diesen Brief zu schreiben."

„Aber so schieß doch den Hund nieder!" heulte Solérol.

„Diese Aufforderung des Generals änderte mit einem Schlage die Scene. Brulé's heftiger, leidenschaftlicher Charakter ging mit der Schlauheit durch, er sah nichts mehr, als den Mann, der einstmals seine Frau verführen gewollt und später seine Tochter in gleicher Absicht verfolgt hatte.

„Nun ja!" schrie er, „ich habe Euch verrathen!"

„Elender!" heulte der General.

„Die Royalisten bezahlen wahrscheinlich gut!" sagte Scaevola.

„Es geschieht nicht des Geldes halber," antwortete Brulé.

„Das ist etwas Neues," lachte Scaevola, „Du veräthst umsonst?"

„Ich räche mich," sagte Brulé und stürzte sich schnell wie ein Gedanke auf das auf seine Brust gerichtete Gewehr. Scaevola gab Feuer, aber Brulé duckte sich und die Kugel fuhr in die Mauer. Scaevola hatte nicht Zeit, ein zweites Mal zu feuern, denn Brulé stürzte sich auf ihn und rang mit ihm; er warf die für ihn jetzt unbrauchbar gewordene Flinte von sich, ergriff aber statt dessen ein auf dem Tische liegendes Messer und nun entspann sich zwischen den beiden Männern ein furchtbarer, verzweifelter Kampf auf Tod und Leben. Brulé hatte beide Hände um Scaevola's Hals gekrallt, während dieser, dem Ersticken nahe, ihm Messerstiche beizubringen suchte. Schon floß das Blut aus mehreren, allerdings unbedeutenden Wunden, da Scaevola mit unsicherer Hand zustieß, aber es trug doch dazu bei, Brulé vollends rasend zu machen. Er warf endlich Scaevola zu Boden, setzte ihm ein Knie auf die Brust, entriß ihm das Messer und wandte es nun gegen ihn. So lange war der General ein unthätiger Zuschauer des im Ganzen nur einige Sekunden währenden Kampfes gewesen, als er aber Scaevola unbeweglich unter seinem Gegner liegen sah und ihn einen schrecklichen Schrei ausstoßen hörte, der bekundete, daß

das Messer tief gedrungen sei, glaubte er sich in's Mittel legen zu müssen und bückte sich, so sauer ihm dies auch immer noch ankam, um die Flinte aufzuheben, in welcher sich noch ein Schuß befand. Er ergriff sie, legte auf Brulé an und schoß ab. Der Pachter stieß einen abscheulichen Fluch aus, erhob aber den Arm zu einem zweiten Stoße und diesmal regte sich Scaevola nicht mehr. Das Messer steckte ihm bis an's Heft in der Kehle. Jetzt erhob sich Brulé, der über und über mit Blut bedeckt war, und stürzte sich auf Solérol. Die von diesem abgeschossene Kugel war ihm in die Schulter gedrungen und hatte ihm eine schwere Wunde beigebracht, aber trotz der Schmerzen und des Blutverlustes blieb dem Pachter noch die Kraft zu einem Kampfe Mann gegen Mann mit Solérol.

„Mörder!" schrie Solérol, „Du hast mein Brod gegessen!"

„Niederträchtiger!" gab ihm Brulé zurück, „Du hast mein Weib verführen gewollt."

„Ha! Du weißt das?"

„Und meine Tochter —"

„Du bist also Lucretia's Vater," höhnte Solérol. „Ein schönes Mädchen."

„Bandit!" heulte Brulé, „Du stirbst unter meinen Händen!"

Die beiden Männer rangen Brust an Brust, einer suchte den andern zu erwürgen und so rollten sie in einem Knäuel auf den Fußboden, indem sie einander wie die wilden Thiere mit den Zähnen zerfleischten. Aber Brulé's Kräfte begannen zu schwinden, und wäre Solérol nicht betrunken gewesen, würde er wahrscheinlich Brulé erwürgt haben, indeß schien auch so für diesen der Kampf eine unglückliche Wendung zu nehmen, indem eine neue Person auf dem Schauplatz erschien. Der Flintenschuß hatte das ganze Schloß in Allarm gebracht, die Diener waren bis an die Thür des Speisesaals gelaufen, aber nur Publicola,

den Solérol am Fuße des Schaffots aufgelesen, wagte einzutreten.

„Zur Hilfe, zur Hilfe! Publicola!“ schrie Solérol, sobald er ihn erblickte.

Publicola warf sich auf Brulé und befreite seinen Herrn.

Brulé versuchte sich zu wehren, aber seine Kräfte waren erschöpft, Publicola warf ihn wieder nieder und setzte ihm jetzt das Knie auf die Brust.

„Warte, warte, ich will dem Schurken den Garaus machen!“ rief Solérol, der das Messer ergriffen hatte.

Er beugte sich über Brulé und suchte mit den Augen die Stelle, wo er das Messer bis an's Heft hineinstoßen wollte. Brulé sah das Messer über sich blinken und schloß die Augen.

„So muß ich denn sterben, ohne mich gerächt zu haben,“ dachte er.

Aber Solérol's erhobener Arm sank nicht nieder. Ein Blitz, ein Knall, das Pfeifen einer Kugel und Solérol fiel einen Schrei ausstoßend mit dem Gesichte auf die Erde. Lucretia stand auf der Schwelle, ein abgeschossenes Pistol in der Hand.

Publicola sprang schnell auf, Brulé, von seinem Gegner befreit, sammelte wieder etwas Kräfte und erhob sich gleichfalls. Scaevola war todt, Solérol wälzte sich fluchend auf dem Fußboden. Die Kugel, welche Lucretia auf ihn abgefeuert, war ihm wie die früher von seiner Frau empfangene in den Schenkel gedrungen.

„Jetzt mußt Du sterben, Hund!“ schrie Brulé und ergriff jetzt abermals das Messer, aber Lucretia fiel ihm in den Arm.

„Nein, nein, Vater!“ sagte sie, „Du darfst das Schaffot nicht berauben.“

## Vierundzwanzigstes Capitel.

Curtius war im Keller zurückgeblieben, allein in der Gesellschaft seines furchtbaren, sich unaufhörlich drehenden Rades. Wieder war eine Stunde verstrichen, und während dieser Stunde hatte der Beklagenswerthe die ganze Stufenleiter der Angst, Furcht und Verzweiflung durchgefühlt. Was hatte man mit ihm vor? Für den Augenblick war ihm allerdings das Leben versprochen worden, um ihn zum Schreiben des Briefes zu vermögen, der Solérol in einen Hinterhalt locken sollte. Aber nachher? Nachher werde man ohne Zweifel so mitleidslos gegen ihn sein, wie er gegen die Royalisten gewesen war. Curtius quälte seine Einbildungskraft mit den Vorstellungen ganz ausgesuchter, noch nicht dagewesener martervoller Todesarten, die man an ihm probiren würde, dann fürchtete er wieder, man werde ihm zwar das Leben schenken, aber ihn verstümmeln, und sah abgeschnittene Ohren, ausgerissene Augen und Zungen vor sich. Der Freund und Genosse Robespierre's, der Lieferant des Schaffots konnte ja auf kein Erbarmen rechnen. Er überdachte auch die Folgen seines an Solérol geschriebenen Briefes und kam zu dem Schlusse, daß er durch die Unterlassung der Interpunction sein Todesurtheil unterzeichnet habe. Wenn ihn Solérol wirklich verstand und, statt sich nach seinem Inhalte zu richten, zur Rettung seines Freundes herbeieilte, war er — Curtius — doch sicher schon als Opfer der Rache gefallen. Wohin er auch blickte, überall grinste ihm das Gespenst eines furchtbaren Todes entgegen.

Endlich stand das Rad wieder einmal still, was dem Gefangenen eine gewisse Erleichterung gewährte. Er stand auf und ging in dem düstern Raume umher, wie ein wildes Thier, das immer und immer wieder seinen Käfig umkreist in der Hoffnung, ein Loch zu entdecken, durch welches es entschlüpfen könnte. Stunde reihte sich an Stunde und Curtius erinnerte sich, daß er eine der damals sehr modernen Repetiruhren bei sich habe. Er drückte auf die Feder, sie schlug acht Uhr Abends.

„Jetzt sind die Männer, in deren Gewalt ich mich befinde, wahrscheinlich ausgezogen, um Solérol aufzulauern," überlegte Curtius. „Sie erwarten ihn auf dem Wege zwischen Saulages und Auxerre. Das wäre die günstigste Zeit, mich von hier fortzumachen, wenn ich nur wüßte, wie?"

Mit dieser Betrachtung hatte die fixe Idee, welche sich aller Gefangenen zu bemächtigen pflegt, und die mit dem Worte „Entweichen" oder technischer „Ausbrechen" zu bezeichnen ist, auch von Curtius Besitz genommen. Dem unvermeidlichen Tode gegenüber war er schwach und feige gewesen, hatte gejammert, geweint und gefleht, mit dem Gedanken, sich die Freiheit zu verschaffen, fand er wieder einige Energie, ja man könnte sagen — beinahe Muth.

Aus dem Keller entkommen, die Sterne wiedersehen, frische Luft athmen, war bald der ausschließliche Gedanke, der ihn beherrschte; aber wie ihn zur Ausführung bringen? Er tastete an den Wänden umher, überall fand er die Steine fest ineinander gefügt, feucht, mit Salpeter überzogen. Er versuchte die Thür mit seinen Stierschultern einzurennen, sie wich und wankte nicht. Endlich faßte er sich auch ein Herz und trat dicht zu der Oeffnung, welche das schreckliche Mühlrad mehr errathen, als sehen ließ. Ein eiskalter Luftstrom schoß ihm in's Gesicht und gleichzeitig schlug das Rauschen von Wasser deutlich an sein Ohr. Curtius wagte jetzt den Kopf in die Oeffnung zu bringen; ein ungewisser Lichtschein wurde etwa zehn Fuß unter ihm wahrnehmbar. Es war der Reflex eines Mondstrahls, der auf das Wasser der Schleuse fiel.

„Das Rad steht jetzt still," überlegte Curtius; „könnte ich bis zum Niveau des Wassers niedersteigen, so würde ich als guter Schwimmer wohl das Weite gewinnen können."

Er zerbrach sich nun den Kopf über die Möglichkeit, das Wasser zu erreichen. Allmälig gewöhnten sich seine Augen dergestalt an die Dunkelheit, daß er die Entfernung genau zu ermessen vermochte. Er berechnete den Durchmesser des Rades auf fünfzehn bis achtzehn Fuß und folgerte daraus, daß es zehn bis zwölf Fuß vom Niveau des Wassers sei.

„Springe ich," sagte er, „so verursacht der Fall meines Körpers ein zu großes Geräusch, ich muß langsam hinabsteigen. Wie ist das zu bewerkstelligen?"

Er wagte das Rad anzufassen, es war festgemacht. Der Instinct der Freiheit vermochte jetzt diesen Mann zu einer unerhörten That — er, der soeben noch wie ein Feigling vor dem Tode gezittert hatte, entschloß sich freiwillig zu einem Wagniß, bei dem es um Tod und Leben ging. Er klammerte sich mit den Händen an einen der Zähne des Rades und setzte seine Füße auf einen andern Zahn.

Um die ganze Gefahr seiner Lage richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß er, wenn das Gewicht seines Körpers - und dies war keineswegs unbedeutend — das Rad in Bewegung setzte, von demselben ganz wie ein Getreidekorn zermalmt ward. Curtius wagte es indeß; er stieg das Rad seiner ganzen Länge nach hinunter, bei jedem Schritte innehaltend, um neuen Muth zu fassen und das laute Klopfen seines Herzens zu beschwichtigen. Endlich hatten seine Füße das Wasser berührt; er verließ das Rad, verschwand einen Augenblick im Wasser, erschien dann wieder an der Oberfläche und begann zu schwimmen. Er befand sich in dem kleinen Canal, durch welchen das Wasser der Schleuse zurückfließt, nachdem es die Mühle in Bewegung gesetzt. Die auf Pfählen erbaute Mühle

lag über ihm; aber vor sich sah er in einiger Entfernung den Mondstrahl leuchten, dessen Reflex ihm zur Flucht gewinkt hatte. Dieser Strahl fiel durch eine Oeffnung, welche Curtius, der auf dem Lande erzogen war, sofort als diejenige erkannte, durch welche das Mühlwasser der Yonne wieder zugeführt ward; nach dieser Richtung schwamm er daher mit Aufbietung aller seiner Kräfte. Es war Januar, das Wasser eiskalt, aber Curtius wollte leben, wollte frei sein und war er ein schlechter Reiter, so war er dafür ein ausgezeichneter Schwimmer. Es gelang ihm, den Canal zu verlassen; sobald dies geschehen war, athmete er auf; die Wasser der Yonne umgaben ihn, die Mühle lag hinter ihm. Er legte sich auf die Seite und wandte den Kopf; in der Mühle herrschte Dunkelheit und Schweigen.

„Entweder ist kein Mensch darin oder sie schlafen Alle,“ dachte er.

Er schwamm über den Fluß und sprang am andern Ufer an's Land. Hier erst wagte er zu verschnaufen. Er war frei, das Schweigen der Nacht umgab ihn, seine Feinde glaubten ihn sicher im Keller der Mühle verwahrt. Curtius wälzte sich in das von Bäumen geschützte dürre Laub, um sich so gut es eben anging zu trocknen, und suchte sich dann beim Scheine des Mondes zu orientiren. Die Mühle lag auf dem linken Ufer der Yonne, folglich befand er sich auf der rechten, mithin in Nivernais. Sein spähendes Auge entdeckte ferner ungefähr hundert Schritte von dem Orte, an dem er sich befand, versteckt zwischen Weidenbäumen einen schwarzen Punkt, in dem er eine Barke erkannte. Er eilte dahin, schnitt die Barke mit einem in seiner Tasche befindlichen Messer los, sprang hinein, ergriff das Ruder und stieß ab.

Die Yonne ist an dieser Stelle sehr reißend; Curtius, den der Mondschein bei seinem Unternehmen begünstigte, ließ die Barke deshalb vom Strome treiben und war nur bedacht, sie immer in der Mitte zu erhalten. Wohin er eigentlich wollte, wußte er selbst nicht recht, da er die

Gegend nicht kannte; er entsann sich nur, daß die Yonne von Coulanges nach Chastel Censoir hinunterfließt und daß Chastel Censoir ein großer Flecken sei; in einem Flecken mußte es aber eine Municipalität, eine Commune geben, dort hatten die Patrioten sicher das Uebergewicht, dort war Curtius geborgen.

„Wie die Barke treibt, muß ich spätestens in einer Stunde in Chastel Censoir sein," tröstete er sich, „dort gebe ich mich den Behörden zu erkennen, denn die Dummköpfe, die mich gefangen nahmen, haben mir ja meine tricolore Schärpe, meine Papiere und mein Geld gelassen. Die Sachen haben zwar sämmtlich ein Bad genommen, aber was schadet das?"

Während die Barke schnell dahinglitt, fand Curtius Muße, in seinem Kopfe einen Kriegsplan zu entwerfen.

„Solérol wird beim Empfang meines Briefes seiner Gewohnheit nach betrunken gewesen sein," raisonnirte er, „und auf das ihm gegebene Zeichen in diesem Zustande nicht geachtet haben. Verhält sich das so, dann hat er sich blindlings in die ihm gestellte Falle gestürzt und die Royalisten haben ihn jetzt bereits gefangen genommen und fortgeführt. Aus diesem von meiner Seite nicht ungeschehen zu machenden Vorfall kann sich aber für mich ein großes Glück entwickeln. Ich übernehme an seiner Stelle das Commando, rotte die Royalisten mit Stumpf und Stiel aus; der Rath der Fünfhundert beglückwünscht mich und ich werde der erste Bürger der Republik. Es wird also besser sein, ich gehe nicht nach Saulages, sondern wende mich nach Chastel Censoir."

Als Curtius zu diesem Entschlusse gekommen war, der unausgesprochen die Absicht enthielt, Solérol nicht zur Hülfe zu kommen, selbst wenn dies noch in der Möglichkeit gelegen hätte, hörte er ein Geräusch auf dem linken Ufer des Flusses. Er beugte sein Ohr zum Wasser nieder, das bekanntlich die Eigenschaft hat, den Schall zurückzuwerfen, und lauschte mit angehaltenem Athem. Er unterschied den Trab mehrerer Pferde; nun sprang er

auf, beschirmte sein Auge mit der Hand und sah in der Ferne einige schwarze Gestalten. In demselben Augenblick rief eine Stimme laut und vernehmlich:

„Qui vive?“

Curtius stieß seine Ruderstange ins Wasser und hielt die Barke an.

„Im Namen des Gesetzes, Antwort!“ rief die Stimme in befehlendem Ton.

Curtius zweifelte nicht länger, daß er eine Patrouille Gensd'armen vor sich habe und antwortete:

„Es lebe die Republik!“

Er lenkte die Barke nach dem Ufer, befestigte sie dort, sprang ans Land und eilte auf die Reiter zu, in denen er drei Gensd'armen erkannte.

„Es lebe die Republik,“ wiederholte er.

„Komm näher Bürger,“ sagte der, welcher ihn angerufen hatte, ein Brigadier, „und erkläre uns, wo Du herkommst.“

„Ich komme aus der Mühle.“

„Dein Name, Dein Geschäft?“

Jetzt glaubte Curtius den Augenblick gekommen, sich in seiner Würde zu zeigen.

„Ich finde es unverschämt, mir derartige Fragen vorzulegen,“ sagte er.

„Weißt Du, mit wem Du sprichst, Bürger?“ rief der Brigadier zornig. „Ich heiße Trépassé und bin Brigadier der Gensd'armerie von Chastel Censoir.“

„Du bist gerade der Mann, den ich brauche,“ sagte Curtius.

„Du?“

„Ich.“

„Wer bist Du denn?“

Curtius knöpfte seine Carmagnole auf, so daß der Brigadier beim Scheine des Mondes die dreifarbige Schärpe sehen konnte und antwortete majestätisch:

„Ich bin außerordentlicher Commissair der Republik.“

Der Brigadier verbeugte sich.

„Und Du bist mir Respect und Gehorsam schuldig," fügte der große Mann hinzu.

„Entschuldigen Sie, mein Commissair, daß ich Sie nicht erkannt habe," antwortete der Brigadier, „aber Sie werden begreifen, da ich Sie um diese Stunde, allein an diesem abgelegenen Ort fand —"

„Ich habe jetzt keine Zeit, Dir Erklärungen zu geben," sagte Curtius, dessen Zähne vor Frost klappernd zusammenschlugen.

„Wo bin ich?"

„Eine Viertelstunde von Chastel Censoir."

„Ist der Ort gutgesinnt?"

„Man hat alle Aristokraten daselbst guillotinirt."

„Aus wie viel Mann besteht die Brigade?"

„Aus acht."

„Ist eine Bürgergarde dort?"

„Ja."

„Wie stark?"

„Fünfzig Mann."

„Wohlan! Wir müssen die Leute auf die Beine bringen."

„Wann?"

„Sogleich."

„Wollen Sie hinter mich aufs Pferd steigen, mein Commissair?" fragte der Brigadier.

„Ja."

Curtius stieg auf und der Brigadier gab dem Pferde die Sporen. Eine Viertelstunde später erklang das unregelmäßige, spitze Steinpflaster von Chastel Censoir unter den Hufschlägen des Pferdes.

— — — — — — — — — — — —

Der Bürger-Maire der Commune Chastel Censoir hieß Jean Bernin! Er war früher Piqueur des Marquis von Mailly-Senneterre gewesen und hatte hübsche Ersparnisse gemacht, es aber für gut befunden, nicht dem Beispiel vieler seiner Standesgenossen zu folgen, welche adelige Güter, die für Nationaleigenthum erklärt worden waren, käuflich an sich gebracht hatten. Jean Bernin

hatte weder Schloß, noch Acker gekauft, man vermuthete, daß er Geld besitze gesehen hatte es aber noch Niemand. Er war ein wüthender Republikaner, der sich nur widerstrebend in die mildere Praxis der Aera des Directoriums gefügt hatte, da dieses jedoch nicht mächtig genug war, den Schweif Robespierre gänzlich und an allen Orten zu vertilgen, so hatte man ihn in seinem Amte belassen. Seit etwa einem Monate, also seit Beginn der royalistischen Schilderhebungen in der Provinz war eine auffallende Veränderung mit Meister Jean vorgegangen. Er ging selten aus und vermied von Politik zu sprechen. Noch mehr, eines schönen Morgens waren die eifrigsten Patrioten von Chastel Censoir zu ihm gekommen, hatten die Marseillaise gesungen und stürmisch verlangt, gegen die Royalisten zu ziehen, das hatte Jean Bernin ihnen ernsthaft zugesichert und ihnen endlich mit den einfachen Worten Bescheid ertheilt:

„Ich erwarte Befehle."

Da diese Befehle bis jetzt nicht eingetroffen waren, hatte Jean Bernin nichts unternommen. Curtius Ankunft mußte nun dieser Unthätigkeit ein Ende machen.

Es schlug eben zehn Uhr als der Gensdarm, dessen Pferd die Ehre hatte, den außerordentlichen Bevollmächtigten des Kriegsministers nach Chastel Censoir zu tragen, an die Thür des Maires klopfte. Im ganzen Städtchen brannte kein Licht mehr. Der Brigadier mußte mehrere Male klopfen, ehe sich in Jean Bernins Hause ein Fenster öffnete und dieser im Hemd sichtbar ward.

„Wer ist da?" fragte er.

„Ich der Brigadier."

„Was willst Du?"

„Oeffne, Bürger, ich bringe einen Commissair der Republik."

Jean Bernin schloß das Fenster und zog sich an, hielt es aber für gerathen, ehe er die Thür öffnete, ein Paar Pistolen in seinen Gürtel zu stecken und unter der Carmagnole zu verbergen.

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

Der Bürger Jean Bernin zählte ungefähr 39 bis 40 Jahre und war eine jener hageren Figuren, die unter einem unscheinbaren Aeußern eine wahrhaft herkulische Stärke verbergen. Zu den Zeiten der Tyrannei war Jean Bernin ein ganz außerodentlicher Jäger und Piqueur und ein unermüdlicher Fußgänger gewesen, der zuweilen bei Verfolgung eines angeschweißten Hirsches oder Ebers ganz fabelhafte nächtliche Touren gemacht hatte. Als entschlossener Mann hatte er, als die Revolution hereinbrach, Furcht und Schrecken um sich zu verbreiten gewußt. Ein einziges Mal war er in den Verdacht des Unpatriotismus gerathen, hatte aber glänzend bewiesen, daß er das Opfer eines fatalen Zufalls geworden war. Drei Stunden von Chastel Censoir, jenseits des Waldes lag nämlich ein Schloß, das von drei jungen Edelleuten, drei Brüdern bewohnt ward, welche Frankreich nicht verlassen gewollt hatten und trotz Proscription und Schaffot fortfuhren, Hasen, Schnepfen und Wachteln zu schießen. Eines schönen Tages erinnerten sich aber die Bewohner des Distrikts ihrer Bürgerpflicht und denuncirten die Brüder beim Club „der Menschenrechte" in der kleinen Stadt Avallon, welcher eine große Anzahl der Nationalgarden absandte, um sie zu verhaften. Die drei Brüder, es waren Herren von Bessy, hatten treue Diener, mit denen sie sich verbarrikadirten und es auf eine Belagerung ankommen ließen. Die Nationalgarden verloren sechs Mann, zogen sich nicht eben in der besten Ordnung zu-

rück und verlangten Verstärkung von der Nationalgarde in Chastel Censoir. Dieselbe ward ihnen gewährt, Jean Bernin stellte sich an die Spitze des Belagerungsheeres, schrieb aber ehe er den Angriff begann einen Brief an die Brüder, durch welchen er sie zur Uebergabe aufforderte, und, wunderbarerweise gingen die Edelleute auf die Unterhandlungen ein und ergaben sich. Jean Bernin nahm Besitz vom Schlosse und da es inzwischen Nacht geworden war, so ward beschlossen, die Gefangenen bis zum andern Morgen im Schlosse zu verwahren und ihnen ein Saal im Erdgeschosse zum Gefängnisse angewiesen und von sechs Mann bewacht. Jean Bernin verhehlte ihnen nicht, daß sie wenig Aussicht hätten, noch mehr als einen Morgen zu erleben, die Brüder ließen sich jedoch das nicht anfechten, sie lachten, sangen und verlangten von ihrem Wein zu trinken, denn sie führten einen ausgezeichneten Keller. Die Wächter fühlten ein menschliches Rühren, schenkten den Gefangenen den Wein und vergaßen sich dabei so wenig, daß am andern Morgen die ganze Bemannung des Schlosses von ihrem Rausche erwachend sich mit dem Bauch auf der Erde liegend und die Hände auf dem Rücken gefesselt fand. Niemand vermochte zu sagen, wie das geschehen sei, nur Jean Bernin behauptete, er sei hinterrücks und mit solcher Gewalt zu Boden geworfen worden, daß an einen Widerstand gar nicht zu denken gewesen sei. Die drei Gefangenen hatten sich natürlich aus dem Staube gemacht.

Dieser Vorfall hatte, wie gesagt, Jean Bernin seiner Zeit ein wenig verdächtig gemacht, er hatte aber seitdem seinen Ruf glänzend wieder hergestellt und galt für einen glühenden Patrioten.

Folgen wir ihm jetzt mit Curtius und dem Brigadier in sein Haus. Er hatte noch die weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe, die Füße steckten in Holzschuhen, in der Hand hielt er eine Laterne.

„Brr, wie kalt!" schüttelte sich Curtius sobald er den Hausflur betreten hatte.

„Das finde ich nicht," sagte Jean Bernier ruhig.

„Das glaube ich, Sie kommen aus Ihrem Bette," antwortete Curtius.

„Und wo kommen Sie denn her?" fragte Jean Bernier.

„Aus dem Wasser."

„Warum nicht gar?"

„Ich spreche die Wahrheit."

„Sie sehen doch aber gar nicht wie ein Fisch aus," lachte der freche Maire.

„Bürger Maire, nehmen Sie sich in Acht," warnte Curtius, sich in die Brust werfend.

„Wovor?"

„Sie verletzen den Respekt gegen mich."

„Das kann schon sein," versetzte der Maire gleichmüthig, aber es ist nicht meine Schuld."

„Was soll das heißen?"

„Es ist einmal unsere Gewohnheit, so zu sprechen, Bürger Commissair. Die Leute in Chastel Censoir sind nicht fein und gebildet wie die von Paris und Auxerre.

„Ich nehme Deine Entschuldigungen an," sagte Curtius mit unnachahmlich komischer Würde.

„Sie sind sehr gütig."

„Sie werden mir jetzt gehorchen."

„Was?"

„Ich requirire Sie im Namen des Gesetzes und der Republik."

„Wozu?"

„Sechs Verhaftungen auszuführen."

„Verhaftungen?" fragte Bernin den Erstaunten spielend.

„Wo denn, wie denn?" Ich dachte, es wäre jetzt im ganzen Lande Ruhe?"

„Wie!" rief Curtius, „Sie wissen nicht was vorgeht?"

„Entschuldigen Sie," sagte der Maire immer mit demselben Gleichmuth, „man kann sich nicht gleich besinnen, wenn man so aus dem ersten Schlaf geweckt wird."

Unter diesem Gespräch waren sie in die Küche getreten. Der Brigadier, der hier Bescheid zu wissen schien, fachte die Kohlen auf dem Herde zu neuem Brande an; Curtius trat zu dem Feuer und wärmt sich mit Behagen, während der Maire sich wie ein Mensch, den die ganze Geschichte nicht viel angeht, auf einen Schemel setzte.

„Bürger Maire, das Vaterland ist in Gefahr," begann Curtius wieder.

„Ach, nicht doch."

„Die Royalisten erheben sich."

„O, ich habe auch schon davon gehört."

„Die Schurken haben grade für diese Nacht einen besonders kühnen Handstreich vor."

„Sie haben Sie wohl ins Wasser geworfen?"

„Nein, aber — "

„Sie sind Schuld daran, daß Sie ein Bad genommen haben?"

Der neckende spöttische Ton, in dem der Maire sprach, brachte Curtius auf.

„Bürger Maire," sagte er, „ich habe Ihnen bereits bemerkt, daß ich außerordentlicher Commissair der Republik bin."

„In Chastel Censoir?"

„Nein, bei dem Brigade-General Solérol."

„Dem Eigenthümer von Saulages?"

„Ja."

„Kenne ich nicht," sagte der Maire kalt.

„Nehmen Sie sich in Acht! Sie vergehen sich gegen die bestellte Obrigkeit."

„Wie denn so?"

„Der Bürger Solérol ist mit dem Oberbefehl über das Departement der Yonne betraut."

„Mit dem militairischen?"

„Ja."

„Ich bin aber nicht Militair. Ich repräsentire die bürgerliche Obrigkeit."

„Thut nichts, Sie haben mir zu gehorchen."

„Das kommt darauf an."

„Und ich befehle Ihnen, mir zu folgen."

„Wohin?"

„Nach Saulages."

„Zu Solérol?"

„Ja."

„Was soll ich denn da?"

„Ihn befreien, er ist in Gefahr; die Royalisten wollen das Schloß überfallen!"

„Wann."

„In dieser Nacht."

„Das klingt Alles so verworren," sagte Jean Bernier zu dem Brigadier. „Der Bürger Commissair muß sich erst erwärmen, um sich deutlicher erklären zu können, die Zunge ist ihm ganz eingefroren. Ich werde einen Tropfen Branntwein holen."

Damit hob er die Kellerthür auf, nahm seine Laterne und stieg hinunter. Wie alle burgundische Keller hatte aber auch dieser noch eine zweite ins Freie führende Thür. Jean Bernin setzte seine Laterne auf ein Faß, öffnete die Thür, eilte auf die Straße und klopfte an das Fenster des Nachbarhauses."

„Nicou, stehe auf, es ist eilig," sagte er leise.

## Sechsundzwanzigstes Capitel.

Das Fenster öffnete sich und zeigte in seiner Umrahmung einen Kopf, der vermöge seiner Originalität wohl mit einigen Strichen gezeichnet zu werden verdient. Aus einem röthlichen, von gelbem Haar umgebenen Gesichte blickten zwei kleine runde Augen mit einem ganz unbeschreiblichen, halb stupiden, halb listigen Lächeln, dessen eigenthümlicher Ausdruck noch verstärkt wurde durch die platte Nase und die dünnen Lippen, die dem Munde das Aussehen gaben, als ob er mit einem Messer geschnitten sei.

„Komm," sagte Jean Bernin.

Das Fenster wurde geschlossen, wenige Augenblicke darauf öffnete sich die Thür und der soeben beschriebene, auf einem wahren Riesenkörper sitzende Kopf kam abermals zum Vorschein.

„Was willst Du?" fragte er mit seinem blödsinnigen Lächeln.

„Ich will Dich einen Gang schicken."

„Wohin?"

„Das weißt Du recht gut."

„Hä, hä, ja!" grinste Nicou.

Jean Bernin flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Nicou hörte ihm ernsthaft zu, dann fragte er:

„Wen wirst Du mitnehmen?"

„Alle Patrioten."

„Die wahren?"

„Ja, diejenigen, die alles thun, was ich will."

Nicou lachte laut.

„Ich hole meinen Quersack und meinen Stock," sagte er.

„Du hast verstanden?"

„Vollkommen."

„Allons, nimm die Beine in die Hand, es eilt."

Jean Bernin kehrte in den Keller zurück und holte einen Korb voll Weinflaschen.

„Das wird wohl das beste Mittel sein, sie zu beschwichtigen," sagte er, indem er wieder hinaufstieg.

Curtius hatte seine Carmagnole, seine Schärpe, ja sogar sein Hemd abgelegt, um die Sachen besser zu trocknen, und drehte sich, drollig genug wie ein Hund, der von der Jagd kommt, am Feuer herum.

„Da bringe ich einen Schluck zu trinken," sagte er, den Korb auf den Tisch setzend, „Brigadier, hole doch die Gläser vom Rück herunter und mache die Flaschen auf.

Der Brigadier war seinen Nebenmenschen gern gefällig, besonders wenn es sich um das Entkorken von Weinflaschen handelte. Er machte sich mit eben so viel Eifer wie Geschicklichkeit an's Werk, und während er diesem Geschäfte oblag, erkundigte Curtius sich beim Maire genauer nach der Beschaffenheit der Streitkräfte von Chastel Censoir.

„Wir haben hier die Brigade Gensd'armerie," sagte Jean Bernin.

„Aber es ist doch noch eine Bürgergarde hier?"

„Ja."

„Sie muß auf die Beine gebracht werden."

„Ich werde mit Anbruch des Tages Generalmarsch schlagen lassen."

„Nein," sagte Curtius.

„Sie wollen nicht?"

„Im Gegentheil, ich will, daß es auf der Stelle geschehe."

„Das ist unmöglich," versetzte Jean Bernin.

„Einem außerordentlichen Commissair der Republik ist nichts unmöglich."

„Das käme darauf an," spottete Jean Bernin. „Wenn Einer von Ihnen verlangte, Sie sollten den Mond herunter holen und wie einen Eierkuchen auf den Tisch stellen, so würden Sie sich doch umsehen, wie das zu machen wäre."

„Bürger Maire," fuhr Curtius auf, „es ist jetzt das zweite Mal, daß Sie den Respect gegen mich verletzen."

„Nicht meine Schuld, Bürger, nicht meine Schuld," grinste Jean Bernin.

„Wenn Sie sich in Ihren Reden nicht mehr zusammennehmen, so werde ich mich genöthigt sehen, Sie abzusetzen," fuhr der würdige Commissair der Republik mit Strenge fort.

„Was sagen Sie?"

„Ich werde Sie absetzen."

„Wirklich? Ach da thäten Sie mir einen großen Gefallen, mein guter Commissair — es ist ein schlechtes Geschäft, Maire sein — besonders heute Nacht, wo ich lieber schlafen möchte, als irgend etwas Anderes thun, wenn Sie also die freundliche Absicht haben, mich abzusetzen, geniren Sie sich ja nicht."

Curtius wurde purpurroth vor Zorn.

„Unverschämter!" murmelte er zwischen den Zähnen.

„Das braucht Sie indeß nicht zu hindern, meinen Wein zu versuchen," fuhr der Maire fort, indem er ihm einschenkte, „haben Sie vielleicht auch Hunger."

Diese Frage gab Curtius auf Gnade und Ungnade in Jean Bernin's Gewalt. Ja, Curtius hatte Hunger, er hatte seit seiner Abreise von Saulages, also seit fünfzehn bis sechzehn Stunden, nichts gegessen. Er antwortete durch ein sehr bezeichnendes Grunzen, worauf Jean den Speiseschrank öffnete und ein Brod, einen Hasenrücken und ein Stück Käse auf den Tisch setzte.

Curtius zog sein inzwischen trocken gewordenes Hemd an und rückte sich einen Stuhl an den Tisch.

„Nun, Brigadier, Du wirst wohl auch Hunger haben," sagte Jean Bernin, „greif zu."

„Kann's nicht leugnen," schmunzelte dieser und folgte der Aufforderung.

Jean Bernin hatte eine sehr leicht berauschende Weinsorte heraufgebracht und schenkte Curtius, der mit einer unbeschreiblichen Gier aß, ununterbrochen Glas auf Glas ein.

„Jetzt, mein lieber Commissair, da wir nun gut Freund mit einander sind, wollen wir doch ein wenig plaudern," begann Jean Bernin.

„Plaudern wir," sagte Curtius.

„Um was handelt sich's denn eigentlich?" fragte Jean mit schlauem Augenblinzeln.

„Es handelt sich darum, mir zu gehorchen," sagte Curtius, dem der Wein seine volle Majestät wiedergab.

„Das haben Sie mir schon gesagt — aber wie?"

„Die Bürgergarde muß auf die Beine gebracht werden."

„Gut."

„Und die Gensd'armerie ebenfalls."

„Das geht mich nichts an, das ist die Sache des Brigadiers."

„Wohlan, Brigadier, ich fordere Sie auf, Ihre Leute zum Aufsitzen zu commandiren," wandte sich Curtius an diesen.

„Sofort?"

„Binnen hier und einer Stunde."

Der Brigadier kratzte sich den Kopf.

„Teufel," brummte er.

„Ich befehle es," wiederholte Curtius.

„Ja — aber —"

„Nun, ich bin doch begierig, welche Gründe Sie dagegen vorbringen könnten?"

„Einen sehr einfachen," versetzte der Brigadier.

„Und der wäre?"

„Die Leute sind den ganzen Tag nicht von den Pferden gekommen."

„Was thut das?"

„Sie sind müde.“

„Im Dienste der Republik darf man niemals müde sein.“

„Ein schönes Wort,“ meinte der Brigadier, „aber unsere Pferde sind lahm.“

„So werden sie zu Fuß gehen.“

Der Brigadier schenkte sich noch ein Glas Wein ein und stand dann seufzend auf, indem er sagte:

„Ich gehe, meine Leute zu versammeln.“

„In einer Stunde müssen wir unterwegs sein.“

„Es soll geschehen.“

Der Brigadier verließ die Küche, Jean Bernin öffnete ihm die Thür und flüsterte ihm dabei in's Ohr:

„Beeile Dich nur nicht so sehr, es wird wohl so arg nicht sein, wie der Commissair es macht.“

„Sieh doch zu, daß er einen Rausch kriegt,“ zischelte der Brigadier.

„Ich werde ihn schon unter den Tisch bringen,“ versprach Jean Bernin und kehrte mit diesem löblichen Vorsatz zu seinem Gaste zurück.

„Wir wollen also nach Saulages?“ begann er das Gespräch wieder.

„Ja.“

„Diese Nacht noch?“

„Diese Nacht.“

„Es ist und bleibt aber doch sonderbar.“

„Was?“

„Ich habe doch vielleicht nicht recht verstanden, Bürger-Commissair.“

„Wie so?“

„Ich meine, was Sie gesagt haben.“

„Ich sagte, wir gehen nach Saulages.“

„Das höre ich wohl, aber was sollen wir dort?“

„Dem General Solérol Beistand leisten.“

„Gegen wen?“

„Gegen die Royalisten.“

„Das ist eben der Punkt, wo ich zu begreifen auf-

höre," versetzte Jean mit einem Phlegma, das Curtius zur Verzweiflung brachte.

„Wie so?"

„Haben Sie mir nicht gesagt, der Bürger-General Solérol sei Commandant der Militairmacht des Departements?"

„Ja."

„Und er bedarf der Bürgergarde von Chastel Censoir?"

„Ich bedarf ihrer."

„Aber wozu?"

„Um ihn zu befreien."

„Wen? Den General Solérol?"

„Ja."

„Sie sehen doch selbst ein, daß das nicht so ganz klar ist," meinte Jean Bernin.

Jetzt war aber Curtius' Geduld erschöpft. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Sie haben keine Erklärungen zu fordern, sondern zu gehorchen."

„Sie wollen es also durchaus?"

„Ja."

„Nun wohlan, Bürger-Commissair, man wird Ihnen gehorchen," und Jean Bernin nahm eine an der Wand hängende Trommel herab.

„Was machen Sie da?"

„Sie sehen es ja, ich will Generalmarsch schlagen."

„Sie selbst?"

„Mein Gott ja, ich habe keinen Diener."

Jean Bernin ging auf die Straße und bearbeitete das Kalbfell mit einer solchen Vehemenz, daß in weniger als zehn Minuten ganz Chastel Censoir auf den Beinen war. Curtius fuhr fort zu trinken und ahnte nichts von der Tücke des kleinen, am Ufer der Yonne gewachsenen Weines.

## Siebenundzwanzigstes Capitel.

Ganz Chastel Censoir stürzte an die Fenster, die Frauen eilten auf die Straße und schrieen „Feuer, Feuer!“ Die Kinder weinten, die Männer liefen nach dem Versammlungsplatz am Brunnen und umringten Jean Bernin, der ununterbrochen in seinem Trommelwirbel fortfuhr.

„Aber, was ist denn, was giebts denn?“ fragte man von allen Seiten.

„Rataplan, rataplan—plan, plan,“ war Alles, was man von Jean Bernin als Antwort darauf erlangen konnte, das ging so eine Viertelstunde fort und der Tumult und die Aufregung erreichten ihren höchsten Grad.

Curtius, dessen Beine bereits bedenkliche Schwankungen machten, hatte sich bis zur Hausthür geschleppt und betrachtete von dort den Aufruhr in der Straße.

„Alle Wetter, ich werde eine wirkliche Armee zusammenbringen,“ sagte er.

„Ram—plan—plan!“ fuhr Jean Bernin fort.

Die versammelte vom Mondschein beleuchtete Menge, machte Curtius lüstern, sich als Redner zu zeigen.

„Eine schöne Gelegenheit für mich, eine kleine Anrede zu halten,“ dachte er, trat in die Küche zurück, kleidete sich an, trank noch ein Glas Wein und verließ dann das Haus.

„Diese kleinen Weine,“ sagte er stolpernd, sind ganz infame Racker, das steigt einem in den Kopf, man weiß nicht wie — ich werde von einer ganz wunderbaren Beredtsamkeit sein — aber das geht einem auch in die Füße.“

In der That beschrieb er ganz wunderliche Linien auf dem kurzen Wege vom Hause des Maire nach dem Marktplatz, einem abscheulichen Dreieck, das von einem Forum nichts hatte, als einen Brunnen und heute auch einen Redner. Jean Bernin schlug, sobald er ihn kommen sah, einen lauten Begrüßungswirbel.

„Still doch!" rief Curtius.

„Plan—ran—plan! Plan—ran—plan!" wiederholte der Maire, ohne sich irre machen zu lassen.

„Still sage ich!" schrie Curtius noch lauter.

Jean Bernin winkte ihm, sich neben ihn zu stellen und fragte als er dies gethan, ohne sich in seinem Trommelwirbel stören zu lassen:

„Sie wollen wohl zu den Leuten reden?"

„Gewiß," antwortete Curtius schon mit etwas schwerer Zunge.

„Warten Sie, ich werde Sie vorbereiten."

„Wen? die Leute?"

„Ohne Zweifel."

„Das ist nicht nöthig."

„Es ist unerläßlich. Ich muß Ihnen sagen, wer Sie sind, damit sie Sie mit Ehrerbietung empfangen und Ihnen mit der gehörigen Aufmerksamkeit zuhören."

„Nun so mag es sein."

Jean Bernin ließ noch einen Wirbel ertönen, dann begann er zu sprechen. Sofort entstand ein tiefes Stillschweigen, das Schweigen der Neugier. Auf Curtius hatte noch Niemand geachtet.

„Bürger," sagte Jean Bernin, „es ist uns ein großes Glück widerfahren!"

„Was wird er sagen?" dachte Curtius unruhig.

„Die Republik hat sich erinnert, daß in Burgund ein patriotischer Flecken liegt —"

„Es lebe die Republik!" rief die Menge.

„Und sie hat demselben einen Commissair geschickt —"

„Einen außerordentlichen," souflirte Curtius.

„Einen außerordentlichen Commissair," verbesserte

sich Jean Bernin, „der die Güte haben wird, eine Anrede an Euch zu halten.“

Bei diesen Worten deutete er auf Curtius und überließ es den Bewohnern von Chastel Censoir, dessen dreifarbige Schärpe und rubinrothe Nase zu bewundern.

„Bürger,“ begann Curtius.

„Warten Sie doch, ich bin ja noch nicht fertig,“ stieß ihn Bernin an und fuhr fort:

„Bürger, der sehr ehrenwerthe außerordentliche Commissair der Republik hat Euch eine traurige Mittheilung zu machen: Das Vaterland ist in Gefahr.“

„Bravo!“ flüsterte Curtius, „aber ich hätte das sehr gern selbst gesagt.“

„Das Vaterland ist in Gefahr in der Person des Bürger Generals Solérol,“ fuhr Jean Bernin fort.

„Dummkopf!“ murmelte Curtius, „was redest Du.“

„Man belagert ihn in Schloß Saulages, das er gestohlen hat.“

„Aber so schweigen Sie doch!“ rief Curtius, „das sind ja ganz ungehörige Dinge.“

„Belagert von den Preußen,“ fuhr Jean, ohne sich irre machen zu lassen, fort.

„Sie sind toll!“ schrie Curtius.

„Ach richtig, ich irre mich — es sind die Oestreicher — aber man hat bemerkt —“

Wieder schlug Jean Bernin aus Leibeskräften auf seine Trommel los. Curtius, von Zorn und Trunkenheit gestachelt, vermochte sich jetzt nicht länger mehr zu halten, er führte einen gewaltigen Faustschlag gegen die Trommel und durchlöcherte sie.

„Still!“ heulte er, still!“

Jean Bernin zeigte dem Volke seine durchlöcherte Trommel, und dieses machte seinem Unwillen über den ihm in der Person seines ersten Beamten zugefügten Schimpf in einem drohenden Gemurmel Luft. Aber Curtius achtete darauf nicht, glühend roth vor Zorn stieg er auf die

Brüstung des Brunnens und redete von dieser improvisirten Tribüne herab die Menge folgendermaßen an:

„Bürger! Das Vaterland ist in Gefahr! Ich wende mich an Euch und zähle auf Euren Patriotismus. Es sind nicht die Preußen —"

„Nein," unterbrach ihn Jean Bernin, „es sind die Oesterreicher."

„Bürger Maire!" schrie Curtius ganz außer sich, „ich enthebe Sie Ihrer Functionen."

Die Menge nahm jedoch Partei für ihren Maire und schrie:

„Nieder mit dem Commissair!"

Curtius bekam Furcht, er stieg vom Brunnen herab und sagte mit merklich unsicherer Stimme:

„Bürger, Ihr verletzt den Respekt gegen mich, die Republik wird Euch dafür zur Rechenschaft ziehen."

„Nieder mit dem Commissair!" wiederholte die Menge.

Der Brigadier der Gensd'armerie war während dieses Auftritts in der Kaserne, um den Aufbruch seiner Leute zu beaufsichtigen, so daß der unruhig nach ihm ausschauende Curtius ihn nicht zu seinem Beistande herbeiwinken konnte. Jean Bernin kletterte auf den Brunnen und winkte den Leuten, daß er reden wolle. Augenblicklich trat Stille ein.

„Bürger und liebe Freunde!" sagte der Maire, „ich will Euch Lebewohl sagen, da der Herr außerordentliche Commissair mich abgesetzt hat —"

„Nieder mit dem Commissair," wiederholte die Menge.

Ein von der Hand eines Kindes geworfener Stein fiel dicht an Curtius Fuß nieder.

„Hilfe! Hilfe!" schrie er.

Jean Bernin ergriff ihn beim Arme und zog ihn fort.

„Ich will Sie retten," sagte er, „aber wir haben keine Zeit zu verlieren."

Da man in Chastel Censoir gewohnt war, Jean Bernin blindlings zu gehorchen, so öffnete man ihm auch sofort eine Gasse. Curtius war mehr todt als lebendig; er war nie ein Held, und wenn er betrunken war, so kam

ihm der kleine Rest von Muth, den er sonst vielleicht besaß, auch noch abhanden. Jean führte ihn in sein Haus.

„Sie sind mit genauer Noth davongekommen, Bürger Commissair,“ sagte er.

„Glauben Sie, daß sie mich gemißhandelt hätten?“ fragte Curtius zitternd.

„Ein Wink von mir und sie hätten Sie in Stücke gerissen.“

„Ach.“

„Aber ich bin nicht rachsüchtig,“ fuhr Jean Bernin fort. „Sie haben mir meine Trommel zerbrochen Sie bezahlen sie und damit basta.“

„Aber Bürger Maire.“

„Ich bin nicht länger Maire. Sie haben mich abgesetzt.“

„Ich setze Sie wieder ein.“

„O nein, ich will nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil es mir keinen Spaß macht, noch länger Maire zu sein.“

„Das geht mich nichts an,“ sagte Curtius, dessen Muth bedeutend gewachsen war, seit er eine solide Eichenthür zwischen sich und dem aufgebrachten Volk wußte, „ich brauche Sie.“

„Wozu?“

„Die Bürgergarde unter die Waffen zu rufen.“

„Bürger Commissair, wollen Sie einen guten Rath von mir annehmen?“ fragte Jean Bernin mit schlauem Lächeln.

„Nun?“

„Am Tage kann man mit den Leuten von Chastel Censoir machen, was man will.“

„Und in der Nacht?“

„Gar nichts. Das ist die eigentliche Erklärung der feindseligen Haltung, die man gegen Sie angenommen hat.“

„Sie meinen?“

„Die Burgunder haben ihre Köpfe für sich; sie lassen sich in ihrer Nachtruhe nicht gern stören.“

„Aber der General schwebt in großer Gefahr."
„Bah, das ist eine Canaille, ihm geschieht schon recht."
„Bürger Maire, nehmen Sie sich in Acht!" rief Curtius.
„Noch ein Rath," sagte Bernin, ohne auf diese Drohung zu achten, „es ist Mitternacht und schneidend kalt, gehen Sie dort in jenen Alkoven und legen Sie sich schlafen."
„Sie verweigern mir den Gehorsam?"
„Nein, aber ich habe Ihnen nicht mehr zu gehorchen, ich bin nicht länger Maire."
„Ich setze Sie ja wieder in Ihr Amt ein."
„Heute Abend nehme ich es nicht mehr an. Ich bin zu müde — ich war den ganzen Tag auf der Jagd."
Curtius sah endlich ein, daß er bei Jean Bernin absolut nichts ausrichte und daß ihm nichts übrig bleibe als nachzugeben.
„Nun wohlan, ich werde bis morgen warten," sagte er.
„Schön, morgen will ich gern wieder Maire sein."
„Und die Bürgergarde zusammenrufen?"
„Ja."
„Und mir folgen?"
„Bis an's Ende der Welt."
„So wollen wir uns mit Tagesanbruch aufmachen."
„Wann Sie wollen."
Curtius legte sich angekleidet und ohne die dreifarbige Schärpe abgethan zu haben ins Bett. Dank dem genossenen Weine erwachte er erst um neun Uhr Morgens von einer unter seinem Fenster ertönende Reveille. Er blickte hinaus und sah die Bürgergarde unter den Waffen; neben derselben hielten die acht Mann der Gensd'armerie mit dem Brigadier an ihrer Spitze. Jean Bernier unterhielt sich leise mit einem kolossalen Menschen mit gelbem Haar und schien außerordentlich guter Laune zu sein.
„Herr Commissair, aller Augen warten auf Sie!" rief er, sobald er Curtius erblickte.
„Es lebe der Commissair!" schrie die Nationalgarde.
„Sie sind benachrichtigt und ich habe die zehn Stunden gewonnen, deren ich bedurfte," murmelte Jean Bernin.

## Achtundzwanzigstes Capitel.

Kehren wir jetzt nach der Mühle zurück und nehmen den Faden unserer Erzählung in dem Augenblick wieder auf, wo die drei schwarzen Männer Curtius in den Keller wieder eingeschlossen hatten. Sie begaben sich in die Küche, wo Machefer sich zum großen Ergötzen der Mademoiselle Lange mittelst Wasser und Seife sein natürliches Gesicht wieder verschaffte.

„Weißt Du, mein Freund, Du sahst ganz abscheulich aus und ich hätte Dich beinahe nicht mehr geliebt," sagte sie lachend.

Machefer raubte ihr einen Kuß.

„Es ist überhaupt eine seltsame Idee von Dir mein schöner Engel, einen armen Teufel wie mich zu lieben," sagte er.

„Lieber Freund!"

„Einen verbannten Royalisten, einen Verschwörer, einen dem Schaffot verfallenen Kopf."

Die sonnige Heiterkeit, welche in Mademoiselle Lange's Gesicht geglänzt hatte, verschwand plötzlich, sie beugte das Haupt und Machefer sah eine Thräne in ihren Wimpern hängen.

„Arme Lange," sagte er.

Sie erhob schnell den Kopf und lächelte wieder.

„Glaubst Du, eine Frau wie ich sei geschaffen, einen vollkommen Glücklichen zu lieben?" fragte sie. „Nein, Freund, die glühendste Liebe flößt ein Mann wie mein

angebeteter Machefer ein. Dienst Du nicht einer großen, edlen Sache?"

„O ja," sagte er.

„Bist Du nicht kühn, tapfer, opferfreudig?"

„Aber ich spiele um meinen Kopf, Kind."

„Er wird nicht fallen."

„Und wenn er fiele?"

„So würde ich leben, um Dich zu rächen und wäre meine Rache vollbracht, stürbe ich, um wieder mit Dir vereint zu sein."

Sie hatte mit einem fieberhaften Enthusiasmus gesprochen. Machefer schloß sie in seine Arme und hielt sie lange an seinem Herzen fest.

Endlich sagte er:

„Die erste Partie hätten wir soeben gewonnen, gebe Gott, daß es uns mit der zweiten ebenfalls glücke."

„Laß uns an den Fluß gehen und plaudern," bat Mademoiselle Lange, indem sie ihren Arm in den Machefers legte.

Sie verließen die Mühle und gingen langsam am Ufer der Yonne auf und ab.

„Du verstehst meinen Plan wohl noch nicht recht?" fragte Machefer.

„Bis jetzt verstehe ich nur das Eine, daß mein Platz an Deiner Seite ist, und ich bin gekommen," antwortete sie.

„Dank, tausend Dank."

„Indeß," fügte sie traurig hinzu, „erinnere Dich, was ich Dir in Paris gesagt habe: Die Stunde des Triumphs ist noch fern, wenn sie überhaupt jemals schlagen wird."

„Sie wird schlagen, ich verbürge mich dafür."

„Aber wann?"

„Vielleicht in acht Tagen. Die Vendée und die Bretagne sind in Aufruhr, der Osten, die Mittelprovinzen beginnen unruhig zu werden, der Süden wird sich wie ein Mann erheben."

„Armer Freund, möge Gott Dich hören," flüsterte Mademoiselle Lange.

„Meine Träume werden sich verwirklichen."

„Ja, wenn jener Mann mit der bleichen Stirn und dem glühenden Auge, jener General von fünfundzwanzig Jahren von dem ich Dir eines Tages sagte und vor dem Frankreich bereits zu zittern beginnt, sie nicht mit seinem Schwert durchhaut."

Machefer zog die Stirn in düstere Falten und schwieg.

„Was wolltest Du aber sagen?" begann nach einer Pause Mademoiselle Lange wieder.

„Unsere kleine Armee vergrößert sich von Tag zu Tag."

„Ja, aber einige Regimenter sind trotzdem hinreichend, sie zu zerstreuen."

„Unser gefährlichster Feind wird vielleicht noch heute Nacht unser Gefangener sein."

„Du meinst Solérol?"

„Ja."

„An Solérols Stelle wird ein Anderer treten."

„Bis das Directorium ihm einen Nachfolger gegeben hat, werden wir im Besitz der ganzen Provinz sein."

„Hoffst Du Dich Solérols wirklich zu bemächtigen?"

„Das Billet, das ich Curtius an ihn schreiben ließ, liefert ihn uns sicher in die Hände. Es ist ein Werk des Himmels, daß Du dem Bock entkamst."

„Und seine Dienste erkauftest."

„Wenn er uns nicht verräth ist er Goldes werth."

„Weshalb sollte er uns verrathen? Er wird immer gut bezahlt werden, wie ich ihm versprochen habe."

„Ich mißtraue solchen Halunken immer; freilich will sich Brulé an Solérol rächen."

„Das ist eine Garantie."

„Wenn er uns treu bleibt, kann er uns von unendlichem Nutzen sein."

„Dieser Mensch hat also einen großen Einfluß?"

„Einen ganz enormen.“

„Du glaubst diese Nacht — “

„Wird Solérol in unsere Hände fallen.“

„Was beabsichtigst Du?“

„Zuerst wollen wir ihn aufheben.“

„Und — dann?“

„Dann,“ sagte Machefer und seine Stimme ward ernst und feierlich, „dann soll die Gerechtigkeit ihren Lauf haben, mein Kind.“

„Ihr wollt ihn tödten?“

Ein schreckliches Lächeln spaltete Machefers Lippen, so daß seine weißen, spitzen Zähne, die denen eines Raubthiers glichen, sichtbar wurden.

„Er soll eine schreckliche Strafe empfangen,“ sagte er. Mademoiselle Lange konnte sich eines Schauers nicht verwehren.

„Er ist eine Hyäne, ein Ungeheuer, das nie mit einem Menschen Mitleid gehabt hat.“

„O, ich weiß es.“

„So soll auch Niemand Mitleid mit ihm haben.“

In dem Augenblicke, wo Machefer diese das Verdammungsurtheil Solérols enthaltenden Worte aussprach, näherte sich ihnen der Müller.

„Was willst Du?“ fragte Machefer.

„Ich möchte fragen, was mit dem Manne werden soll?“

„Mit welchem Manne?“

Mit dem im Keller.“

„Er soll darin bleiben.“

„Und Hungers sterben?“

„Nein,“ sagte Machefer, „aber einiges Magengrimmen kann ihm nicht schaden.“

„Wann soll ich ihm etwas zu essen bringen?“

„Heute Abend oder in der Nacht.“

Mademoiselle Lange und Machefer kehrten in die Mühle zurück, der Tag verging, die Nacht kam. Während dieser ganzen Zeit waren geheimnißvolle Vorbereitungen

getroffen worden, welche auf die Absicht einer längeren Reise schließen ließen. Zwei von Machefers Gefährten waren in ihrem Flöße-Costüm nach Mailly-le-Chateau gegangen und hatten dort Pferde gekauft, angeblich um ihr Floß zu ziehen. Der Müller hatte seine Mühle angehalten und einen Bauer der Getreide mahlen wollte unter dem Vorwande fortgeschickt, sein Rad sei gebrochen.

In Wahrheit wollte der Müller für die bevorstehende Nacht keinen Fremden in der Mühle haben. Als die große altmodische Küchenuhr neun schlug, sagte Machefer zu Mademoiselle Lange:

„Mein Kind, wir müssen uns trennen."

„Uns trennen?" rief sie.

„Für lange oder für wenige Stunden — nach Deiner Wahl."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Willst Du unsere Gefahren, unser unstätes Leben theilen — "

„Ob ich will? Aus welchem Grunde wäre ich denn sonst gekommen?"

„Willst Du Paris, das Theater, die Dich vergötternde, Dir jeden Abend von Neuem zujauchzende Menge verlassen, mein armes Kind?"

„Ich liebe Dich," sagte sie statt aller Antwort.

„Wohlan, so bleibe," erwiderte Machefer einfach.

„Du bist gut — und ich liebe Dich!" rief sie ihre weißen Arme um seinen Hals schlingend.

„Dennoch müssen wir uns jetzt trennen."

„O, mein Gott."

„Nur für wenige Stunden."

„Und Du willst mich sogleich verlassen?"

„Nein, im Gegentheil Du wirst mich verlassen, um Dich zu den Unsern zu begeben."

„Allein?"

„O nein," lächelte Machefer, „ich habe ein Pferd und einen Begleiter für Dich besorgt."

„Und wann werde ich aufbrechen?"

„Sobald das Pferd hier sein wird.“

„Was für ein Pferd?“

„Ein großes Arbeitspferd, das Dich und meinen Dich begleitenden Freund tragen soll.“

— — — — — — — — — — — — — —

Der Müller oder, wie er gewöhnlich genannt ward, der einäugige Jacques, hatte seine Frau vor einigen Jahren verloren, aber deren Anzüge sauber aufbewahrt und schlug Mademoiselle Lange vor, einen derselben anzulegen, da sie sich, wenn sie in ihren eigenen Kleidern reise, einer großen Gefahr aussetze, indem Solérol sicher schon Leute zu ihrer Verfolgung aufgeboten habe.

Während diese Verhandlung zwischen dem Müller und der Schauspielerin stattfand, stand Machefer in der Hausthür und sah erwartungsvoll den Weg nach Mailly-le-Chateau hinab. Endlich hörte er Pferdegetrapp.

„Bist Du es, Gaston?“ fragte er.

„Ja,“ war die Antwort.

„Hast Du das Pferd?“

„Ich habe es.“

Machefer ging ihm entgegen und faßte den das Pferd am Zügel führenden jungen Mann unter den Arm.

„Ich will Dir die Lange anvertrauen, Du wirst sie nach unserm Hauptquartier bringen.“

„Das arme Mädchen,“ sagte der junge Mann, „zu welchem Leben verurtheilt sie sich!“

„Aber ich möchte Dir eine Ermahnung mit auf den Weg geben,“ fuhr Machefer fort.

„Welche?“

„Wenn Ihr angehalten werden solltet, so sei ja vorsichtig, denn sie besitzt eine unerhörte Kühnheit und schlägt sich wie ein Mann.“

— — — — — — — — — — — — — —

Mademoiselle Lange hatte das Costüm einer burgundischen Bäuerin angelegt, die Hände mit Ziegelmehl eingerieben, um sich nicht durch die Weiße derselben verdächtig zu machen und ihre schönen Haare mit so viel Ge-

schicklichkeit unter der gestreiften Kattunmütze arrangirt, daß man geschworen hätte, sie sei eine Bewohnerin von Chateau-Chinon oder Chastellux. Der in einen Floßknecht verwandelte junge Edelmann, ihr Begleiter, sprang schnell in den Sattel. Wenn wir den Ausdruck „Sattel" gebrauchen, so ist das eben nur eine façon de parler, denn in der That saß er auf seinem großen Pferde auf einer Art von Sack und ließ in Ermangelung von Sporen und Steigbügel die Füße schlaff herunterhängen. Mademoiselle Lange setzte ihren kleinen Fuß auf Machefers Knie und schwang sich leicht hinter ihren Begleiter aufs Pferd. Dieser hatte eine Flinte am Riemen über der Schulter hängen und einen Dolch und zwei Pistolen im Gürtel.

„Sein Sie unbesorgt, Madame," sagte er zu Mademoiselle Lange, „es droht uns keine Gefahr."

„O mein Herr," antwortete sie, „ich fürchte mich nie, wenn ich bei Machefer oder bei seinen Freunden bin."

„Hier ist Dein Paß," sagte Machefer, „indem er ihr ein Blatt Papier hinreichte, auf das er einige Zeilen in hieroglyphischen Zeichen geschrieben hatte, „gieb das an Cadenet."

Mademoiselle Lange nahm das Blatt und Gaston trieb das Pferd an. Machefer sah ihnen mit klopfendem Herzen nach.

„Möge ihnen kein Unglück auf ihrem Wege widerfahren!" flüsterte er.

„Ich glaube wir haben nichts zu fürchten, Herr Machefer," sagte der einäugige Jacques, „Ihr Freund ist ein Flößer, wie er sein muß und die kleine Dame ist noch besser verkleidet. Außerdem giebt es auf dem ganzen Wege auch nur ein böser Fleck."

„Du meinst Chastel Censoir?"

„Ja, aber ich habe Ihrem Freund anbefohlen, sich links zu halten und das Dorf nicht zu berühren."

„Wenn ihnen aber die Gensdarmen begegnen."

„Für den Fall habe ich Ihrem Freund den Rath

gegeben, sich ruhig arretiren und zum Maire führen zu lassen."

„Zu Jean Bernin, dem fürchterlichen Republikaner?" fragte Machefer mit eigenthümlichem Lächeln."

„Zu Jean Bernin," bestätigte der Müller, indem er gleichfalls ironisch lachte. Machefer sah nach seiner Uhr.

„Vorwärts!" rief er.

Machefers Begleiter, der Bock und Michelin harrten bereits dieses Rufes, sie hatten sich sämmtlich die Gesichter geschwärzt und waren bis an die Zähne bewaffnet. Ehe man jedoch aufbrach, hatte der Bock, welcher den Führer der Expedition abgeben sollte, noch einen sehr vernünftigen Einfall.

„Herr Machefer," sagte er, „Papa Brulé wird erst sehr spät in Saulages angekommen sein."

„Was folgt daraus?"

„Der General ist möglicherweise schon so betrunken gewesen, daß er gar nicht mehr zu ermuntern war."

„Du glaubst, er werde sich nicht auf den Weg machen."

„Das will ich nicht bestimmt sagen, aber ich dächte, Sie schickten Michelin nach Saulages, er kann den Vater Brulé aufsuchen und Ihnen Bescheid bringen."

„Wie Sie wollen," sagte Michelin, „ich habe gute Beine."

„So geh," gebot Machefer.

Michelin schlug den nach Saulages führenden Fußpfad ein.

„Vorwärts!" gebot Machefer nochmals.

Aber in diesem Augenblick kam der Müller herbeigestürzt und rief athemlos:

„Bleiben Sie hier! Bleiben Sie hier!"

„Warum?" fragte Machefer.

„Ich wollte dem Gefangenen Essen bringen."

„Was weiter?"

„Er ist nicht mehr da."

„Unmöglich!“ rief Machefer, „er hat die Thür nicht einschlagen können.“

„Das hat er auch nicht gethan.“

„Die Mauer zu durchbrechen ist eben so unmöglich.“

„Er ist durch die Schleuse entkommen, ein Fetzen seiner Carmagnola hing zwischen dem Mühlrade.“

Machefer stieß einen Schrei der Wuth aus. Er eilte in den Keller und konnte sich nur überzeugen, daß die Entweichung des Gefangenen eine unwiderlegbare Thatsache sei.

„Wenn er nicht ertrunken ist, so hat er ohne Zweifel den Weg nach Saulages eingeschlagen,“ sagte der einäugige Jacques.

„Höchst wahrscheinlich.“

„Es nützt also nichts, daß Sie sich in einen Hinterhalt legen und Solérol auflauern, denn dieser ist gewarnt und wird nicht kommen.“

„Was thun?“ murmelte Machefer.

Ich weiß es!“ rief der Bock.

„Nun so sprich.“

„Wir müssen nach Saulages.“

„Alle fünf?“

„Ja.“

„Und was sollen wir dort?“

„Solérol entführen. Er hat zu seiner Vertheidigung Niemand als Curtius, Scaevola und die Canaille Publicola.“

„Und die Diener des Schlosses?“

„Denen brauchen Sie nur zu sagen, daß Sie in Madames Namen handeln und sie lassen Alles geschehen.“

Machefer war indeß vorsichtig und zögerte noch.

„Warten wir noch,“ sagte er, „entweder ist Solérol vor Curtius Ankunft von Saulages aufgebrochen, dann ist es unnütz, dorthin zu gehen oder ist gewarnt worden und hat sich für die Nacht verbarricadirt.“

„Ich weiß doch ins Schloß zu gelangen, wenn auch

alle Eingänge verrammelt sind, außerdem ist ja aber mein Vater da und kann uns einlassen."

„Wenn Curtius nach Saulages gelangt ist, wird es Deinem Vater schlecht ergangen sein," meinte Machefer.

„Das sollte mich wundern," lachte der Bock, „mit dem Vater Brulé springt man doch nicht so um."

„Sei dem wie ihm wolle," entschied Machefer, „wir bleiben hier, bis wir nähere Nachrichten haben."

Die kleine Gesellschaft kehrte in die Mühle zurück, wo sie zwar ein Feuer aber kein Licht anzündeten und auf Machefers Anordnung sich Alles ganz still verhielt. Von Zeit zu Zeit trat der Müller vor die Thür, um zu lauschen, ob sich kein Geräusch vernehmen lasse. Endlich hörte Machefer ihn mit Jemandem reden, er ging jetzt ebenfalls hinaus und erkannte Nicou, den Riesen mit dem gelben Haar. Nicou war während des Monats, wo die royalistische Bewegung in der Provinz um sich gegriffen hatte, eine wichtige Persönlichkeit geworden. Er war der unermüdlichste Läufer im ganzen Departement, hatte, wie man sich erzählte, ganz Nivernais in zwei Tagen durchlaufen und leistete den Royalisten als Bote große Dienste. Er überbrachte niemals eine geschriebene Bestellung, sondern wiederholte vermöge seines guten Gedächtnisses mündlich wortgetreu die ihm anvertrauten Mittheilungen.

„Wo kommst Du her?" fragte Machefer.

„Aus Chastel Censoir."

„Wer schickt Dich?"

„Jean Bernin."

„Ei!"

„Er läßt Ihnen sagen, es sei ein außerordentlicher Commissair der Republik da."

„In Chastel Censoir?"

„Ja."

„Weißt Du, wie er heißt?"

„Er heißt Curtius."

„So ist er also nicht nach Saulages gegangen!" sagte Machefer aufathmend.

„Er will bewaffneten Beistand aus Chastel Censoir holen.
„Wozu?"
„Um Sie aufzuheben und dem General zu Hülfe zu kommen."
„Nicht übel," lachte Machefer.
„Die Nacht ist aber noch lang," fügte Nicou mit den Augen blinzelnd hinzu."
„So."
„Und der Bürger-Maire wird wohl vor Tagesanbruch nicht mit der Bürgergarde aus Chastel Censoir ausrücken."
„Ist das Alles, was Du uns zu sagen hast?"
„Alles!" antwortete Nicou.
„Hat Jean Bernin Dir befohlen, sogleich zurückzukommen?" fragte Machefer.
„O nein."
„Wenn Du bis zu unserer Rückkehr in der Mühle bleiben willst, kannst Du ihm morgen vielleicht interessante Neuigkeiten bringen."
„Ich bleibe hier," antwortete Nicou mit seinem unergründlichen Lächeln.
Machefer kehrte in die Mühle zurück; Nicou folgte ihm.
„Vorwärts, Kinder, vorwärts!" rief er seinen Gefährten zu.
„Wo soll es hingehen?"
„Nach dem Ort, den wir mit Vater Brulé verabredet haben."
Nicou kratzte sich den Kopf und nahm eine nachdenkliche Miene an.
„Woran denkst Du?" fragte Machefer.
„Ich denke, daß ich gute Beine habe."
„Das weiß ich."
„Ich habe aber auch gute Fäuste und deshalb wäre es vielleicht nicht ganz dumm, wenn ich mit Ihnen ginge, vielleicht könnten Sie mich doch gebrauchen."
„Komm," sagte Machefer.
Der kleine Trupp machte sich schweigend auf den Weg und war bald im Dunkel des Waldes entschwunden.

## Neunundzwanzigstes Capitel.

Da der Bock der einzige war, welcher den Ort kannte, wo Curtius in die ihm gelegte Schlinge gefallen war und den man mit Brulé ebenfalls als die Stelle verabredet hatte, wo Solérol in die Hände der Royalisten geliefert werden sollte, so ging er dem kleinen Zuge voran. Eine Stunde lang ging es durch den Wald auf einem so schmalen Fußpfade, daß Einer hinter dem Andern gehen mußte. Endlich stand der Bock still und sagte:

„Wir sind zur Stelle."

„Ich sehe noch nichts," versetzte Machefer.

„Mir ist die ganze Zeit schon so, als müsse der Streich mißglückt sein," meinte der einäugige Jacques.

„Wer weiß!" antwortete der Bock.

Er legte sich platt auf den Bauch und drückte das Ohr an den Boden.

„Ich höre Schritte," sagte er nach einigen Augenblicken.

„Weit?"

„In der Richtung von Saulages."

„Mehrere Personen?"

„Nein, eine."

Er legte zwei Finger an den Mund und ließ einen in jener Gegend bekannten eigenthümlichen Pfiff ertönen; einen Augenblick darauf erklang ein eben solcher Pfiff als Antwort.

„Es ist mein Vater oder Michelin," sagte der Knabe.

„Und allein?" fragte Machefer unmuthig.

„Ganz allein.“

Man wartete in großer Aufregung. Die Schritte des Nahenden wurde immer deutlicher und endlich trat ein Mann aus dem Schatten der Bäume hervor.

„Es ist wirklich Michelin,“ rief der Bock, „wo ist denn mein Vater?“

Michelin trat zu Machefer und sagte eifrig:

„Herr Machefer, Sie müssen nach Saulages kommen.“

„Werden wir dort erwartet?“

„Ja.“

„Was ist denn geschehen?“

„Vielerlei. Der Vater Brulé ist ein ganzer Kerl.“

„Was hat er gethan?“

„Und seine Tochter, die Lucretia erst,“ fuhr Michelin fuhr, der so viel zu erzählen hatte, daß er gar nicht wußte, wo er anfangen sollte.

„Was ist denn mit ihr?“

„Erstens hat der Vater Brulé Scaevola todt gemacht.“

„Bah!“ sagte Machefer.

„Zweitens hat Lucretia dem Bürger Solérol das Bein von Neuem zerschossen.“

„Weiter!“

„Noch weiter? Ist das noch nicht genug? aber ja, noch eins: Der Vater Brulé befiehlt in Soulages.“

„Was ist aus Solérol geworden?“

„Er flucht wie ein Teufel und heult wie ein wildes Thier.“

„Und was ist aus Publicola geworden?“ fragte der Bock.

„Er ist im Keller eingesperrt.“

„Wohlan, gehen wir nach Saulages,“ gebot Machefer.

Der kleine Zug setzte sich in Bewegung.

— — — — — — — — — — — —

Wir werden das, was sich in dieser Nacht in Saulages begab, später erfahren; für den Augenblick kehren wir nach Chastel-Censoir zurück, wo Curtius mit großer

Freude die Bürgergarde und Gensd'armerie unter den Waffen sah. Jean Bernin benahm sich unübertrefflich. Er befahl seinen Leuten, vor dem Bürger-Commissair das Gewehr zu präsentiren.

„Ich danke, meine Freunde, ich danke," rief der geschmeichelte Curtius.

Die Gensd'armen grüßten mit ihren Degen, der einzige Tambour trommelte zum Ausrücken. Curtius brachte seine etwas sehr derangirte Toilette in Ordnung und suchte vor Allem die zerknitterte Schärpe zu glätten. Jean Bernin kam, um ihn abzuholen.

„Wir können auf der Stelle aufbrechen," sagte er.

„Gewiß."

„Aber Sie trinken wohl erst einen Schluck Wein?"

„Immer dabei; der Wein erfreut des Menschen Herz," antwortete Curtius.

„Während dessen wird Ihr Pferd gesattelt."

„Der Teufel auch!" rief Curtius, dem bei dem Worte „Pferd" nicht wohl zu Muthe ward.

„Es ist weit von hier bis Saulages," fuhr Jean Bernin fort.

„Ich bin gut zu Fuß."

„Und es würde sich auch nicht schicken."

„Was?"

„Daß ein Mann wie Sie, unser Chef, nicht beritten wäre."

„Das ist richtig," seufzte Curtius.

„Ich habe Ihnen Carcasse satteln lassen, eine gute kleine Stute, sanft wie ein Lamm."

„Desto besser."

„Sie fürchten sich wohl vor lebhaften Pferden?" fragte Jean Bernin mit etwas spöttischer Miene.

„O nein, das nicht gerade, aber —"

„Aber Sie lieben sie nicht. Kommen Sie, Bürger-Commissair, erst noch einen Abschiedstrunk und dann frisch auf's Pferd.

Bei der Bürgergarde von Chastel-Censoir that die

Disciplin der Kameradschaft keinen Eintrag. Der Hauptmann und der Tambour dutzten sich, der Lieutenant und der Spritzenmann — denn Chastel-Censoir hatte einen Spritzenmann, obgleich es keine Spritze besaß — waren Schwäger. Das Haus des Bürger-Maire wurde von den Soldaten förmlich überschwemmt. Jean Bernin hatte ein Fäßchen Weißwein anstechen lassen und Jeder hielt sein Glas darunter, Manche tranken auch gemeinschaftlich aus einem, besonders die Gensd'armen, die nicht heikel waren. Auf diese Weise ging wieder eine gute halbe Stunde verloren, aber Curtius war nicht mehr so eilig, seitdem er die beunruhigende Aussicht hatte, zu Pferde steigen zu müssen. Endlich wurde Carcasse vorgeführt, gesattelt und aufgezäumt wie ein Jagdpferd. Jean Bernin biß sich auf die Lippen, als er die Grimasse sah, welche Curtius beim Anblick des Pferdes schnitt, das ihm keineswegs so sanft und geduldig auszusehen schien. Endlich faßte er sich ein Herz und stieg in den Sattel, ja der Stolz überwog in diesem Augenblick so weit die Furcht, daß er hinter den Brigadier ritt.

Jean Bernin, der den Wald nach allen Richtungen kannte, ließ seine Leute den weitesten Weg nehmen und gewann so wieder viel Zeit. Nicou war mit der Bürgergarde ausgerückt und schritt anfangs in demselben Tempo mit ihr dahin, plötzlich, an einer gewissen Stelle des Waldes, verlor er sich im Gebüsch und schlug aus Leibeskräften laufend einen kürzeren Weg nach Saulages ein. Der Bürger Curtius mit seinem Heere verfolgten dagegen ihren Weg mit der majestätischen Langsamkeit von Helden, denen der Sieg unter allen Umständen sicher ist und die sich deshalb nicht zu beeilen brauchen. Es war Mittag vorüber als endlich die Thürme des Schlosses sichtbar wurden. Ein Knecht des Schlosses schlug in der nach demselben führenden Wald-Allee Holz. Curtius, der ihn kannte, rief ihn an:

„Jacques, was ist im Schlosse vorgefallen?"

„Nichts besonderes," antwortete der Mann.

„Wirklich nicht?“ fragte Curtius verwundert, trieb aber ohne eine Antwort abzuwarten, sein Pferd vorwärts. Als er vorüber war, machte der Arbeiter eine sehr bezeichnende Geberde, indem er mit dem Zeigefinger auf die Stirn deutete. Jean Bernin wiederholte diese Geste, indem er den Brigadier ansah und durch die Reihen der Bürgergarde ging ein leises Flüstern.

Ein Stück weiter gelangte man an die ersten Aecker des Schlosses, auf denen zwei Bauern beschäftigt waren. Curtius fragte sie abermals nach den Ereignissen im Schlosse und erhielt die ruhige Antwort:

„Wir wissen weiter nichts, als daß der General nach Auxerre ist.“

„Seit wann?“

„Seit gestern Morgen.“

„Das ist sonderbar,“ murmelte Curtius, indem er weiter ritt, „ich hätte darauf geschworen, daß die Royalisten das Schloß belagerten.“

Als Curtius vorüber war, sahen die beiden Männer Jean Bernin und den Brigadier an und wiederholten das von dem Holzknecht gemachte Zeichen, das deutlich ausdrückte:

„Es ist nicht ganz richtig mit ihm.“

Endlich erreichte man das Schloß. Hier herrschte die tiefste Ruhe. Ein Diener putzte im Hofe ein Pferd, der Vater Brulé saß auf einer Bank und rauchte ruhig wie ein flamländischer Bürgermeister seine Pfeife.

„Da bist Du ja,“ schrie Curtius, indem er vom Pferde glitt und auf Brulé zu lief, „mein Vertheidiger! mein Freund!“

Brulé zuckte die Schultern.

„Die Schurken haben Dich nicht getödtet?“

„Welche Schurken?“

„Die, welche mich mitgeschleppt haben.“

Der Brigadier war ebenfalls abgestiegen, er, Jean Bernin und die Bürgergarde bildeten einen Kreis um Curtius, der ganz beschämt sagte:

„Das Schloß ist doch aber angegriffen worden."
„Wann?"
„Vergangene Nacht."
„Ich habe einen sehr leisen Schlaf, aber ich habe nichts davon gehört," antwortete Brulé.
Der Brigadier und Bernin sahen einander an. Michelin erschien an einem Fenster und wiederholte das von den Arbeitern unterwegs gemachte Zeichen.
„Ich will aber endlich die Wahrheit wissen!" schrie Curtius.
„Welche Wahrheit?" fragte Brulé.
„Wo ist der General?"
„Sie wissen es ja, in Auxerre."
„Seit wann?"
„Seit gestern Morgen, er hat sein Commando übernommen."
„Er ist aber nach mir abgereist?"
„Ach Fragen und kein Ende!" rief Brulé ungeduldig, „ich weiß nicht, was Sie wollen. Man mag Sie noch so gut bewachen, Sie —"
„Mich bewachen?"
„Sie einschließen —"
„Mich einschließen?"
„Sie brennen immer wieder durch."
„Was sagen Sie?"
Aber Brulé würdigte Curtius keiner Antwort, sondern wandte sich an Bernin:
„Sie sind das Opfer einer Täuschung."
„Wie so?" fragte der Brigadier.
„Ich wette, der gute Mann hat Sie vergangene Nacht aus dem Schlafe geweckt?"
„Das ist sehr richtig."
„Hat Ihnen gesagt, er sei Commissair der Republik?"
„Das bin ich auch," warf Curtius dazwischen.
„Und hat Ihnen erzählt, man wolle den General Solérol ermorden?"
„Ja."

„Dacht ich's doch; meine Herren, Sie haben sich von einem Wahnsinnigen anführen lassen."

Curtius stieß einen Schrei aus.

„Der arme Mensch," fuhr Brulé ohne darauf zu achten fort, „ist ein früherer Kammerdiener des Generals, der sich in den Kopf gesetzt hat, er sei Commissair der Republik. Er ist vollständig wahnsinnig."

Bei dieser furchtbaren Beschuldigung fuhr Curtius wie vom Biß einer Schlange berührt zusammen und sah sich mit scheuen Blicken im Kreise um.

## Dreißigstes Capitel.

Um die nun folgende Scene zu verstehen, müssen wir den Faden der Erzählung bei dem Augenblicke wieder aufnehmen, wo Lucretia den über Solérol geschwungenen Arm ihres Vaters aufhielt und ihm empfahl, dem Henker nicht zu nehmen, was ihm gehöre. Gleichzeitig erschien auf der Schwelle des Saals ein Mann oder besser ein Schatten.

Es war der Capitain Bernier, der, als das Getöse der Streitenden vernommen sich aus seinem Zimmer bis an den Saal geschleppt hatte.

Solérol zitterte und schäumte.

„Verrathen! verrathen!" knirschte er wüthend.

Jetzt erblickte er den Capitain und rief:

„Zu Hülfe, Bernier, zu Hülfe! Du bist doch kein Royalist."

„Geben Sie es endlich zu?" sagte der Capitain mit ironischem Lächeln.

„Ja; ich werde Dir das Zeugniß eines guten Republikaners geben, ich mache Dich zum Obersten, aber befreie mich von diesem Schandbuben!"

Brulé zuckte verächtlich die Schultern, Bernier dagegen antwortete ruhig:

„Alles was ich thun kann ist, den Mann hier zu verhindern, daß er Sie tödte."

„Bekümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!" rief Brulé heftig.

„Ich bin zu schwach, um zu fordern — ich bitte," antwortete Bernier sanft.

„Capitain, dieser Mann gehört uns," nahm Lucretia das Wort.

„Ich weiß es."

„Wenn wir ihm auch heute das Leben schenken, so können wir doch den Andern keine Verpflichtungen auferlegen."

„Welchen Andern?" fragte der Capitain.

„Die, welche hierherkommen werden, um ihn abzuholen."

Bernier sah Brulé an.

„So ist es also wirklich wahr, Sie machen gemeinschaftliche Sache mit den Leuten, die gegen ihr Vaterland kämpfen?"

„Ich will mich rächen," sagte Brulé.

„Ich aber will die Waffen nicht gegen die Republik erheben," fuhr Bernier fort.

„Was wollen Sie denn aber thun, wenn die Royalisten hierherkommen?" fragte Brulé.

„Ich lasse mich von ihnen gefangen nehmen."

„Und schließen sich ihnen nicht an?"

„Nein."

Brulé schaute einen Moment finster drein, dann sagte er:

„Im Grunde haben Sie Recht; es hat jeder seine eigene Weise, die Dinge anzusehen, thun Sie, was Sie wollen, mich kümmert's nicht, vorausgesetzt, daß Sie meine Tochter heirathen," fügte er drohend hinzu.

Brulé hatte Solérol aufgerichtet und mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt. Der General war, nachdem er getobt und geflucht, in einen Zustand der Erstarrung versunken. Publicola, der sich von seinem Schrecken etwas wieder erholt hatte, verband ihn auf Brulé's Befehl und brachte ihn dann ebenfalls auf Brulé's Geheiß in sein Zimmer. Der Pachter folgte ihm dahin. Brulé gebot von diesem Augenblicke unumschränkt im Schlosse, die Einen gehorchten ihm aus Furcht, die Andern aus Haß gegen Solérol.

„Du wollteſt mich alſo ermorden, Jean Solérol,“ ſagte er, indem er ſich an dem Bett des Verwundeten niederſetzte.

„Infamer Verräther! Meuchelmörder! antwortete Solérol wuthſchäumend.

„Schweig, Unſinniger, und höre mich, ſtatt mich zu beleidigen,“ ſagte Brulé ernſt und nachdrücklich, während Solérol ihn mit einer Miſchung von Furcht und Neugierde anblickte.

„Wir waren zuſammen Bauern, Jean,“ fuhr Brulé fort, „und wenn Du heute auch General biſt und Reichthum beſitzt, biſt und bleibſt Du doch meines Gleichen.“

Solérol ließ den Kopf ſinken und ſchwieg.

„Du weißt ſehr gut, daß ich kein Royaliſt war, ich —“

„Die Schufte haben Dich erkauft!“ heulte Solérol.

Brulé zuckte verächtlich die Schultern.

„Ich war kein Royaliſt uud haßte die Adligen und die Pfaffen —“

Solérols Auge glänzte in wilder Freude.

„Einen Adligen beſonders haſſe ich ebenſo ſehr wie Dich.“

„Henri!“ ſagte Solérol und da er ſich in dieſem Augenblicke mit Brulé in demſelben Gefühl begegnete, ſo vergaß er für einen Moment, daß der Pachter jetzt ſein Feind ſei und ſah ihn mit einer gewiſſen milden Zärtlichkeit an.

„Ehe ich mich aber an Henri räche, räche ich mich an Dir, darauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

„Was habe ich Dir denn hber gethan, Elender?“ fragte Solérol.

„Was Du mir gethan haſt?“

„Ja; gab ich Dir nicht ſo viel Geld, wie Du wollteſt?“

„Lumperei.“

Haſt Du nicht an meinem Tiſche gegeſſen?“

„Was ich mir daraus mache!“

„Haben wir nicht drei Jahre lang gemeinschaftlich gehandelt?"

„O ja," lachte Brulé hönisch. „Wir handelten gemeinschaftlich, weil wir den gleichen Zweck hatten: Feuer anzulegen, um Herrn Henri zu verderben."

„Nun, und jetzt willst Du ihn nicht mehr verderben?"

„Zuerst und vor allen Dingen will ich Dich verderben."

„Aber noch einmal, was habe ich Dir denn gethan?"

„Du hast ein schlechtes Gedächtniß, Jean."

Eine Erinnerung an längst vergangene Tage stieg in Solérol auf und machte ihn erbeben.

„Erinnerst Du Dich eines gewissen Tages, es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre darüber vergangen, wo Du nach meinem Hause kamst!?"

Solérol stieß einen Schrei aus.

„Ich weiß es erst seit gestern, aber Dein Urtheil war sofort gesprochen."

„So tödte mich doch auf der Stelle, Niederträchtiger!" rief Solérol.

„O nein, nicht von meiner Hand sollst Du sterben."

„Wer soll mich denn tödten?"

„Die Royalisten."

Solérol überließ sich einer wahnsinnigen Wuth.

„Du!" schrie er, „Du hast das Recht, mich zu tödten, ich habe Dich beleidigt, das gebe ich zu, aber jene Männer, die ich hasse —"

„Sie geben es Dir mit Zinsen zurück," spottete Brulé.

„Ich will nicht von ihren Händen sterben — ich will nicht!"

Die Thür öffnete sich in dem Augenblicke, wo Solérol diese Worte der tödtlichsten Angst und ohnmächtigsten Wuth ausstieß, und Lucretia trat ein; sie hatte in jeder Hand ein Pistol.

„Der Leichnam, der unten liegt, muß begraben und die Blutspuren vom Parquet müssen vertilgt werden,

Vater," sagte sie. „Ordne Du das an, ich werde inzwischen hier Wache halten."

„Du hast sehr recht gethan, die beiden Wächter da mitzubringen, Kleine," sagte Brulé, auf die Pistolen zeigend, „man darf dem da nicht trauen, wenn er auch krumm und lahm geschossen ist."

„Sobald er Miene macht, sich zu rühren, jage ich ihm eine Kugel durch den Kopf," sagte Lucretia kalt.

„He, he!" lachte Brulé tückisch, indem er den Platz, den er bisher eingenommen hatte, seiner Tochter überließ. „Du wolltest ja so eben eine Gelegenheit, auf der Stelle zu sterben; jetzt hast Du eine. Sobald Du Dich rührst, pflanzt Dir meine Tochter eine Kugel zwischen die Augen, denn wisse, es ist meine Tochter, meine leibliche Tochter, die Du so oft in Angst und Schrecken versetzt hast."

„Er ist durch und durch ein Elender," sagte Lucretia, Solérol mit Blicken der tiefsten Verachtung messend.

Brulé ging; Lucretia setzte sich am Bett nieder und legte die Pistolen auf einen Tisch im Bereiche ihrer Hand. In Solérol's von der Angst und dem physischen Leid ganz verwirrten Gehirn stieg ein seltsamer Gedanke auf.

„Höre, Lucretia," sagte er, „Du nennst mich einen Elenden, aber ich bin es nur geworden, weil ich Dich liebte!"

„Liebtest Du mich etwa, als Du Deine Tage am Fuße des Schaffots verbrachtest? Du konntest mich damals nicht lieben, denn Du hattest mich noch nicht gesehen."

„Aber seitdem —"

„Seitdem ließest Du die Köpfe der Ritter vom Dolche fallen."

„Weil ich eifersüchtig auf den Marquis war."

„Und weil Du, feiler Mörder, Fräulein von Vernières heirathen wolltest."

Solérol schwieg; Lucretia aber fuhr fort:

„Die Stunde des Gerichts ist endlich hereingebrochen."

„Werden Sie mich morden?"

„Welche Todesart Dir bestimmt ist, weiß ich nicht; jedenfalls wirst Du aber furchtbar bestraft werden.“

Solérol's Zähne schlugen klappernd zusammen.

„Wenn sie mir das Leben schenkten!“ sagte er.

„Nun?“

„So verriethe ich die Republik und diente ihnen.“

„Schweig', Scheusal!“ gebot Lucretia mit einer so gebieterischen Geberde, daß Solérol den Mund nicht mehr zu öffnen wagte.

— — — — — — — — — — — —

Brulé war, nachdem er Solérol's Zimmer verlassen hatte, in das Erdgeschoß des Schlosses gegangen, wo er die Dienstleute zusammenberief und eine kurze Anrede an sie hielt, worin er sich den Bevollmächtigten von Madame Solérol und ihren Freunden nannte und sie aufforderte, ihm als solchen Gehorsam zu leisten.

Da Solérol mit einziger Ausnahme Publicola's von Allen im Schlosse gehaßt ward, so kostete es Brulé keine große Mühe, sich die allgemeine Anerkennung seiner Autorität zu verschaffen, und was Publicola anbetraf, so machte er mit ihm kurzen Proceß, ließ ihn binden und in einen der Kellerräume sperren.

Scaevola's Leichnam wurde in ein Tuch geschlagen und ohne weitere Umstände im Garten in einer in aller Eile gegrabenen Grube verscharrt. Während man dieses sehr unscheinbare Leichenbegängniß besorgte, kam Michelin an, den Machefer, wie wir wissen, als Kundschafter nach Saulages gesandt hatte. Er berichtete, daß Curtius entflohen sei.

„Mir sehr gleichgültig,“ antwortete Brulé, „geh' zurück und sage ihnen, ich halte Solérol zu ihrer Verfügung!“

Mit dieser Botschaft war Michelin wieder zu der kleinen Schaar gestoßen und hatte sie zum Aufbruch nach Saulages bestimmt.

Der Bock machte auch ferner den Führer und verwaltete dieses Amt mit so großer Geschicklichkeit, daß es

kaum Mitternacht war, als Brulé die Royalisten im Schlosse willkommen hieß.

Der heftige Blutverlust, den Solérol in Folge seiner Verwundung erlitten, hatte ihn dermaßen geschwächt, daß Machefer ihn körperlich wie geistig in einem Zustande gänzlicher Abspannung antraf.

„Er ist nicht zurechnungsfähig," murmelte Machefer, „es ist nicht möglich, ihn irgend etwas schreiben zu lassen."

Die chirurgischen Kenntnisse, welche Machefer besaß, kamen ihm auch in diesem Falle zu Statten. Er untersuchte Solérol's Wunde, fand, daß sie nicht tödtlich sei und sagte:

„Er wird den Transport ertragen können."

Diese Worte schienen Solérol aus seiner Lethargie zu erwecken.

„Ich will nicht von hier fort!" rief er. „Ich will nicht! Morden Sie mich hier auf der Stelle!"

„Nein, noch nicht," antwortete Machefer mit einem so eisigen Lächeln, daß Solérol vor Schreck erstarrte.

Brulé, der nicht daran gezweifelt, daß die Royalisten Solérol mitnehmen würden, hatte ein sehr sinnreiches Mittel für seinen Transport ausfindig gemacht. Man band ihm die Hände, legte ihn in einen großen Weidenkorb, der zur Zeit der Weinlese zum Hereinschaffen der Trauben benutzt ward und setzte diesen Korb quer auf das von den Royalisten mitgebrachte Pferd.

---

## Einunddreißigstes Capitel.

Es war inzwischen ein Uhr Morgens geworden. Noch immer stand der Mond am Himmel und verbreitete eine solche Helle, daß Machefer sich zu dem ungeduldigen Ausruf hinreißen ließ:

„Ist denn in diesem verteufelten Burgund das ganze Jahr Mondschein?"

„Glücklicherweise führt der Weg von hier bis zur Yonne durch dichten Wald," antwortete Brulé, „und auf der andern Seite des Flusses sind Sie in Sicherheit."

„Wenn man den Fluß überschritten hat, ist man in Nivernais und muß bis Clamency gehen, um Gensdarmen zu finden," sagte der Bock.

Solérol bewegte sich von Zeit zu Zeit in seinem Korb und ließ unartikulirte Laute hören.

„Fluche wie Du willst und geberde Dich wie ein Unsinniger, mein guter Mann, Du entfliehst uns doch nicht," sagte Machefer, „der Teufel selbst kommt Dir nicht zu Hülfe."

Michelin hielt das Pferd, auf dem der Weidenkorb stand, am Zügel, Machefers Gefährten erwarteten, jeder ein gespanntes Pistol in der Hand, das Zeichen zum Aufbruch, aber Machefer erklärte, er müsse zuvor den Capitain Bernier sprechen und begab sich nach dessen Zimmer.

Bernier hatte sein Lager wieder aufgesucht und sich während der Zeit, wo Machefer mit den Seinen im Schlosse war, ganz ruhig und theilnahmlos verhalten.

„Mein Herr," sagte Machefer im Eintreten, „ich möchte Sie um eine kurze Unterredung bitten."

Der Capitain machte ein bejahendes Zeichen und forderte Machefer durch eine Handbewegung auf, sich zu setzen. Machefer nahm einen Stuhl.

„Ich ehre jede Meinung, mein Herr."

Bernier neigte dankend das Haupt.

„Selbst die Ihrige," fügte Machefer mit ironischer Beziehung hinzu.

Bernier blieb unbeweglich.

„Erlauben Sie mir indeß, Sie auf einige Annäherungspunkte zwischen uns aufmerksam zu machen."

„Sprechen Sie, mein Herr."

„Ihre glühende Liebe für die Republik und die Ereignisse scheinen sich verbündet zu haben, um Sie in eine eigenthümliche Lage zu bringen."

„Sie glauben, mein Herr?', fragte Bernier kalt.

„Sie haben in dieser Gegend treue, ergebene Freunde."

„Das weiß ich, mein Herr."

„Sie haben hier einen Todfeind."

Bernier nickte zustimmend.

„Ihre Freunde nennen sich Henri und Diana von Vernières und Madame Solérol."

„Sehr wahr, mein Herr."

„Ihr Feind ist Solérol."

„Ich weiß, daß ich von ihm keine Schonung zu erwarten habe."

„Nun sehen Sie, ist das nicht Laune des Schicksals? Ihre Ansichten trennen Sie von Ihren Freunden."

„Ich gehorche meinem Gewissen, mein Herr."

„Ich will auch nicht versuchen, Sie mit Ihrem Gewissen in Conflikt zu bringen, und — "

„Aha," lächelte der Capitain ironisch, Sie machen einen Vorbehalt."

„Einen einzigen."

„So lassen Sie hören, mein Herr."

„Ich möchte Ihre Absichten für die Zukunft kennen."

„Das Geheimniß meines künftigen Verhaltens gehört mir."

„Ich bitte Sie mein Herr, nehmen wir dieser Unterredung jede Schärfe und gestatten Sie mir, mich zu erklären," sagte Machefer.

„Ich höre."

„Sie wissen so gut wie ich, daß Solérol ein Schurke ist."

„Vielleicht noch besser, als Sie."

„Und daß Henri und wir keine Brandstifter sind."

„Das hat Ihnen mein Benehmen beweisen müssen, mein Herr," sagte Bernier mit Würde.

„Ohne Zweifel; aber weiter. Wahrscheinlich wird eines Tages das Schloß von republikanischen Truppen besetzt werden, die gegen uns operiren sollen."

„Ich zweifle nicht daran."

„Was werden Sie dann thun?"

„Mein Herr, ehe ich Ihnen sage, was ich alsdann thun werde, gestatten Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben."

„Sprechen Sie."

„Sie nehmen den General mit sich?"

„Ja."

„Als Gefangenen?"

„Natürlich."

„Und werden ihn erschießen oder auf irgend eine andere Weise zu Tode bringen?"

„Darauf können Sie sich verlassen."

„Nun wohlan, nehmen Sie mich auch mit sich."

Machefer fuhr von seinem Stuhl auf.

„Und lassen Sie mich das Schicksal des Generals theilen," fügte der Capitain hinzu.

„Sie sind wahnsinnig!"

„Nein," erwiderte Bernier, „denn es ist eine Möglichkeit — "

„Welche?"

„Daß ich von Neuem mit dem Commando der Truppen des Departements der Yonne betraut werde."

„Nun, und dann?"

„Werde ich meine Pflicht thun."

„Das heißt, Sie werden uns zu vernichten suchen."

Der Capitain seufzte.

„Komme was da will," sagte Machefer, „aber wir nehmen Sie nicht mit."

Brulé, der an der Thür stehend dieser Unterredung zuhörte, konnte eine Geberde der Befriedigung nicht unterdrücken.

„Sie nehmen ihn nicht mit," dachte er, „ich behalte ihn in Händen und er muß Lucretia heirathen."

Machefer hatte Brulé zum Schloßverweser ernannt und ihn beauftragt, ihn sofort zu benachrichtigen, sobald die republikanischen Soldaten kämen; der Bock wurde als Courier bestellt.

„Sie wollen also hier bleiben, mein Herr," fuhr Machefer fort.

„Im Gegentheil, ich rathe Ihnen, mich als Gefangenen mitzunehmen."

„Das muß ich entschieden verweigern."

„Dann bleibe ich zu meiner völligen Genesung hier."

„Und alsdann?"

„Kehre ich nach Paris zurück."

„Und wenn man Sie über das, was sich hier zugetragen hat befragt?"

„Ich habe nur über die Dinge Rechenschaft zu geben, die sich zugetragen haben, während ich hier eine Mission zu erfüllen hatte, was nachher geschehen ist, weiß ich nicht und will ich nicht wissen."

„Wenn aber die republikanischen Soldaten hierherkommen?"

„Ich habe ihnen nichts mitzutheilen."

„Und wenn Sie sie befehligen?"

„So wüßte ich wo der General Solérol zu finden wäre."

„Es ist gut, mein Herr, Sie sind ein ehrlicher Feind," sagte Machefer ihm die Hand reichend.

Bernier nahm die dargebotene Hand und drückte sie, dann entfernte sich Machefer.

Einige Minuten später sah Brulé aus einem Fenster der zweiten Etage die kleine Schaar mit ihrem Gefangenen abziehen. Nicou, der Riese mit gelbem Haar, schlug sogleich den Weg nach Chastel Censoir ein.

„Jetzt," sagte Brulé, „bin ich in meinem Hause."

— — — — — — — — — — — —

Als Curtius am andern Mittag in Begleitung der Bürgergarde und Gensdarmerie von Chastel Censoir in Saulages einrückte, war jede Spur der in der verflossenen Nacht daselbst stattgehabten Ereignisse verwischt und die Leute des Schlosses hatten die ihnen von Brulé einstudirte Rolle vortrefflich gespielt. Der Leser wird sich erinnern, welche niederschmetternde Wirkung die ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel treffende Behauptung, er sei wahnsinnig, auf Curtius ausgeübt hatte.

„Wahnsinnig! wahnsinnig! wiederholte er ganz verblüfft.

„Ja, er ist toll," sagte Brulé.

„Und wie ich sehe ein gefährlicher Toller," fügte Jean Bernin hinzu, denn Curtius hatte sich auf Brulé geworfen.

Der Brigadier packte ihn bei den Schultern, vier Mann der Bürgergarde bemächtigten sich seiner.

„Bürger," sagte Jean Bernin," ich bedaure, Euch vergeblich bemüht zu haben, aber ich bin selbst durch diesen armen Wahnsinnigen getäuscht worden."

„Was machen wir mit ihm?" fragte der Brigadier.

Curtius schrie, tobte, versuchte sich loszureißen.

„Wir müssen ihn einsperren."

„Wo aber?"

„Es wird sich schon ein passender Ort finden."

„Ich werde das übernehmen," sagte Brulé, „sobald der Bürger Solérol zurückkehrt, bringen wir ihn in ein Irrenhaus."

Jean Bernin ließ, wie er dies immer an der Gewohnheit hatte, seinen Leuten Erfrischungen geben, dann befahl er zum Aufbruch zu trommeln und die Bürgergarde zog ab, überzeugt es mit einem Wahnsinnigen zu thun gehabt zu haben.

## Zweiunddreißigstes Capitel.

Brulé hatte Publicola, nachdem er ihm Hände und Füße gebunden, in einen der Keller des Schlosses gesperrt. Wir haben Publicola dem Leser bereits vorgeführt und erzählt, daß Solérol ihn am Fuße des Schaffotes aufgelesen und zu seinem Diener gemacht hatte. So unglaublich es klingen mag, hingen diese beiden verworfenen Geschöpfe mit einer zärtlichen, unzerreißbaren Freundschaft aneinander und Publicola hatte vielleicht zum ersten Male in seinem Leben eine edle Regung gefühlt in dem Augenblicke, wo er Solérol von Brulé überwältigt am Boden liegen sah, denn er hatte Besorgniß empfunden nicht für sich, sondern für seinen Herrn. Daß eine solche Regung bei einem Menschen wie Publicola indeß nicht andauernd sein kann ist selbsterständlich, der Instinct der Selbsterhaltung hatte sie bald zurückgedrängt und ihn bewogen, weiter keinen Widerstand zu leisten. Er hatte sich geduldig binden lassen und demüthig um sein Leben gefleht.

„Wenn Du Dich ruhig verhältst, geschieht Dir nichts," hatte Brulé geantwortet.

Der Keller, in welchen Publicola gesperrt ward, war mit zum größten Theil leeren Weinfässern gefüllt, eins dieser Fässer war jedoch noch zu drei Vierteln voll mit einem ganz vortrefflichen alten Burgunderwein und Publicola kannte diesen Umstand sehr wohl, da er in Saulages nirgend besser Bescheid wußte, als im Keller. Er hatte in jedem Winkel getrunken, keine Weinsorte unversucht gelassen und selbst die alten hundertjährigen Weine,

welche die früheren Besitzer des Schlosses zu Taufen und Hochzeiten aufbewahrten, nicht verschont. So lange Solérol als Herr in Schloß Saulages herrschte, hatte Publicola nur dreierlei gethan: seinen Herrn bedient, getrunken und geschlafen. Gab es keinen Wein mehr in den Vorrathsräumen, so stieg er in den Keller hinab und führte zu diesem Zwecke beständig die Lunte und ein Feuerzeug bei sich.

„Wenn ich nur nicht gefesselt wäre," dachte er, als er auf dem feuchten Kellerboden lag, und mein Licht anstecken könnte, so wäre ich wenigstens im Stande, mich nach dem vollen Fasse zu finden, wo auch der Hahn drin steckt."

Publicola's Gedanken drehten sich fortan nur um den einen Punkt, seine Hände von ihren Fesseln zu befreien und nach zwei Stunden unausgesetzter Anstrengung gelang ihm das wirklich. Die Art und Weise, wie er dies bewerkstelligte, war allerdings höchst eigenthümlich, er rollte sich nämlich wie ein Faß immer um sich selbst bis er an die Wand gelangt war. Hier richtete er sich mit unerhörten Anstrengungen auf, lehnte sich an die Wand und rieb seine auf dem Rücken gefesselten Hände, indem er bald nach rechts bald nach links balancirte, so lange gegen die Steine, bis die Stricke endlich so dünn geworden waren, daß er sie mit einem kräftigen Ruck zerreißen konnte. Sobald er die Hände frei hatte, holte er aus seiner Tasche Lunte und Feuerzeug und machte Licht, steckte dasselbe in den Fußboden und betrachtete bei dessen Schein seine Füße. Es kostete geringere Zeit und Mühe, auch diese ihrer Bande zu entledigen und nun vergaß Publicola seinen geliebten Herrn und Meister wie die Gefahr, in der er selbst geschwebt hatte und noch schwebte und sagte philosophisch:

„Die Gefangenschaft hat ihre Unannehmlichkeiten, die aber wesentlich erträglicher werden, sobald man zu trinken hat."

Dieser Ansicht gemäß öffnete er den Hahn des mit Wein gefüllten Fasses, legte sich darunter und ließ sich den Wein in den Mund laufen. Er trank in langen Zügen, und so lange, daß der Wein endlich sein Gesicht überströmte und er betrunken war. Es blieb ihm jedoch noch so viel Besinnung, dies einzusehen, den Kopf zurückzuziehen und den Hahn zu schließen, um sich auch für künftige Fälle etwas aufzubewahren. Weniger gut gelang ihm der Versuch, aufzustehen, seine Beine versagten ihm den Dienst; abermals als Philosoph tröstete er sich jedoch mit dem Gedanken, daß der Schlaf der Freund des Menschen sei und blies, da man zum Schlafen nicht zu sehen braucht, das Licht aus. Zehn Minuten später lag er in dem finstern Keller auf dem Rücken und schnarchte die tiefsten Orgeltöne. Die gewohnheitsmäßigen Säufer, welche ihren Rausch stets auf frischer That ausschlafen, bedürfen dazu nie langer Zeit und so erwachte Publicola schon nach ungefähr drei Viertelstunden. Ein eiskalter Luftstrom schoß ihm ins Gesicht, ein heller Schein traf sein Auge, beides drang durch eine enge Kellerluke. Der helle Schein rührte von den Mondstrahlen her, die Machefer um dieselbe Zeit so ungeduldig gemacht hatten. Publicola stand auf, ging bis zur Luke, stellte sich auf die Zehen, reckte den Hals und blickte hinaus. Die Luke ging in den Hof und sein scharfes Auge erkannte, daß derselbe voll Menschen war; ein in der Mitte des Hofes stehendes, von Bewaffneten umringtes Pferd zog besonders seine Aufmerksamkeit auf sich, denn er bemerkte auf dessen Rücken einen Korb, in dem sich nach den Bewegungen und Schwankungen, die er machte, ein lebendes Wesen befinden mußte. Noch mehr, Publicola vernahm Töne, die er so unartikulirt sie auch klangen doch als das Seufzen, Stöhnen und Toben eines Menschen und sogar als von der Stimme seines Herrn herrührend erkannte. Publicola stieß einen Schrei aus, der jedoch in dem Keller verhallte und nicht zu den auf dem Hofe befindlichen Bewaffneten drang, an einer Wiederholung dieser Kundgebung verhin-

derte Publicola aber die ihm inzwischen aufgestiegene reiflichere Erwägung seiner Lage.

„Ich bin hier eingeschlossen," sagte er sich, „und es ist sehr zweifelhaft, ob es mir mit Aufbietung aller meiner Kräfte gelingen würde, die Kellerthür aufzubrechen, und wenn mir das wirklich gelänge, was vermöchte ich Einzelner den vielen bewaffneten Römern gegenüber? Ich opferte mein Leben ohne den General dadurch retten zu können, es ist also das Allerklügste, ich verhalte mich ganz ruhig."

Diesem weisen Entschlusse gemäß rührte sich Publicola nicht und blickte unverwandt und aufmerksam auf die im Hofe sich abspielende Scene. Er hörte Machefer seine letzten Befehle an Brulé ertheilen, und sah dann die kleine Schaar abreiten und den General Solérol als Gefangenen mit sich nehmen.

„Gestern war es mir ganz unbegreiflich, wie Brulé, unser treuester Bundesgenosse dazu gekommen war, Scävola zu ermorden und auch die Hand gegen den General zu erheben," sagte Publicola, und jetzt verstehe ich Alles. Brulé ist von den Royalisten erkauft worden. Nun, ich muß das Weitere abwarten!"

Damit kroch er zu seinem Weinfasse zurück, legte sich abermals darunter und trank von Neuem, um dann wieder in einen tiefen Schlaf zu versinken. Publicola hatte schon viele Stunden nichts gegessen, er bedurfte dessen aber nicht, denn es waren auf seine Lage zwei Sprichwörter anwendbar: „Wer schläft, ißt" und „Wo ein Weinhaus steht, kann kein Backhaus stehn."

Während Publicola seine zweite Ladung Wein nahm und sich zum zweiten Schlaf niederlegte, verging die Nacht, der Morgen kam und endlich sah Brulé den majestätischen Curtius mit der Bürgergarde, und der Gensdarmerie von Chastel Censoir anlangen und Dank der List, die er gebraucht hatte, als Wahnsinniger seiner Obhut anvertraut werden.

Sobald Jean Bernin mit seinen Leuten, begleitet

von den Gensdarmen das Schloß verlassen hatte, ließ Brulé Curtius binden und befahl, ihn in den Keller zu sperren. Bei dieser Gelegenheit erinnerte er sich auch Publicola's.

„Komme mit," sagte er zum Bock.

„Wohin?" fragte dieser.

„Wir wollen sehen, was aus Publicola geworden ist."

Der Bock zündete das große Talglicht an, welches immer an der vom Vestibül aus in den Keller führenden Thür stand und sagte zu Brulé:

„Du bist zwei Mal sehr unvorsichtig gewesen, Papa."

„Wie so?"

„Indem Du Dein Gewehr nicht mitgenommen hast."

„Du hast Recht, das soll mir nicht wieder passiren."

Er ergriff sein Gewehr, der Bock hatte das seinige seit dem vergangenen Tage noch nicht von sich gelegt, nahm es aber jetzt von der Schulter in den linken Arm und spannte den Hahn. Brulé, welcher den Kellerschlüssel hatte, ging voran, während der Bock das Licht hoch haltend, um die Treppenstufen zu beleuchten, folgte. An der Thür des Kellers, der Publicola zum Gefängniß diente, blieb Brulé stehen und lauschte, er hörte ein lautes Schnarchen.

„Er schläft," sagte er, nahm aber doch ehe er die Thür öffnete und eintrat das Gewehr in die Hand."

Brulé und sein Sohn sahen, als sie geleitet von den schnarchenden Tönen, die Stelle, wo sich Publicola befand, erreicht hatten, beim Scheine der Kerze diesen auf auf dem Rücken liegen und schlafen; aber, o Wunder! Hände und Füße waren allem Anscheine nach so fest gebunden wie bei seinem Transport in den Keller.

„Es ist gut," sagte Brulé und dachte gar nicht daran, die Fesseln zu untersuchen. Er war gestern Abend betrunken und schläft seinen Rausch aus."

„Willst Du Curtius auch hierher bringen?" fragte der Bock.

„Gewiß."

„Warum?"

„Weil sie einander Gesellschaft leisten sollen," höhnte Brulé.

Er gebot hierauf dem Bock hinaufzugehen und Curtius hinunterbringen zu lassen. Zwei Diener schleppten den fluchenden und schreienden Commissair der Republik in den Keller; so sehr er jedoch tobte, vermochte er doch Publicola nicht zu erwecken.

„So schreie doch nicht so, Bürger, Du weckst ja Deinen Kameraden auf," sagte Brulé, ließ Curtius neben Publicola niederlegen und verließ dann mit dem Bock und den Dienern den Keller, dessen Thür er doppelt hinter sich verschloß.

„Jetzt, mein Söhnchen," sagte er dann zum Bock, „dächte ich, wäre es Zeit für uns, einen Bissen zu essen und einen Schluck zu trinken."

„Ich bin dabei," sagte der Bock. „Ich habe oft Hunger, aber immer Durst."

„Wohl gesprochen," sagte Brulé und Beide gingen nach dem Speisesaal.

## Dreiunddreißigstes Capitel.

Das Vertrauen, das Machefer Brulé und seinem Sohne bewiesen, hatte auf die Leute des Schlosses, welche zum größten Theil Alle Diener des Hauses Vernières und demzufolge geschworene Feinde des Generals und seiner Frau innig ergeben waren, einen eigenthümlichen Eindruck gemacht. Unter ihnen war ein Greis, Vater Clément genannt, der beim verstorbenen Marquis Kammerdiener gewesen, halb aus Bequemlichkeit, halb aus Anhänglichkeit an Fräulein von Vernières auch nach dem Tode ihres Vaters im Schlosse geblieben war und eine gewisse Autorität über die Dienerschaft besaß.

Während Brulé und der Bock im Keller gewesen waren, hatte Vater Clément die Dienerschaft um sich versammelt und sie folgendermaßen angeredet:

„Meine lieben Freunde, wir Alle haben geglaubt, als wir den Vater Brulé, der immer für einen rechtschaffenen Mann gegolten, so auf Du und Du mit dem niederträchtigen Solérol stehen sahen, er sei eine abgefeimte Canaille; jetzt sieht man aber, daß er es nur zum Schein gethan hat."

„Glauben Sie das wirklich, Vater Clément?" fragte naiv einer der jüngsten Diener.

„Ob ich es glaube! Wir haben ja den Beweis dafür, er hat Solérol an Herrn Machefer ausgeliefert."

„Das ist wahr, Vater Clément."

„Ich denke daher," fuhr Vater Clément fort, „man muß ihm gehorchen."

„Als ob Sie es wären!“ riefen mehrere Stimmen.

Zufolge dieser Verabredung wurde Brulé, als er aus dem Keller kam und in den Speisesaal trat, wie ein vornehmer Herr begrüßt.

„Nun, Junge, was sagst Du?“ fragte Brulé, dem Bock den Ellbogen in die Seite stoßend.

„Wozu?“

„Man behandelt uns sehr respectvoll.“

„Ja.“

„Man wird zuvorkommend sein.“

„Wie wär's, wenn wir uns ein gebratenes Hühnchen auftragen ließen, Papa?“

„Ich bin dabei.“

„Und eine Flasche la Chainette?“

„Ich trinke Mâcon,“ rief Brulé.

Der Bock klopfte mit der Hand auf den Tisch und befahl, die Diener beeilten sich aufzutragen.

Vater und Sohn speisten wie die großen Herren und zechten wacker; der Bock versuchte eine vertrauliche Unterhaltung anzuknüpfen.

„Nun sage einmal, Papa, was denkst Du eigentlich von der ganzen Geschichte,“ begann er.

„Das kann man noch nicht so sagen,“ antwortete Brulé, der als echter Burgunder seine Gedanken niemals klar aussprach.

„Warum nicht?“

„Wir müssen erst das Ende sehen,“ bemerkte Brulé sententiös.

„Es scheint mir indeß, daß wir hier wie zu Hause wären und thun können, was uns beliebt.“

„Das war zu Solérols Zeiten auch der Fall, während es jetzt nur eine Weile dauern wird.“

„Wie so?“

„Siegen die Royalisten, so werde ich wieder Brulé, der Pachter.“

„Gut.“

„Siegen sie nicht, so schlägt man ihnen die Köpfe ab und uns mit."

„Das wäre ein schönes Geschäft," sagte der Bock.

„Bei alledem," fuhr Brulé, nachdem er einen Augenblick düster vor sich sich hin gestarrt, fort, „thut es mir doch nicht leid, den Herrn gewechselt zu haben."

„Mir auch nicht, wir werden gut bezahlt."

„Und ich räche mich," sagte Brulé mit finsterer Miene.

„Wir sind jetzt unter uns, Papa, da sage mir doch, was Du davon denkst."

„Wovon?"

„Von dem General. Glaubst Du, daß sie ihn todt machen?"

„Nun freilich."

„Aber wann?"

„O, Herr Machefer hat mir sein Wort gegeben, mich wissen zu lassen, wann Solérols Stunde bestimmt ist. O, wenn sie einen Henker brauchen," fügte Brulé hinzu, indem seine Hand den Stiel seines Messers krampfhaft packte, „so bin ich da. Ich haue ihn mit Wollust in kleine Stücke."

„Du hassest ihn also sehr?"

„Habe ich nicht Ursache dazu?"

Der Bock zuckte verächtlich die Schultern.

„Das sind Alles Dummheiten," sagte er, „Hauptsache ist und bleibt, daß wir so viel Geld bekommen, wie wir wollen."

Bei dem Worte „Geld" fuhr Brulé, der sich in finstere Betrachtungen versenkt hatte, auf.

„Es muß Geld hier sein," sagte er.

„Richtig!" stimmte der Bock bei.

„Der General hatte was, Madame Solérol, die wie sie ging und stand entflohen ist, hatte auch was."

„Und außerdem ist Wäsche und Silberzeug da," meinte der Bock.

„Nein,“ antwortete Brulé achselzuckend, „das ist nichts, daran dürfen wir uns nicht vergreifen.“

„Warum nicht?“

„Weil man Wäsche und Silberzeug früher oder später doch zurückgeben müßte.“

„Das ist richtig, Geld dagegen brauchen wir nicht zurückzugeben?“ fragte der Bock mit einer so einfältigen Miene, daß der Verdacht seines Vaters dadurch rege gemacht ward.

„Gewiß nicht.“

„Wie so?“

„Solérol hatte entweder Geld oder er hatte keins, da er aber von seinen Angelegenheiten nie mit seiner Frau sprach —“

„So weiß sie nichts davon.“

„Absolut nichts und wenn wir Geld finden, kann sie es nicht von uns zurückfordern.“

„Sehr wahr, Papa.“

Der Bock wurde immer vergnügter und schenkte sich fleißig ein.

„Du bist häufiger ins Schloß gekommen, als ich,“ sagte Brulé, „ich wette, Du kennst Solérols Gewohnheiten.“

„Ja und Nein.“

„Das heißt?“

„Ich habe z. B. nie gewußt, wo er sein Geld aufbewahrt,“ versetzte der Bock kalt.

Brulé sah seinen Sohn von der Seite an und füllte sein Glas von Neuem.

„Es nützt Dir nichts, mich betrunken zu machen,“ bemerkte der Bock, von mir erfährt doch Keiner was.“

„Auch nicht Dein Vater?“

„Auch der nicht und zwar aus zwei Gründen. Erstens, weil Jeder sich selbst der Nächste ist.“

„Und zweitens?“ fragte Brulé.

„Weil ich nichts weiß.“

„Wirklich nicht?“ fragte Brulé, seinem Sohn jetzt fest ins Gesicht sehend.

„Der Bock hielt den väterlichen Blick unbeweglich aus und wiederholte:

„Ich weiß nichts.“

„Wenn wir nun zusammen suchten?“

„Aber Halbpart von Allem, was wir finden.“

„Natürlich.“

„Ich möchte aber eine Sicherheit.“

„Nimm Dein Gewehr,“ sagte Brulé, indem er nach dem seinigen griff.

„Einen Augenblick, Vater, mir steigt doch ein Bedenken auf.“

„Welches?“

„Wenn wir jetzt suchen, so wissen alle Diener, was wir thun.“

„Das ist richtig, warten wir bis heute Abend.“

„Wenn Alles zu Bett ist, gehen wir nach des Generals Zimmer.“

„Sehr gut.“

„Ich habe den Schlüssel zu seinem Secretair im Hofe gefunden.“

„Was?“

„Er muß ihm aus der Tasche gefallen sein, als sie ihn in den Korb warfen.“

„Und Du hast diesen Schlüssel?“

„Hier ist er.“

Der Bock zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und zeigte ihn seinem Vater.

Brulé streckte die Hand danach aus, aber der Bock steckte ihn ruhig wieder ein.

„Noch nicht, Papa,“ sagte er.

Der Vater Brulé lächelte.

„Du gehst sicher, Du bist der würdige Sohn Deines Vaters.“

„Ja man lernt etwas in Deiner Schule, Papa; aber gieb mir doch zu trinken.“

Er reichte sein Glas hin.

Brulé hatte sein Gewehr wieder an das über dem Kamin befindliche Hirschgeweih gehängt und sich wieder an den Tisch gesetzt.

Der Bock trank, aber aß nicht mehr.

Jeder hatte seine eigenen Gedanken.

„Du willst mich betrunken machen, Papa," dachte der Bock, „aber das soll Dir nicht gelingen, da ich jedoch ein gutes Kind bin, so will ich Dir das Vergnügen machen und thun als ob ichs wäre."

„Sobald ich Dich unter dem Tisch habe, nehme ich Dir den Schlüssel aus der Tasche," dachte Brulé.

„Infames Nest, dieses Schloß!" rief der Bock, dessen Augen zu flimmern begannen, „man stirbt hier vor Durst."

„Aber so trink doch, mein Söhnchen," sagte Brulé und schenkte ihm von Neuem ein.

Der Bock sprach laut und mit der schweren Zunge eines Trunkenen:

„Schade, daß es noch nicht Nacht ist."

„Du hast es eilig."

„Ja, ich muß schlafen."

Er sank in seinen Stuhl zurück.

„Ah, Papa," stammelte er, „Du hast gewonnen."

„Was denn?"

„Du hast mich betrunken gemacht. Glücklicherweise — bist Du — ja — ein — ehrlicher Mann."

„Du kannst Dich darauf verlassen."

„Der Vater Brulé, der bravste Mann in der ganzen Gegend."

„Du wartest auf mich, nicht wahr, Vater?"

„Dummheiten."

„Du nimmst das Geld nicht, ohne daß ich dabei bin?"

„Nein."

„Nun denn, gute Nacht."

Der Bock legte beide Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme.

Brulé holte seine Pfeife aus der Tasche, stopfte sie

und fing an zu rauchen. Einige Minuten später schnarchte der Bock trotz Curtius und Publicola. Brulé berührte ihn vorsichtig; der Bock schnarchte weiter. Nun steckte Brulé seine Hand unter seines Sohnes Arm, griff in die Westentasche und zog gewandt den Schlüssel zum Secretair heraus.

Der Bock schnarchte.

„Ein Kind bleibt ein Kind," sagte Brulé mit spöttischem Lächeln, steckte den Schlüssel zu sich und entwarf folgenden Plan:

„Ich gehe jetzt in das Zimmer des Generals, greife recht tief in das Gold und die Werthpapiere, die sich im Secretair finden, bringe Alles an einen sichern Ort und stecke dem Bock die Schlüssel wieder in die Tasche. Wenn er dann aufwacht, sage ich ihm, ich hätte auf ihn gewartet, wir gehen zusammen noch einmal hin und wenn wir nichts finden, nun so kann ich nichts dafür."

Auf den Fußspitzen ging er nach der Thür, öffnete sie geräuschlos und schloß sie ebenso wieder. In seiner Eile war er zum dritten Male unvorsichtig und ließ die Flinte zurück.

Brulé hatte nicht sobald das Zimmer verlassen, als auch das Schnarchen des Bocks ganz plötzlich aufhörte, er schlug die Augen auf und fing an zu lachen.

„Ich bin doch noch schlauer, als Du, Papa," murmelte er, indem er aufstand und die Flinte seines Vaters herunternahm.

Er zog den Ladestock heraus, ließ die beiden Kugeln, mit denen das Gewehr geladen war, in seine Hand gleiten, steckte sie in die Tasche, brachte die Flinte wieder Ordnung und hing sie an ihren früheren Ort.

„Wenn Du jetzt auf mich schießt, mein lieber Papa, wirst Du mir keinen großen Schaden zufügen."

Er setzte sich wieder auf den Stuhl und legte Kopf und Arme auf den Tisch.

Nach etwa einer Stunde kehrte Brulé zurück, aber keineswegs mit der Miene eines Menschen, der sich sehr

befriedigt fühlt. Solérols Secretair hatte im Ganzen kaum zwölf Louis enthalten. Mit einem Fluche hatte Brulé das Geld in die Tasche gesteckt und kam nun, um den Schlüssel in die Weste seines Sohnes zu practiciren und allen Streit mit diesem zu vermeiden.

Der Bock schnarchte wie eine Trommel und ließ, ohne sich zu rühren, den Schlüssel wieder in seine Tasche stecken.

Brulé setzte sich an den Kamin und zündete seine Pfeife wieder an.

Ungefähr nach einer Viertelstunde unterbrach der Bock sein Schnarchen durch einen Seufzer, dann bewegte er einen Arm und öffnete langsam die Augen.

„Nun?" fragte der Vater Brulé, „hast Du gut geschlafen?"

„Ja, aber der Kopf ist mir schwer."

„Du hast Dich betrunken."

Der Bock fuhr mit der Hand nach seiner Weste und suchte nach seinem Schlüssel.

„Das lasse ich mir gefallen," sagte er mit der aufrichtigsten Miene von der Welt.

„Du bist und bleibst also mißtrauisch?" fragte Brulé lachend.

„Man kann nicht immer wissen."

„Ich habe auf Dich gewartet."

„So wollen wir jetzt gehen."

Er stand, immer noch ein wenig schwankend, auf.

Diesmal war es der Bock, der seine Flinte vergaß, während der Vater Brulé die seinige über die Schulter hing; hätte jedoch Brulé die Blouse seines Sohnes geöffnet, so würde er darunter zwei Pistolen blitzen gesehen haben.

„Es heißt zwar immer, die Wölfe fressen einander nicht," murmelte der Bock, indem er seinem Vater folgte, aber sehen wir, was geschieht."

## Vierunddreißigstes Capitel.

Der Vater Brulé, der vorher behauptet hatte, in Saulages nicht so gut Bescheid zu wissen wie sein Sohn, ging ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen nach einer kleinen, am Ende des Vestibuls belegen Treppe, welche direct zu den Zimmern führte, die der General Solérol, als er durch seine Heirath Besitzer von Saulages geworden, für sich ausgewählt hatte.

Brulé ging schnell, der Bock dagegen zauderte und stolperte bei jedem Schritt.

So komm doch, mein Sohn," rief Brulé.

Der Bock wollte sich beeilen, fiel aber hin.

„Er ist total betrunken," dachte Brulé.

Endlich hatten sie des Generals Zimmer erreicht.

„Wir müssen uns beeilen," sagte Brulé und ging auf den Secretair zu. Der Bock reichte ihm den Schlüssel.

Er steckte ihn ins Schlüsselloch und benahm sich dabei möglichst ungeschickt, um seinem Sohne zu beweisen, daß er den Secretair zum ersten Male öffne.

Endlich war er damit zu Stande gekommen und stieß einen Ruf des Erstaunens aus.

„Was hast Du denn, Papa?" fragte der Bock.

„Es scheint, als sei nichts da," antwortete Brulé.

Er zog ein Schubfach nach dem andern auf; der Bock bewahrte die größte Ruhe.

„Man sollte fast glauben, der General habe kein Geld gehabt," sagte er.

„Oder er hat es wo anders aufbewahrt."

„Das ist noch möglich."

Indem er diese Worte mit dem ernsthaftesten Tone von der Welt sprach, schnitt der Bock zugleich seinem vor ihm stehenden Vater eine Fratze, ohne zu bedenken, daß dieser ihn im Spiegel sehen konnte.

„Ha, Canaille," rief Brulé, der es wirklich bemerkt hatte, Du weißt was." Und er packte seinen Sohn am Kragen.

„Au!" schrie der Bock. „Wenn ich sprechen soll, so laß mich erst los."

Brulé hatte sein Gewehr, der Bock dagegen war anscheinend unbewaffnet und also in seiner Gewalt. Er ging nach der Thür, verschloß sie, stellte sich davor, legte die Flinte auf seinen Sohn an und sagte:

„Sprich oder ich schieße."

Der Bock stellte sich sehr erschrocken.

„Vater! Vater!" rief er, „Du wirst doch Deinen Sohn nicht ermorden wollen?"

„Sprich!" wiederholte Brulé mit einer Stimme wie das Grollen eines heranziehenden Gewitters.

„Was soll ich denn sagen? Ich weiß nichts —"

Der Bock fuhr fort, große Furcht zu zeigen, und Brulé nahm es für Wahrheit.

„Du weißt, wo der General sein Geld hat."

„Ja."

„Sage es mir."

Plötzlich änderte sich die Miene des Bocks. Er sah seinen Vater mit seinem boshaftesten Grinsen an.

„Der General hatte sein Geld hier in dem linken Schubfach," sagte er.

Brulé erbebte.

„Und es hat Einer das Geld gestohlen."

„Wer aber?"

„Du, Papa."

„Du lügst."

„Es wäre wirklich gescheuter von Dir, Papa Brulé.

Du ließest mit mir die Finessen," sagte der Bock. „Ich dächte, Du müßtest endlich einsehen, daß ich kein Tölpel bin."

„Nein, das bist Du nicht, Du weißt auch jetzt mehr, als Du sagst."

„Das ist möglich."

„Es ist Geld im Schlosse?"

„Das ist gewiß."

„Und Du weißt, wo es ist."

„Um so besser für mich."

„Aber ich will es auch wissen!" rief Brulé zornig.

„Und deshalb willst Du mich morden?"

„Ich erschieße Dich wie einen Hund, wenn Du nicht redest."

„Auf diese Weise erfährst Du gar nichts, da die Todten bekanntlich nicht sprechen."

Die Kaltblütigkeit seines Sohnes brachte Brulé ganz außer sich.

„Unglücklicher, willst Du mich denn zwingen, meinen Sohn zu tödten!" rief er.

„Nein, ich werde sprechen."

„Endlich," sagte Brulé, indem er das Gewehr sinken ließ.

„Der General hatte irgendwo einen kleinen eisernen Koffer," berichtete der Bock.

„Und in diesem Koffer?"

„Sind 30,000 Livres in Gold."

„Und Du weißt, wo er ist?"

„Ja."

„Sage es schnell oder —"

Und Brulé hob seine Flinte wieder auf.

„Ich will gern mit Dir theilen," sagte der Bock.

„Theilen!" rief Brulé, dem dieser Vorschlag sehr unangemessen zu sein schien.

„Mein Gott ja, das scheint mir billig."

„Fünfzehntausend Livres?"

„Ja, da dreißigtausend da sind."

„Was willst Du denn mit dem Gelde machen?"

„Ich will mir ein Gut kaufen und mich selbstständig machen.“

„Für fünfzehntausend Livres giebt es kein großes Gut.“

„Fünfzehn und acht macht dreiundzwanzig.“

„Das ist richtig.“

Brulé erinnerte sich, daß das Geld, was Mademoiselle dem Bock gegeben und dieser im Fuchsloch verborgen hatte, 8000 Livres betrug.

„Ich will Dir sagen, weshalb ich weiß, daß der General 30,000 Livres Gold hat,“ fuhr der Bock fort.

„Nun?“

„Vor acht Tagen kam ich in der Nacht von der Kaninchenjagd zurück und ging durch die Küchenthür; ich sah noch Licht im Speisesaal und blickte durch's Schlüsselloch. Der General befand sich allein im Zimmer und war, obgleich Mitternacht vorüber, nicht betrunken. Er stand vor einem Tisch und zählte Goldrollen. Auf dem Tisch stand der kleine Koffer, von dem ich gesprochen habe. Er murmelte zwischen den Zähnen, aber ich verstand doch, was er sagte.“

„Und was sagte er?“

„Solérol, mein guter Freund, man muß auf alle Fälle gefaßt sein. Sollte die Republik gestürzt werden, so mußt Du machen, daß Du aus Frankreich kommst, wo sie Dich aufs Schaffot schieben würden. Aber zum Fortkommen braucht man Geld und da wären denn als ein Bissen für den ersten Hunger 30,000 Livres.“

„Und er legte dann die Goldstücke in den Koffer?“

„Natürlich. Dann verschloß er ihn mit doppelten Schlössern und nahm seinen Mantel um, indem er sagte:

„Es ist ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagen möchte. Hierauf steckte er zwei Pistolen in den Gürtel, nahm den Koffer —“

„Und ging hinaus?“

„Ja, ich hatte kaum Zeit, mich im Schatten des Corridors zu verbergen. Er ging durch das Vestibül und wandte sich nach dem Garten.“

„Und Du folgtest ihm?"

„Mit Katzenschritten. Im Garten angekommen, nahm er einen Spaten."

„Und?" fragte Brulé eifrig.

„Und vergrub den Koffer."

„An welcher Stelle?"

„Ich will Dich hinführen, Papa, wenn Du mit mir kommen willst."

„Ob ich will!" rief Brulé mit vor Gier funkelnden Augen.

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Vater und Sohn verließen das Zimmer des Generals und stiegen die kleine Treppe hinunter.

Im Vestibül begegnete ihnen der Vater Clément, der alte Kammerdiener des verstorbenen Marquis.

Brulé machte ihm ein Zeichen des Einverständnisses und flüsterte:

„Wir arbeiten für Madame, mein lieber Alter."

„Das weiß ich ja."

„Wundere Dich deshalb nicht, daß wir während der Nacht das Schloß verlassen."

„Es ist gut," antwortete der alte Diener und setzte seinen Weg fort.

Vater und Sohn gingen in den Garten, dort blickte Brulé den Bock scharf an und fragte:

„Wo führst Du mich hin?"

„Du kennst das verfallene Taubenhaus im Park."

„Ja."

„Unter den Ruinen ist eine Art Souterrain."

„Ja, ein Keller."

„Nun wohl, dort ist es."

„Ah, ah," sagte Brulé und fühlte sich, als sie durch eine dunkle Allee gingen, versucht, sich auf seinen Sohn zu stürzen und ihn zu erwürgen, um nicht mit ihm theilen zu müssen; aber der Bock errieth diese väterliche Absicht und sagte:

„Ich weiß den Platz, der für Einen, der nicht wie ich zugesehen hat, als der General den Koffer vergrub

inmitten der Steine und des Gewölbes nicht leicht zu finden wäre."

„Vorwärts!" gebot Brulé, seine Schritte verdoppelnd.

„O," sagte der Bock, wir haben noch ein ganzes Stück Weg vor uns und Zeit zum Plaudern."

„Du hast Lust zum Plaudern, und wovon denn zum Beispiel?"

„Von mancherlei, Papa, wir müssen mit einander ins Klare kommen."

„Ueber was?"

„Wir sind jetzt Royalisten."

„Vorläufig wenigstens."

„Vorläufig?"

„Ja, so lange Solérol lebt."

„Und dann?"

„Nachher verrathe ich sie, um mich an Herrn Henri zu rächen."

„Du haßt ihn also sehr?"

„Eben so sehr wie Solérol. O, was Herrn Henri anbetrifft, so habe ich meinen Plan."

„Und die Andern?"

„Denen wünsche ich weder Gutes noch Böses."

„Warum willst Du sie alsdann verrathen?"

„Nun, ich werde sehen — wenn sie gut bezahlen —"

„Wir machen heute schon ein hübsches Geschäft," lachte der Bock, „dreißigtausend Livres findet man nicht oft auf der Straße."

„Das ist wahr, aber —"

Brulé machte ein grimmiges Gesicht.

„Es verdrießt Dich, daß Du mit mir theilen sollst, he?"

„Meiner Treu, ja," antwortete der Pachter. „Wozu brauchst Du in Deinem Alter so viel Geld?"

„Ich bin zu jung, nicht wahr?"

„Ja."

„Und ich finde, Du bist zu alt dazu, Papa. Wenn man keine Zähne mehr hat, verlohnt es sich kaum die Mühe, Appetit zu haben."

„Ich habe noch Zähne,“ lachte Brulé.

„Ich will Dir einen Vorschlag machen, Papa.“

„Laß hören.“

„Es ärgert Dich, daß Du mit mir theilen sollst?“

„Ja.“

„Mich auch. Wollen wir um die Cassette loosen?“

„Ich bin es zufrieden.“

„Abgemacht; aber nicht hier, da unten, wenn wir sie ausgegraben haben.“

Jetzt war es der Bock, der zur Eile antrieb.

Brulé war schweigsam geworden.

„Ich wünschte, ich gewänne,“ dachte er. „Es ist doch immer eine eigene Sache, seinen Sohn zu tödten, so wenig er auch werth sein mag.“

Der Bock dagegen sagte sich:

„Ich schenkte einen leichten Thaler darum, wenn Papa verspielte, nachher würden wir ja sehen.“

Das verfallene Taubenhaus war ein alter Thurm, der noch von der festen Mauer des alten feudalen Schlosses übergeblieben und im siebzehnten Jahrhundert in ein Taubenhaus umgewandelt worden war. Ein Blitzstrahl hatte ihn alsdann zerstört, ohne daß die Besitzer von Saulages daran gedacht hätten, ihn wieder herstellen zu lassen.

Die Mauern des Thurmes waren mit dichtem Strauchwerk überwachsen, der Bock fand jedoch vermöge seiner Ortskenntniß und vom Mondschein begünstigt mit Leichtigkeit den Eingang, zu dem man gelangte, indem man einige Stufen hinabstieg.

Am Fuße dieser Treppe befand sich seltsamerweise eine Thür.

Der Bock stieg zuerst hinab, zog unten angekommen ein Feuerzeug aus der Tasche und zündete einen zu diesem Zwecke mitgenommenen Kienspahn an, den er in einen Mauerspalt steckte.

Brulé hatte sein Gewehr über der Schulter und ein Grabscheit in der Hand.

„Grabe, Vater,“ sagte der Bock, „Du hast ja das Grabscheit.“

„Einen Augenblick,“ antwortete Brulé, wir wollen erst sorgen, daß wir nicht gestört werden.“

Er schloß die Thür und wälzte einen großen Stein davor.

„Wo soll ich graben?“ fragte er dann.

„In jener Ecke, hinter dem Strauchwerk.“

„Hier?“

„Ja.“

Brulé machte sich an die Arbeit und grub etwa einen Fuß tief. Plötzlich stieß sein Grabscheit funkensprühend auf einen harten Gegenstand.

„Das ist der Koffer!“ rief der Bock.

Brulé legte das Grabscheit weg, bückte sich, entfernte mit seinen Händen die den Koffer noch umschließende Erde und hob ihn heraus. Er war, wie der Bock gesagt hatte, von Eisen, sehr schwer und durch drei Vorhängeschlösser verschlossen.

„Es wird schwer halten, den zu öffnen,“ sagte der Bock.

„Das übernehme ich,“ antwortete Brulé und erhob das Grabscheit um die Schlösser zu zerschlagen, aber der Bock hielt seinen Arm fest.

„Wollen wir nicht erst um die 30,000 Livres loosen?“ fragte er.

„Meinetwegen,“ antwortete Brulé, führte aber dessenungeachtet einen heftigen Schlag gegen die Schlösser; dieselben blieben aber fest.

„Man kann sie so nicht zerbrechen,“ versetzte der Bock, „es ist viel bequemer, wir nehmen ihn mit, aber erst loosen.“

„Nun denn,“ sagte Brulé.

Der Bock zog aus seiner Tasche einen Thaler mit dem Bilde des verstorbenen Tyrannen, d. h. des Königs Ludwig XVI. und fragte:

„Bild oder Zahl?“

„Zahl,“ sagte Brulé.

Der Bock warf das Geldstück in die Höhe.

„Bild," rief er, als es niederfiel, „Du hast verloren, Papa."

Und er warf sich auf den Koffer.

Aber Brulé stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür und rief:

„Du irrst Dich, Bube!"

„Du hast Zahl gesagt und es ist Bild, Vater."

„Ich sage Dir, Du irrst Dich."

„Und ich sage Dir, ich habe gewonnen."

„Man gewinnt niemals, mein Sohn, wenn man den Kopf nicht zusammennimmt."

„Bah!" sagte der Bock.

„Warum, zum Teufel, vergißt Du auch Dein Gewehr?"

„Platz, laß mich durch!" rief der Bock, der die Cassette mit beiden Händen gepackt hatte.

„Einen Schritt und ich schieße," drohte Brulé, „und Du weißt, ein Flintenschuß macht hier kein Geräusch."

Der Bock kehrte sich jedoch nicht an die Drohung und that noch einen Schritt.

„Wenn Du es denn durchaus nicht anders haben willst," brummte Brulé und drückte ab.

Der Schuß versagte, der Bock stand unversehrt.

„Du schießt schlecht, Deine Hand zittert, Papa," höhnte der Knabe und that noch einige Schritte vorwärts.

Brulé sah jetzt nur noch einen Feind vor sich und feuerte ein zweites Mal.

Der Bock schlug ein lautes Gelächter auf.

„Das muß man sagen, Du bist ein guter Vater, hätte ich nicht vorsichtiger Weise die Kugeln aus dem Lauf gezogen, so hättest Du wahrhaftig Deinen Sohn erschossen."

Brulé stieß einen Schrei der Wuth aus.

In demselben Augenblicke zog der Bock schnell wie der Blitz ein geladenes Pistol unter der Blouse hervor und legte es auf seinen Vater an.

„Sie ist scharf geladen," sagte er, „und ich werde Dich nicht verfehlen, Papa."

## Fünfunddreißigstes Capitel.

Während zwischen Brulé und seinem Sohne dieser entsetzliche, naturwidrige Auftritt stattfand, war Schloß Saulages auch noch der Schauplatz eines anderen, folgenschweren Ereignisses.

Wie bereits mitgetheilt, war der für wahnsinnig ausgegebene Curtius gebunden und in denselben Keller geworfen, der Publicola, den man laut schnarchend antraf, zum Gefängniß diente.

Da es stockfinster im Keller war, so konnte Curtius, der wie ein wirklich Wahnsinniger tobte, heulte und fluchte, den Schläfer nicht sehen. Plötzlich hörte dieser auf zu schnarchen und sagte:

„Aber Bürger, so hören Sie doch auf zu schreien."

„Publicola!" rief Curtius.

„In eigener Person."

„Gefangen wie ich?"

„Ja."

„Gefesselt wie ich?"

„Nicht ganz so;" Publicola streifte bei diesen Worten seine Fesseln ab und stand auf.

„Du wirst mich wenigstens losbinden," bat Curtius mit kläglicher Stimme.

„Noch nicht."

„Warum nicht?"

„Weil Sie sich Ihre Fessel nicht so künstlich wieder anlegen könnten, wie ich. Ich werde Sie heute Abend losbinden, wenn man uns Essen gebracht und wir keinen Besuch unserer Wächter mehr zu fürchten haben."

„So schliefst Du also nicht?"

„Nein."

„Und warst auch nicht betrunken?"

„Für den Augenblick nicht. Bürger, das war eine schreckliche Nacht.“

„Ich kann es mir wohl denken, daß es furchtbar zugegangen ist; sie haben meinen braven Freund Solérol ermordet?“

„Nein, ihn nicht.“

„Wen denn?“

„Scaevola.“

„Sie haben Scaevola ermordet, sagst Du?“

„Brulé hat ihm ein Messer in die Kehle gestoßen.“

„Der schlechte Kerl hat uns also wirklich verrathen?“

„Ja wohl! Er hat den General ausgeliefert.“

„Wem?“

„Den Royalisten, sie haben ihn ja gestern Nacht mitgenommen.“

„Und ihn auf der Stelle getödtet?“

„Das ist möglich,“ sagte Publicola.

„Und sie werden uns auch tödten.“

„Sofern es uns nicht gelingt, zu entfliehen.“

„Wie das?“

„Ich habe einen Plan — Sie werden sehen —“

Publicola ging an die in den inneren Schloßhof gehende Luke und blickte hinaus. Der Hof war leer.

„Sobald es Nacht geworden ist,“ sagte er, zu dem immer noch auf dem Rücken liegenden Publicola zurückkehrend, „brechen wir aus.“

„Wo sollen wir denn hinauskommen?“

„Durch die Luke.“

„Sie ist mit Eisenstäben vergittert.“

„Wir feilen sie durch.“

„Womit?“

„Sie haben doch eine Uhr?“ sagte Publicola.

„Ja.“

„Nun, so nehmen wir die Uhrfeder.“

Curtius überließ sich sofort der Hoffnung auf Freiheit und Rache.

„Ich gehe nach Auxerre,“ sagte er, „sammle alle patriotischen Bürger um mich und marschire mit ihnen gegen die Royalisten.“

Man sieht, Curtius begann ganz leise wieder seinen Traum vom künftigen Kriegsminister.

Der Tag verging und keine Speise erschien.

„Ich sterbe vor Hunger," flüsterte Publicola und hielt von Zeit zu Zeit seinen Mund wieder unter das Spundloch des Fasses.

Sobald die Nacht angebrochen war, machten Publicola und Curtius sich daran, vermittelst der Uhrfeder die Eisenstäbe an der Kellerluke zu durchsägen; die Arbeit verursachte kein Geräusch, ging aber sehr langsam von Statten.

Mehrere Male sahen sich die Gefangenen gezwungen, ihre Arbeit für eine Weile ganz ruhen zu lassen, so z. B., als Brulé und der Bock über den Hof gingen.

„Sie gehen wilddieben," sagte Publicola, „Brulé hat die Flinte, wir können darauf rechnen, daß sie vor Tage nicht wieder kommen."

„Meinst Du?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Nun denn, Muth!" rief Curtius, „arbeiten wir weiter."

Die Stäbe waren endlich durchsägt.

„Ich werde zuerst hinauskriechen und Sie nachziehen, wenn ich draußen bin."

Publicola war lang und mager. Er stieg auf Curtius' Schultern und schlüpfte wie ein Aal durch die Luke.

Curtius rollte ein Faß heran, stieg darauf und versuchte, es Publicola nachzuthun. Aber, so viel Publicola auch von außen zog, Curtius war zu dick und ging nicht durch die schmale Oeffnung.

„Ich bin verloren," jammerte er, „sie schlachten mich ab."

„Nein," sagte Publicola, „ich rette Sie, wenn Sie mir Ihre Schärpe und Ihre Papiere geben."

„Wozu?" fragte Curtius erstaunt.

„Ich will nach Auxerre gehen und mich als Ihren Bevollmächtigten ausweisen."

Zehn Minuten später galoppirte Curtius auf einem aus dem Stalle gestohlenen Pferde nach Auxerre.

## Sechsunddreißigstes Capitel.

Verlassen wir jetzt für eine kurze Zeit die Hauptpersonen unserer Erzählung und kehren nach Paris zurück.

Wir treten ins Palais Luxembourg und dringen in dasselbe Cabinet, in welchem wir schon einmal eine Unterredung zwischen Barras und Mademoiselle Lange belauscht haben.

Der Director war allein und saß, den Kopf in die Hand gestützt vor einem Bureau, auf dem ein großes Schreiben auseinandergeschlagen lag.

Es war ein aus Clamency datirter Brief des Bürgers Curtius, Ex-Divisions-Chef im Kriegsministerium, zur Zeit außerordentlicher Commissair der Republik in den Departements der Yonne und begann folgendermaßen:

„Bürger Director!

„Während Paris Frankreich in der tiefsten Ruhe glaubt, sind gewisse Provinzen in Aufruhr gebracht durch Aristokraten, die vom Umsturz der Republik träumen.

„Die Schurken haben, nachdem sie lange in der Nacht geplündert und gebrannt haben, sich nun am hellen Tage erhoben.

„Sie haben den General Solérol, dem sie das Commando des Departements der Yonne anvertraut hatten, in seinem Schlosse aufgehoben und mit in einen ihnen als Schlupfwinkel dienenden Wald geschleppt.

„Ich selbst, Bürger Director, war in ihrer Gewalt und von ihnen zum Tode verurtheilt, nur durch großen Muth, verbunden mit Geduld und Unerschrockenheit bin ich ihnen entflohen."

„Abermals in ihre Hände gefallen und in Schloß Saulages gefangen gehalten, wurde ich durch eine im Sturmschritt von Auxerre anrückende Compagnie Infanterie befreit."

„In Abwesenheit des Generals Solérol, der ohne Zweifel schon unter den größten Martern verschieden ist, habe ich das Commando einstweilen übernommen.

„Ich habe eine ihnen zum Versteck dienende Mühle zerstören und einige Dörfer militairisch besetzen lassen, darunter auch den Flecken Chastel Censoir, dessen Maire verdächtig ist.

„Jetzt habe ich mein Hauptquartier in Clamency aufgeschlagen.

„Wir sind zwei Meilen von den Insurgenten.

„Sie haben sich, zweihundert Mann stark in einen von Felsen umgebenen, von Abgründen durchschnittenen Wald verschanzt.

„Mehrere Male habe ich schon die von mir befehligten Streitkräfte gegen sie geführt, aber immer erfolglos.

„Es ist ein wahrer Urwald wie in Nord-Amerika und unsere unsichtbaren, hinter Felsen und Bäumen verborgenen Feinde fügen uns die empfindlichsten Verluste zu.

„Unsere Soldaten fallen wie die Fliegen und den Royalisten ist nicht beizukommen.

„Es giebt nur ein Mittel, ich habe aber nicht gewagt, es auf meine eigene Verantwortung anzuwenden.

„Man muß den Wald anzünden.

„Da derselbe Nationaleigenthum ist, so hole ich zu dieser Maßregel hiermit Ihre Autorisation ein.

„Als ihren Anführer nennen die Insurgenten officiell eine Frau, Fräulein Diana von Vernières, Schwester eines berüchtigten Brandstifters, des ci-devant Grafen Henri.

„Unter ihnen befindet sich auch ein gewisser Cadenet und ein Herr von Machefer."

Beim Lesen dieses Namens stieß Barras einen halblauten Schrei aus und klingelte heftig.

Ein Huissier trat ein.

„Wo ist der Cavallerie-Offizier, der diesen Brief gebracht hat?" fragte Barras.

„Im Vorsaal."

„Schicken Sie ihn herein."

Nach wenigen Minuten trat ein großer schöner junger Mann in der Uniform eines Unterlieutenants ins Zimmer.

Die mit Staub bedeckten Kleider, der ermüdete Gang und das blasse, abgespannte Gesicht des jungen Kriegers erzählten, daß er einen langen und anstrengenden Ritt gemacht habe.

„Sie sind der Ueberbringer dieses Briefes?" redete ihn Barras an.

„Ja, Bürger."

„Sie sind müde, mein Herr."

„Ich habe sechszig Meilen mit verhängten Zügeln gemacht.

„Setzen Sie sich, denn ich wünsche mich ausführlich mit Ihnen zu besprechen.

Der junge Mann gehorchte.

„Sie kommen von Clamency?"

„Ja, Bürger."

„Wie kommt es, daß das Commando der militärischen Streitkräfte des Departements sich in den Händen eines Civilbeamten befindet?"

Ein etwas verächtliches Lächeln trat auf die Lippen des jungen Mannes.

„Bürger Director, würden Sie mir verzeihen, wenn ich mich ganz freimüthig ausspreche?"

„Ich befehle es Ihnen, mein Herr, denn ich will die Wahrheit wissen."

„Nun wohlan, Bürger Director, so erfahren Sie die volle Wahrheit: Der General Solérol ist ein Staabsoffizier, der von der ganzen französischen Armee gehaßt und verachtet wird. Die von ihm so schändlich erworbenen

Reichthümer, wie seine am Fuße des Schaffots erlangten Würden sind für uns Alle ein Gegenstand des Entsetzens und Abscheues."

„Das weiß ich, mein Herr."

„Die beiden bei Ausbruch des bei seiner Entstehung übrigens sehr leicht zu dämpfenden Aufrufs im Departement der Yonne stationirten Regimenter waren aufs höchste betroffen, als das Directorium einen solchen Mann zu ihrem Commandanten berief."

„Während eines ganzen Monats hat Solérol nichts oder doch so gut wie nichts gethan und in seinem Schlosse Saulages seine Tage in Gesellschaft eines gewissen Scaevola in den wüstesten Orgien zugebracht."

„Dieser Scaevola ist ein Polizist?"

„Ganz richtig."

„Und Curtius?"

„Bildete im Kleeblatt der Dritte."

„Wie, und dieser Mensch führt jetzt den Oberbefehl?"

„Er ist außerordentlicher Commissair und diese Stellung benutzt er."

„Nur zu wahr!" seufzte Barras.

Er schwieg nachdenklich; eine Erinnerung stieg ihm auf.

„Ich habe doch aber vor drei Monaten einen jungen Offizier, der mein volles Vertrauen besaß, nach der Yonne gesandt, um den dort immer mehr um sich greifenden und das Land in Verzweiflung stürzenden Brandstiftungen zu steuern?"

„Den Capitain Bernier?"

„Ganz recht, den Capitain Bernier. Es wurde mir ein Bericht über ihn eingesandt, nach welchem er mit mehreren Royalisten befreundet sein sollte —"

„Aber er hat die Republik nicht verrathen!" rief der Offizier mit Wärme.

„Wo ist er? Was ist aus ihm geworden?"

„Er ist im Schloß Saulages, wo er langsam von seinen Wunden genest."

„Hat er sich denn geschlagen?"

„Bürger Director, Sie wünschen von mir die Wahrheit zu hören," sagte der junge Offizier.

„Ja."

„Die volle Wahrheit?"

„Ja mein Herr."

„Nun wohlan, ich bin Soldat und habe niemals gelogen."

Die offene freimüthige Sprache des jungen Mannes machte einen sehr guten Eindruck auf Barras.

„Ich habe keine materiellen Beweise für das, was ich Ihnen mittheilen will, Bürger Director, aber ich schwöre Ihnen bei der Ehre der Fahne Frankreichs, daß es die Wahrheit ist."

„Ich glaube Ihnen, mein Herr."

„Der Capitain ist das Opfer eines niederträchtigen, vom General Solérol angezettelten Verrathes geworden."

„Was sagen Sie?"

„Die Brandstifter waren von ihm gedungene Leute."

„Von Solérol?"

„Ja, Bürger, und der Capitain Bernier wußte es."

„Können Sie das beweisen, mein Herr?"

„Nein, Bürger."

„Nichtsdestoweniger versichern Sie, daß es die Wahrheit ist?"

„Ich versichere es."

Der Offizier sprach mit Ueberzeugung.

„Aber nach dem, was mir der Mensch da schreibt —"

Barras zeigte dem Offizier den Brief von Curtius.

„Dieser Brief," sagte der junge Mann, nachdem er ihn durchflogen, enthält einige Wahrheiten und viel Uebertreibungen."

„Ah."

„Die Kämpfe, von denen Curtius schreibt, waren einfache Scharmützel."

„Die Royalisten haben doch aber eine wirkliche Armee?"

„Sie sind hundertfunfzig oder zweihundert Mann."

„Und wollen den Kampf aufnehmen?"

„Nein," sagte der junge Mann, „aber sie wollen der Anklage, Brandstifter zu sein, die der General Solérol auf sie geschleudert, entgehen. Einen Mann giebt es, Bürger Director, der den Aufruhr dämpfen könnte."

„Sie glauben?"

„Der Licht in das Chaos zu bringen vermöchte."

„Und dieser Mann?"

„Ist der Capitain Bernier."

Barras ergriff eine Feder.

„Mein Herr," sagte er, während er sie schnell über einen Bogen Papier gleiten ließ, „Sie werden noch heute zurückreiten."

Der Lieutenant verbeugte sich.

„Sie übergeben diesen Brief dem Capitain Bernier, fuhr Barras fort, „ich ernenne ihn durch denselben zum Militair-Commandant der beiden Departements und Sie zu seinem Adjutanten."

Der Brief selbst lautete:

„Mein lieber Capitain!

„Ich gebe Ihnen unbeschränkte Vollmacht. Verbrennen Sie die Wälder, wenn es nöthig ist, aber bringen Sie mir die Provinz zum Gehorsam zurück.

„Befinden sich die Brandstifter unter den Royalisten, so strafen Sie sie ohne Nachsicht; finden Sie die Brandstifter anderwärts, verfahren Sie ebenso mit ihnen.

„Sobald Sie im Besitz meines Briefes sind, zeigen Sie dem Bürger Curtius an, daß er seiner Functionen enthoben ist und versichern sich vorläufig seiner Person.

„Gleichzeitig senden Sie mir unverzüglich einen Bericht über alle die räthselhaften Ereignisse, deren Schauplatz die unglückliche Gegend, in der Sie sich befinden, gegenwärtig ist. Barras."

Barras faltete den Brief und versiegelte ihn mit dem Petschaft des Directoriums, in demselben Augenblicke trat der im Vorzimmer seine Befehle erwartende Huissier ein und überreichte ihm auf einem Präsentirteller eine Karte.

Barras erbebte.

„Wo ist derjenige, welcher diese Karte abgegeben hat?" fragte er in einem Tone, der seine tiefe Erregung verrieth.

„Er wartet, ob es dem Bürger Director gefallen möge, ihn zu empfangen."

„Mein Herr," sagte Barras, sich an den Officier wendend und ihm die Hand reichend, „Sie sind bis zum Tode erschöpft und wahrscheinlich auch verschmachtet; folgen Sie meinem Huissier, er wird Sie in mein Zimmer führen und Ihnen einige Erfrischungen auftragen lassen. In einer Stunde lasse ich Sie wieder rufen."

Der Officier verbeugte sich und folgte dem Huissier, der ihn auf den Wink des Directors zu einer andern Thür hinausführen ließ, als zu der er eingetreten war.

Kaum war der junge Mann hinaus, so öffnete sich diese erste Thür und ein Mann trat mit dem Gruße ein:

„Guten Tag, Pathe!"

„Machefer!" rief Barras in der höchsten Erregung.

„Ich selbst."

„Du wagst hierherzukommen?"

„Der Beweis davon ist, daß ich hier bin."

„Du willst Dich also verhaften lassen?"

„Es ist mir gleichgültig."

„Aber Unglücklicher," sagte Barras, seine Stimme dämpfend, „Du weißt nicht, daß ich vor einer Stunde einen Brief bekommen habe —"

„Vom Bürger Curtius, nicht wahr?"

„In welchem Dein Name als einer der Insurgenten der Yonne genannt wird."

„Ha, ha," lachte Machefer, „deshalb komme ich eben."

„Schweig oder sprich wenigstens leise."

„Ich komme als Gesandter, mein lieber Graf."

„Gesandter?" fragte Barras achselzuckend.

„Der Royalisten, Graf."

„Es giebt keine Royalisten," sagte Barras streng," „es giebt nur Rebellen."

„Meinetwegen, ich will mich nicht auf Silbenstecherei einlassen. So bin ich denn Gesandter — der — Rebellen."

„Und Du wagst hierherzukommen?"

„Ich komme, um Dir meine Bedingungen zu bringen. Zucke nicht mit den Schultern, Graf —"

„Leiser, leiser," flüsterte der Graf.

„Du fürchtest, daß man uns höre?"

„Ich möchte Deinen Kopf nicht gern fallen lassen."

„Das ist doch noch ein guter Pathe."

„Da Du doch einmal in Paris bist, so siehe zu, daß Du unerkannt hier fortkommst."

„Und dann?"

„Geh nach der Polizei, nimm einen Paß und reise ab."

„Wohin denn?"

„Wohin Du willst, vorausgesetzt, daß Du nicht in Frankreich bleibst."

Statt dieser Aufforderung zu folgen, nahm Machefer einen Stuhl und setzte sich.

„Mein lieber Graf," sagte er, „ich habe die Ehre, Dir anzuzeigen, daß ich gekommen bin, um eine ernsthafte Unterredung mit Dir zu haben."

„Nun, so sei es denn," seufzte Barras, ging nach der Thür und schob den Riegel vor.

„Auf mein Ehrenwort!" rief Machefer lachend, „wüßtest Du, weshalb ich komme, Du gäbest Dir nicht so viel Mühe, meinen Kopf zu retten."

Barras sah ihn unruhig an.

„Siehst Du, mein lieber Graf," fuhr Machefer fort, „die royalistische Sache ist in Frankreich verloren."

„Ah, Du giebst das endlich zu?"

„Wir hofften, sie wieder beleben zu können, hofften die östlichen und Mitteldepartements zur Erhebung zu bringen, wie dies Cadonal in der Vendée gelungen ist. Wir haben uns getäuscht. Ich weiß nicht, ob die Republik von Dauer sein wird, wohl aber weiß ich, es wird nicht das Königthum sein, was ihr folgt."

„Weiter," drängte Barras.

„Du siehst in mir den Abgesandten von einhundert und fünfzig Unglücklichen, die ihr Leben zum Opfer gebracht haben und zum Tode bereit sind. Nur wollen sie wie Soldaten und nicht wie Mörder und Diebe sterben."

„Was heißt das?" fragte Barras.

„Man hat eine furchtbare Beschuldigung auf uns geschleudert."

„Ich weiß es, man behauptet, Ihr wäret Brandstifter."

„Diese von Solérol verbreitete Verleumdung hat dergestalt um sich gegriffen," fuhr Machefer fort, „daß alle Bauern uns als die Urheber der über sie hereingebrochenen Unglücksfälle anklagen."

„Wer hat aber die Feuer angelegt," fragte Barras.

„Eine von Solérol bezahlte Bande."

„Und was ist aus Solérol geworden?"

„Er ist unser Gefangener."

Barras überlegte.

„Ich werde ihn vor ein Kriegsgericht stellen, das wird Licht in die Sache bringen," sagte er.

Machefer schüttelte den Kopf.

„Das ist unmöglich."

„Warum?"

„Weil wir ihn schon zum Tode verurtheilt haben."

„Was thut das?"

„Und weil er von uns hingerichtet werden wird."

Barras stampfte mit dem Fuß auf.

„Und Du wagst hierherzukommen und mir das zu sagen!"

„Ich wage Alles," antwortete Machefer. „Höre jetzt meine Vorschläge."

„Ich höre," sagte der Director, der sich mit Geduld gewaffnet hatte.

„Wir wollen, wenn wir uns ergeben, vor ein Kriegsgericht gestellt sein. Wir wollen erschossen, aber nicht guillotinirt werden."

Barras runzelte die Stirn.

„Mein armer Machefer," sagte er, „Du vergißt, daß

auch die bei Quiberon gefangenen Royalisten-Anführer guillotinirt worden sind."

„Dann lassen wir uns tödten," sagte Machefer kalt.

„Bis auf den letzten Mann?"

„Ganz gewiß, wir wollen nicht als Brandstifter behandelt sein."

Barras ergriff Machefers Hand.

„Jetzt höre auch Du mich an. Nicht der Director, sondern der Pathe spricht zu Dir."

„Ich höre."

„Ich habe soeben furchtbare Befehle gegeben."

„Ich weiß es."

„Ich habe zum Commandanten der Euch umzingelnden Truppen einen Mann ernannt, der Euch keinen Pardon geben wird."

„Vernier?"

„Ja."

„Du hast Recht, er ist ein Mann von Eisen, sobald es sich um seine Pflicht handelt."

„Aber diese Befehle sind noch nicht abgesandt," fuhr Barras fort.

„Ah."

„Sie gehen erst heute Abend ab. Nimm ein Pferd, kehre zu den Deinigen zurück — zerstreut Euch — verbergt Euch — wer stark compromittirt ist, suche zu entfliehen."

„Nein," sagte Machefer, „wozu soll das nützen?"

„Thor!" sagte Barras, „während Ihr Euch für Eure Fürsten nutzlos tödten laßt, spielen sie ganz ruhig Whist."

„Graf," sagte Machefer streng, „Du weißt sehr gut, daß es Punkte giebt, in denen wir uns nicht verstehen."

Barras zuckte die Schultern.

„Hast Du Deinen Brief an Vernier schon zugemacht?"

„Ja."

„Kannst Du ihn wieder öffnen?"

Barras nahm den Brief, erbrach das Siegel und reichte ihn Machefer.

„Lies."

„Du nimmst es mit Deinem Director-Amt ernsthaft," sagte Machefer bitter; „aber Du wirst mir doch ein Postscriptum nicht verweigern."

„Was für eins?"

„Lassen Sie Alles, was Sie mit den Waffen in der Hand betreffen, niederschießen. Du begreifst, wir entgehen auf diese Weise dem Schaffot."

„Es sind ja aber auch Frauen unter Euch!" rief Barras.

„Drei. Die erste befehligt uns und will erschossen sein."

„Und die zweite?"

„Was die zweite anbetrifft, so habe ich Dich für sie noch um etwas Anderes zu bitten."

„Um was?"

„Sie ist die Frau des Schurken Solérol."

„Ich kenne ihre Geschichte."

„Geschändet durch eine Heirath, möchte sie durch eine Heirath ihre Ehre wieder herstellen."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte Barras.

„Ich möchte Dich bitten, den Bürger Jean Bernin, den Dein Repräsentant Curtius abgesetzt hat, in seine Functionen als Maire von Chastel-Censoir wieder einzusetzen."

„Wie kommt das zu Madame Solérol?"

„Wir entführen den Maire."

„Weiter."

„Und die Civilstands-Register."

„Wozu?"

„Damit Jean Bernin Madame Solérol mit ihrem Cousin verheirathe."

„Madame Solérol ist ja aber nicht Wittwe."

„O sei ganz ruhig, sie wird es bald sein," sagte Machefer mit schrecklichem Lächeln.

„Wer ist denn nun die dritte Frau, die bei Euch ist?"

„Für die bitte ich Dich um Gnade," antwortete Machefer, indem sich seine Stirn bewölkte.

Barras erbebte.

„Du kennst sie so gut wie ich,“ fuhr Machefer fort, „es ist Mademoiselle Lange.“

„Die Unglückliche!“ rief Barras tief bewegt.

„Ich bitte Dich um Gnade für sie.“

Barras blickte Machefer traurig an und fragte:

„Sie liebt Dich wohl sehr?“

„Ja,“ antwortete Machefer, „und meine Liebe zu ihr ist gleichfalls so groß, daß es Stunden giebt, wo sie die Stimme der Pflicht in mir zum Schweigen bringt und ich zu leben wünsche.“

Wieder ergriff Barras Machefers Hand.

„Geh,“ sagte er, „und rette Dich! Der Director soll nichts wissen von dem, was Du Barras gesagt hast.“

Machefer wollte etwas entgegnen, aber Barras faßte ihn bei den Schultern und schob ihn zur Thür hinaus.

Der Unterlieutenant, welcher den Brief von Curtius gebracht hatte, war, nachdem ihn der Huissier auf Befehl des Direktors in dessen Zimmer geführt, todtmüde in einen Stuhl gesunken und heißhungrig über die ihm vorgesetzten Speisen und Getränke hergefallen.

Der Direktor führte einen fürstlichen Keller und die dem jungen Offizier auf besondere Anordnung des Direktors vorgesetzte Weinsorte stieg ihm zu Kopf, so daß er in einen tiefen Schlaf versank und dreißig Stunden schlief. Als er mit dem Briefe, der Bernin mit unumschränkter Vollmacht umkleidete, Paris verließ, hatte Machefer bereits die Yonne passirt.

## Siebenunddreißigstes Capitel.

Wir haben durch Curtius Brief bereits in allgemeinen Umrissen die jüngsten Ereignisse im Schloß Saulages erfahren; kehren wir jetzt zu ihnen zurück.

Publicola war, nachdem er sich in Freiheit gesetzt, nach Auxerre gesprengt um Hülfe zu holen und mit einer Compagnie Infanterie zurückgekehrt, welche, ohne Widerstand zu finden, das Schloß besetzt hatten.

Letzteres ward nur möglich durch den außergewöhnlichen Umstand, daß weder der Vater Brulé, noch sein Sohn, der Bock, im Schlosse anwesend waren.

Niemand von den Schloßbewohnern wußte, was aus ihnen geworden war und um es zu erfahren, müssen wir zu dem Augenblicke zurückkehren, wo Brulé zweimal hintereinander vergeblich auf seinen Sohn geschossen und der Bock das geladene Pistol auf ihn angelegt hatte.

„Du wolltest Deinen Sohn erschießen, Papa," hatte der Bock dabei gesagt, „nun wohlan, so erschießt jetzt Dein Sohn Dich!"

Brulé sah sich verloren, denn der Bock sprach in einem kalten, entschlossenen Ton.

Er fiel auf sein Knie und rief:

„Unglücklicher! Du wagst wirklich Deinen Vater zu tödten?"

„Du wolltest ja doch Deinen Sohn tödten. Aber ich bin besser, als Du — ich — "

Brulé athmete auf.

„Ich will Dir Zeit geben, ein Gebet zu sprechen. Hurtig Vater, wenn Du an Gott glaubst, es ist Zeit, Dich mit ihm abzufinden."

„Schurke! Bandit!“ heulte Brulé und wollte sich auf seinen Sohn stürzen.

Aber der Bock streckte den Arm aus und sagte ruhig: „Noch einen Schritt und Du bist des Todes.“

„Ich bin überwunden,“ murmelte Brulé wüthend. „O, der Vater eines solchen Ungeheuers zu sein!“

„Wir sind einander würdig, Papa,“ lachte der Bock. „Aber so sprich doch Dein Gebet.“

Brulé schäumte vor Zorn.

„Du bringst mich um, gut,“ sagte er, „so werde ich sterben und mein Geheimniß mit mir nehmen.“

„Das ist eine abgenutzte Manier, um Zeit zu gewinnen, Vater, damit fängst Du mich nicht.“

„Du weißt z. B. nicht, wo mein Geld ist.“

„Ja, ich weiß es — im Fuchsloch.“

Brulé schüttelte den Kopf.

„Da ist nicht Alles.“

„Du möchtest noch ein wenig plaudern, Vater, ehe Du in die andere Welt gehst? Nun meinetwegen, ich bin auch nicht so, plaudern wir; aber setze Dich dort auf jenen Stein, in der gehörigen Entfernung. Ich rathe Dir das in Deinem eigenen Interesse, ein Unglück ist so bald geschehen.“

Brulé, der sich gänzlich in der Gewalt seines Sohnes sah, gehorchte.

„Armer Papa,“ höhnte der Bock, „hat Dir die Liebe zum Gelde denn ganz und gar den Kopf verwirrt? Es gab eine Zeit, wo Du mich nur mit großem Bedauern todt gesehen hättest.“

„Das ist möglich.“

„Wir lebten zur Zeit der Feuerwerke so glücklich zusammen.“

„Das ist wahr.“

„Wir paßten zu einander wie Kopf und Hut, und nun muß ich meinen Weg allein gehen — “

Brulé fühlte sich wieder von einer unbestimmten Furcht ergriffen.

„Denn Du siehst ein," fuhr der Bock fort, „daß ich mich Deiner entledigen muß, thue ich es nicht, so entledigst Du Dich meiner."

„O nein," sagte Brulé, „und wenn Du willst, so machen wir Frieden."

„Frieden? Ach geh doch!"

„Wir theilen Alles, Geld, Sachen, Alles!"

„Ich habe kein Vertrauen," sagte der Bock, „lasse ich Dich hier wieder heraus, so ladest Du sobald Du in Freiheit bist Dein Gewehr und schießt mich nieder wie einen Hasen."

„Ich schwöre Dir, daß ich das nicht thue."

„Genügt mir nicht, ich bedarf anderer Garantien."

„Welche? Ich werde sie Dir leisten."

„Zuvörderst bringst Du den Koffer wieder in das Loch, in dem er gestanden hat."

„Warum?"

„Weil wir ihn da immer wieder finden."

„Es wäre besser, wir nehmen ihn mit."

„Nein, ich habe meine Idee."

„Aber —"

„Papa, ich habe keine Zeit, lange mit Dir zu streiten. Ich will Dir verzeihen, aber nur unter der Bedingung, daß Du gehorchst."

„Brulé ließ den Kopf sinken und that wie ihm der Bock befohlen; nun zog dieser einen Strick aus der Tasche.

„Was willst Du da thun?"

„Meine Sicherheitsmaßregeln nehmen, Papa."

Ohne das Pistol aus der Hand zu legen, drehte er aus dem Strick eine Schlinge, die er seinem Vater vor die Füße warf, während er das andere Ende in der Hand behielt.

„Stecke Deine Hände hier hinein, Papa," sagte er.

„Brulé gehorchte; es blieb ihm keine andere Wahl.

Der Bock zog die Schlinge zu, so daß Brulés Hände gefesselt waren und er sich außer Stande sah, etwas Feindseliges gegen seinen Sohn zu unternehmen.

„Man muß immer den Anschein wahren, lieber Vater,“ sagte der Bock, „wickle Deine Hände in die Blouse, als ob Dir kalt wäre!“

„Wohin willst Du mich denn bringen?“

„Das ist mein Geheimniß.“

Der Bock warf die Flinte seines Vaters über die Schulter, behielt das Pistol in der Hand, öffnete die Kellerthür und sagte:

„Komm.“

„Er stieg langsam, seinen Vater hinter sich herziehend, die Treppe hinauf. Oben angekommen stand er still.

„Einen Augenblick,“ sagte er. „Mit einer ungeladenen Flinte reisen bringt Unglück.“

Er lud die Flinte wieder, steckte das Pistol in den Gürtel und setzte seinen Weg fort.

„Wo führst Du mich hin?“ wiederholte Brulé.

„Zuerst gehen wir zum einäugigen Jacques.“

„Und dann?“

„Das werden wir sehen.“

„Warum gehen wir nicht nach Saulages zurück?“

„Weil man Dich in Saulages losbinden würde, der einäugige Jacques dagegen —“

„Du bist also immer noch mißtrauisch gegen mich?“

„Immer, Papa.“

„Ich habe Dir doch aber gesagt, daß wir Frieden mit einander halten wollten.“

„Allerdings, mir bürgt dafür jedoch nur der kleine Strick an Deiner Hand. Wenn ich es mir indeß recht bedenke —

„So bindest Du mich los.“

„Nein, im Gegentheil, ich will jetzt, wo man uns nicht sieht, den Knoten noch etwas fester machen. Drehe Dich um, Papa.“

„Räuber, Spitzbube.“

Der Bock griff nach seinem Pistol und Brulé ergab sich.

Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit band der Bock die Hände seines Vaters hinten auf dem Rücken zu-

sammen und zwang ihn vor sich her nach der Mühle zu gehen. Dort angekommen, rief er nach dem Müller.

Der einäugige Jacques, der immer wie ein Hase schlief, kam sogleich herunter und öffnete die Thür.

„Gut, daß Du da bist, Jacques, ich brauche Dich sehr nöthig,“ sagte der Bock.

„Wozu?“

„Um Papa in Respect zu halten.“

Der Müller wandte jetzt erst sein Auge auf den Vater Brulé und sah, daß diesem die Hände auf dem Rücken gefesselt waren.

„Was ist denn geschehen?“ fragte er.

„Papa hat Dummheiten gemacht.“

„Wie so?“

„Er ist plötzlich wieder von großer Liebe zur Republik ergriffen.“

„D. h. er will uns verrathen?“

„Ja wohl.“

„Du lügst.“

„Papa, Du weißt sehr gut, daß ich wahr spreche. Zuvörderst hast Du den Bürger Curtius befreien wollen.“

„Du lügst!“ schrie Brulé.

„Schauspieler!“ antwortete der Bock.

„Wenn die Sache so steht, so wollen wir Papa in Sicherheit bringen,“ sagte Jacques.

Ich vertraue ihn Dir an, denn ich habe, bis der Tag anbricht, noch mancherlei zu thun,“ sagte der Bock.

„Sei ganz ruhig,“ versetzte Jacques, „ich werde ihn schon bewachen.“

Der Bock entfernte sich.

„Man weiß nicht, was geschehen kann,“ sagte er zu sich selbst. „Papa ist der Mann dazu, sich aus der Mühle zu flüchten, er darf auf keinen Fall die Goldfüchse finden, bringen wir sie in Sicherheit.“

Schnellen Schrittes kehrte er nach Saulages zurück, grub den Koffer wieder aus, steckte ihn trotz seiner Schwere in seine Jagdtasche und machte sich muthig auf den Weg,

indem er das Schloß links liegen ließ und sich nach dem berüchtigten Fuchsloch wandte, wo die Brandstifter ihre Schätze vergraben hatten.

Nach Ablauf einer Viertelstunde stand er vor dem den Eingang zur Höhle verdeckenden Gebüsch. Er ließ den Koffer in eine hohle Eiche gleiten, bedeckte ihn mit Schnee und überdachte seinen ferneren Plan.

„Ich werde jetzt Papas Geld und die achttausend Livres der kleinen Dame heraufholen, das macht mit den 30,000 im Koffer eine hübsche Summe — aber —"

Er überlegte.

„Auf Vater Brulés Freundschaft darf ich mich nicht mehr verlassen, zwischen ihm und mir besteht jetzt eine Todfeindschaft. Weder ich selbst, noch mein Geld ist hier mehr sicher, wenn ich nun alle die Leute hier machen ließe, was sie wollten und nach Paris ginge?"

Der Name dieser Stadt machte, sobald er einmal ausgesprochen war, einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf den Bock.

Er hatte während seines Aufenthaltes auf Saulages oft von Paris und dessen Genüssen sprechen gehört und sich öfter als einmal gesagt:

„Wenn ich Geld hätte, ginge ich nach Paris."

Jetzt hatte er Geld, er konnte nach Paris gehen, die Frage war nur, wie er es fortbringen sollte. Nach kurzem Nachdenken wußte er jedoch auch dafür Rath.

Er lief nach der Ravaudière, in der, wie bereits erwähnt, nach der Feuersbrunst nur die Mutter Brulé und ihr Sohn Sulpice zurückgeblieben waren, und klopfte an die Thür.

„Wer ist da?" fragte Sulpice.

„Ich," antwortete der Bock.

„Was willst Du?" fragte Sulpice.

Herr Heuri schickt mich."

Sulpice öffnete, der Bock trat ein.

„Schnell," sagte er, „es ist eilig."

„Du sagst, Du kämest von Herrn Henri?“ fragte Sulpice noch immer vorsichtig,

„Ja.“

„Lügst Du auch nicht?“

„Wie?“ fragte der Bock, „weißt Du denn nichts?“

„Nein.“

„Papa und ich sind nicht mehr in Saulages.“

„Nicht?“

„Wir haben uns der guten Sache wieder zugewandt; wir dienen den Royalisten.“

„Ist das wirklich wahr?“

„Ich schwöre es Dir.“

„Gut. Was willst Du?“

„Ein Pferd und einen Sack.“

„Wozu?“

„Ich will den Royalisten Sachen bringen. Beeile Dich, ich habe keine Zeit.“

„Wo sind denn die Sachen?“

„In Saulages.“

„Ist der General nicht mehr in Saulages?“

„Nein.“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Die Royalisten haben ihn fortgeholt.“

Der Bock antwortete so klar und bestimmt, daß Sulpice ihm endlich glaubte und ihm das einzige Pferd, was noch auf dem Hofe war, sattelte.

„Wann bringst Du es zurück?“ fragte er.

„Morgen Abend.“

Der gute Sulpice war damit einverstanden, der Bock stieg auf und sprengte in vollem Galopp nach dem Fuchsloch zurück; dort wartete seiner aber eine arge Enttäuschung. Er fand an dem Orte, wo er seine achttausend Livres vergraben hatte, nur das gähnende Loch.

Der Vater Brulé hatte das Geld seines Sohnes gestohlen und das seinige anderswo untergebracht.

„Canaille!“ knirschte der Bock. „Hätte ich das gewußt, so hätte ich Dich erschossen.“

Der Gedanke an Paris war jedoch stärker, als alles Andere.

„Mit dreißigtausend Livres kann man sich auch schon eine Zeit lang in Paris amüsiren," sagte er, stieg aus dem Fuchsloch in die Höhe, nahm den Koffer, wickelte ihn in den Sack und befestigte diesen auf dem Sattel, dann stieg er auf und schlug den Weg nach Auxerre ein.

„In fünf Tagen bin ich in Paris," sagte er. „Was gehen mich die Royalisten an, ich bin Keiner und sie brauchen mich nicht, da ihnen Papa bleibt. Der arme Mann hat es nöthig, Geld zu verdienen."

## Achtunddreißigstes Capitel.

Dem Vater Brulé gelang es nicht, wie der Bock gefürchtet hatte, den Händen des Müllers so schnell zu entrinnen. Der einäugige Jacques war ein Hartkopf und führte eine übernommene Verpflichtung nach dem Buchstaben aus.

Vergebens versuchte Brulé sich rein zu waschen und seinen Sohn anzuklagen, der Müller ließ sich nicht irre machen und gab ihm auf alle Bitten und Vorstellungen nur die eine Antwort:

„Laß mich in Ruhe oder ich lade eine Kugel in meine Flinte und jage sie Dir durch den Kopf."

So verging die Nacht und der Morgen. Abermals war Brulé bemüht, Jacques zu überzeugen, daß sein Sohn ein Verräther und er dessen Opfer sei, als sich plötzlich aus der Ferne Trommelschlag vernehmen ließ.

Der einäugige Jacques eilte vor die Thür und sah sich um.

„Soldaten! Soldaten!" rief er und kehrte schnell in die Mühle zurück, in welcher sich außer ihm noch zwei handfeste Burschen befanden.

„Setzt das Rad in Bewegung, Kinder," befahl der Müller; „man muß alle Nachforschungen vermeiden."

Die Burschen gehorchten.

Die Soldaten kamen vom Plateau herab und marschirten durch die Haide auf die Yonne zu.

Jacques stieg aufs Dach und zählte sie.

Etwa sechszig Bajonnette glänzten in der Sonne.

An der Spitze der Schaar marschirte ein Mann; der Müller erkannte ihn und stieß einen Schrei aus; es war Curtius.

„Ich bin verloren," murmelte Jacques.

Er kehrte schnell zu seinen Burschen zurück und sagte: „Kinder, wollt Ihr Euch retten, so schwimmt durch die Schleuse und über die Yonne und sucht das Weite, wollt Ihr bei mir bleiben und für die gute Sache sterben, so nehme Jeder ein Gewehr."

„Wir bleiben!" riefen die Burschen und bewaffneten sich.

Brulé, der auf mehrere Mehlsäcke ausgestreckt gelegen hatte, erhob sich und sagte zu Jacques:

„Willst Du einen Beweis dafür, daß ich kein Verräther bin, so gieb mir ebenfalls ein Gewehr, und ich vertheidige Dich."

„Nein," entgegnete Jacques, „ehe sie hier eindringen, schieße ich Dich nieder."

Die Soldaten hatten jetzt die Mühle erreicht, deren Thür Jacques verbarrikadirt hatte.

Der Offizier klopfte an.

„Was wollen Sie?" fragte Jacques.

„Im Namen des Gesetzes, aufgemacht!"

„Verzeihen Sie, ich habe meinen Hausthürschlüssel verloren," antwortete Jacques, suchte aber zugleich, hinter dem Fensterladen verborgen, mit den Augen nach Curtius, um ihm eine Kugel zuzuschicken.

Aber Curtius war ein Mann des Krieges nur vor der Schlacht; in der Stunde der Gefahr wußte er sich in Sicherheit zu bringen und hatte sich auch jetzt hinter den Reihen der Soldaten aufgestellt.

„Aufgemacht!" wiederholte der Offizier.

„Hier ist mein Schlüssel," antwortete Jacques und legte, da er Curtius nicht bemerkte, auf den Offizier an.

Der Offizier fiel.

Die Soldaten feuerten, der Fensterladen ward von Kugeln durchlöchert, aber Jacques war unversehrt.

Er schoß wieder und mit ihm zu gleicher Zeit seine beiden Burschen.

Drei Soldaten fielen.

Es begann nun eine wahre Schlacht. Jacques und

seine Leute unterhielten ein ununterbrochenes Feuer, die Soldaten antworteten durch einen Kugelregen.

Eine durch die Thür schlagende Kugel tödtete einen der Müllerburschen auf der Stelle.

Jacques hatte Curtius herausgefunden nnd legte auf ihn an, aber Curtius errieth die Gefahr, in der er schwebte und duckte sich. Die Kugel riß ihm den Hut herunter, der Kopf blieb jedoch unversehrt.

Die zur äußersten Wuth gebrachten Soldäten stießen endlich die Thür ein.

„Es lebe die Republik!" rief Curtius, der den Augenblick gekommen sah, wo er als Triumphator in die Mühle einziehen konnte.

„Es lebe die Republik!" antwortete ihm eine Stimme.

Dieselbe gehörte Brulé, der hinter den Mehlsäcken Schutz vor den Kugeln gefunden hatte.

„Verfluchter Verräther!" rief Curtius, ihn erblickend.

„Es lebe die Republik!" wiederholte Brulé.

Erst jetzt bemerkte Curtius, daß Brulé's Hände gebunden waren.

„Bürger Commissair," sagte Brulé, „Sie werden immer noch Zeit haben, mich erschießen zu lassen, da ich aber nicht zu gleicher Zeit das Opfer der Royalisten, die mich in diesen Zustand versetzt haben und das der republikanischen Soldaten, denen mein Patriotismus verdächtig ist, werden möchte, so bitte ich mich erklären zu dürfen."

Betroffen von dieser Logik hielt Curtius den Arm eines Soldaten, der auf Curtius abdrücken wollte, zurück.

„Du wärst also kein Verräther?" fragte er.

„Wenn ich Royalist wäre, würden Sie mich hier wahrscheinlich nicht gefesselt, sondern mit den Waffen in der Hand gefunden haben," antwortete Brulé.

„Das stimmt," sagte der Unteroffizier, der nach dem Tode des Offiziers das Commando übernommen hatte.

„Du hast mich aber doch verrathen," sagte Curtius.

„Nein."

„Du warst es, der behauptete, ich sei wahnsinnig."

„Ja."

„Du hast mich in den Keller von Saulages gesperrt."

„Gewiß."

„Und Du willst noch behaupten, Du wärst kein Verräther?"

„Ich schwöre es."

„So erkläre mir Dein Verhalten."

„Das ist leicht. Mit wem sind Sie nach Saulages gekommen?"

„Mit der Bürgergarde und der Gensdarmerie von Chastel Censoir."

„Hat es Ihnen keine Mühe gemacht, die Leute in Bewegung zu bringen?"

„Allerdings," entgegnete Curtius, sich der Langsamkeit und Bosheit des Bürgers Jean Bernin erinnernd. „Was weiter?"

„Ehe ich mich näher erkläre, lassen Sie Ihre Leute abtreten."

Auf ein von Curtius gegebenes Zeichen entfernten sich die Soldaten und nahmen die Leichen des gefallenen Müllers und seiner beiden Knechte mit sich.

„Man hat Sie arg hinters Licht geführt, Papa Curtius," sagte Brulé, sobald er sich mit diesem allein sah mit listigem Augenzwinkern.

„Wer?"

„Jean Bernin. Er ist ein Royalist und hat Sie nur so lange hingehalten, um den Andern Zeit zu gewinnen, den General zu entführen."

„Du lügst!" schrie Curtius zornig.

„Ich spreche die reine Wahrheit."

„Ich lasse ihn noch heute erschießen."

„Das machen Sie, wie Sie wollen; Sie werden aber, was mich betrifft, einsehen, das ich nicht anders handeln konnte."

„Warum?"

„Um Sie zu retten. Man stirbt nicht gleich vom Gefängniß."

„Warum hast Du mich denn aber verrathen?"

„Ich sage Ihnen ja, ich habe Sie nicht verrathen, im Gegentheil, ich habe Sie gerettet."

„Weshalb bist Du hier gebunden?"

„Das ist eine andere Geschichte. Sie belauschten mich, als ich dem Bock in's Ohr flüsterte, er solle in der Nacht die Thür des Kellers öffnen und Sie herauslassen. Sofort fielen sie über uns her; was aus meinem Sohne geworden ist, weiß ich nicht — mich sehen Sie hier."

Brulé fürchtete nicht, der Lüge geziehen zu werden. Der einäugige Jacques war todt und der Bock kam wohl so leicht nicht wieder zum Vorschein. Er sprach daher auch mit einem solchen offenen, ehrlichen Tone, daß der außerordentliche Commissair der Republik völlig davon besiegt ward und ihm die Hand zu reichen geruhte, ohne zu bedenken, daß Brulé's Hände auf dem Rücken gefesselt waren.

„Machen Sie mich nur erst los," bat er.

Curtius nahm ein Messer und zerschnitt die Bande.

Brulé stand auf, stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und sagte dann mit leiserer Stimme zu Curtius:

„Ich glaube, Bürger, wir könnten, wenn wir uns verständigen würden, zusammen sehr hübsch was ausrichten."

„Du glaubst?"

„Ja, ich könnte Ihnen die Royalisten in die Hände liefern."

„Alle?"

„Mit Ausnahme eines Einzigen, den ich mir als einen besonderen Leckerbissen vorbehalte."

„Aber die Anderen?"

„In drei Tagen soll nicht ein Einziger mehr übrig sein."

„Was willst Du dafür haben?"

„O, mancherlei."

„Zum Beispiel?"

„Zuvörderst hunderttausend Livres."

„Das ist theuer.“

„Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Gut, ich werde Dir das Geld von dem Directorium auswirken. Was willst Du sonst noch?“

„Solérol's Leben.“

Diese Worte ließen Curtius ein volles Licht aufgehen.

„Jetzt verstehe ich Alles,“ sagte er, „Du hast Dich Solérol's entledigen wollen und ihn verrathen.“

„Ihn ja, aber nicht die Republik.“

„Du haßtest Solérol?“

„Tödtlich.“

„Weshalb?“

„Er hat mich in meiner Frau und in meiner Tochter entehren gewollt.“

Curtius nickte. „Du kannst Recht haben,“ sagte er, „aber ich kann Dir Solérol's Leben nicht geben.“

„Ich habe noch nicht Alles gesagt.“

„So sprich.“

„Er ist in der Gewalt der Insurgenten.“

„Das weiß ich.“

„Sie werden ihn umbringen.“

„Das ist vielleicht schon geschehen.“

„Nein, noch nicht.“

„Du glaubst?“

„Ich weiß es; sie bereiten dazu eine hübsche Ceremonie vor.“

„Welche Ceremonie?“

„Sie errichten eine Guillotine.“

Curtius erbebte.

„Und ist die fertig, so wird er hingerichtet.“

„Teufel auch, das ist eine verfluchte Idee!“ sagte Curtius.

„Sie nennen es das Gericht der Wiedervergeltung.“

„Wenn sich die Sache so verhält, weshalb verlangst Du denn aber Solérol's Leben von mir? Da mußt Du Dich an die Royalisten wenden.“

„Das will ich Ihnen sagen. Die Royalisten sind

im Walde von Bréchat, der so dicht ist, daß er nicht genommen werden kann, wohl aber kann man ihn niederbrennen."

„Zum Teufel, das ist eine Idee!"

„Sie lassen den Wald umzingeln."

„Gut."

„Ziehen von allen Seiten ein Cordon von Truppen."

„Und dann?"

„Von Zeit zu Zeit schicken Sie einige Leute hinein und lassen Kugeln mit den Insurgenten wechseln, bis zu dem Tage, an dem sie Solérol hingerichtet haben werden."

„Und dann?"

„Dann gebe ich Ihnen ein Zeichen und wir rösten alle die schönen Herren wie die Kartoffeln."

Curtius schien noch immer unschlüssig.

„Sie brauchen sich das Schicksal Ihres Freundes Solérol nicht so zu Herzen zu nehmen," spottete Brulé, „es ist ein Unglück, wofür Sie nichts können."

„Das ist es nicht," sagte Curtius.

„Was denn?"

„Ich wage nicht auf eigene Verantwortung eine dem Staate gehörige Waldung niederzubrennen."

„So schreiben Sie an Barras, theilen Sie ihm mit, daß Sie das Commando des Departements übernommen, da Solérol gefangen ist, und schlagen Sie ihm das Anzünden des Waldes als letztes und einziges Mittel zur Bewältigung der Rebellion vor."

„Und wenn er nicht darauf eingeht?"

„Dann werden wir ja sehen."

„Inzwischen werde ich diese Mühle verbrennen," sagte Curtius, „mit ihr hat der Staat nichts zu schaffen, sie ist Privateigenthum."

Zwei Stunden später war die Mühle ein Schutthaufen und der Bürger Curtius verfaßte jenen pomphaften Brief, den der Bürger Barras in Paris, wie wir bereits mitgetheilt haben, zwei Tage später empfing.

## Neununddreißigstes Capitel.

Das Feldlager der Royalisten gewährt eeinen eigenthümlichen Anblick.

Man denke sich ein enges, wildes, von schroffen Felsen rings umschlossenes Thal inmitten eines dichten Waldes, eines Urwaldes könnte man beinahe sagen, wie man sie zu jener Zeit noch im Innern Frankreichs fand.

Die zum größten Theile hohlen Felsen dienten während der Nacht als Lagerstätten und auf jedem derselben war Tag und Nacht eine Schildwache aufgestellt.

Die Zahl dieser heroischen Thoren, die von einer allgemeinen Schilderhebung, einem Umsturz der Republik und einer Restauration der alten Könige geträumt hatten, belief sich auf höchstens 150.

An ihrer Spitze stand eine Frau Diana de Vernières und diese moderne Jeanne d'Arc wußte die Begeisterung der sie umgebenden Männer bis zur höchsten Exaltation zu entflammen.

Zwanzig Mal hatten die republikanischen Truppen in zwei Monaten versucht in den Wald einzudringen, zwanzig Mal waren sie nach blutigem Kampfe zurückgeworfen worden.

Diana hatte zwei Adjutanten, Cadenet und ihren Bruder Henri. Mademoiselle Lange und Madame Solérol fertigten, unterstützt von Lucretia und der hübschen Myette, Charpie und sorgten für die Verwundeten.

Machefer übernahm vorzugsweise die abenteuerlichen Unternehmungen, wie die Entführung des General Solérol gewesen war.

Jacomet, der Kohlenbrenner, den wir lange aus dem

Gesicht verloren haben, war längst wieder von seiner Wunde genesen und durchstreifte in dunklen Nächten die Gegend nach allen Richtungen, um Botschaft nach den Edelsitzen zu tragen, die der kleinen Armee jeder wenigstens einen Soldaten geliefert hatten.

Alle übrigen, gleichviel ob Bauern oder Edelleute gehorchten und hatten ihr Leben zum Opfer gebracht.

Die Verschworenen hatten auf eine Erhebung in Autunois, dem oberen Nivernais und dem Morvan und dadurch auf eine Verbindung zwischen den Royalisten an den Ufern der Yonne und denen in dem östlichen Frankreich gehofft. Sie hatten geglaubt, die die untere Loire beherrschende Jouannerie im Westen werde bis nach Orleans und selbst nach Nevers dringen.

Eitle Hoffnungen; thörichte Illusionen!

Es war unmöglich zu siegen, es blieb nur übrig zu sterben, aber man wollte nicht ehrlos und nicht ungerächt sterben.

Derjenige aber, der die Royalisten entehrt hatte war Solérol, der sie der Brandstiftung bezüchtigt hatte.

Solérol befand sich in ihren Händen.

Eines Abends, nach Sonnenuntergang herrschte in dem engen Felsenthale eine geheimnißvolle Geschäftigkeit. Man schlug ein Schaffot auf.

Der Mann, dem das Schaffot zum Fußschemel gedient hatte, mußte auch auf dem Schaffot sterben.

Man hatte ihn wie ein wildes Thier in eine Art von Käfig gesperrt und ließ ihn so den Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung zusehen. Während die Arbeit vorrückte, hielten die Anführer Rath.

Jacomet war soeben von einer langen Wanderung durch Morvan und Nivernais zurückgekommen und hatte das Land überall ruhig gefunden und die von der Schreckenszeit verschonten Edelleute wenig geneigt, die endlich erlangte Ruhe wieder aufs Spiel zu setzen.

„Die Feiglinge! Die Feiglinge!“ rief Fräulein Diana.

„Madame,“ sagte Cadenet, „noch können wir einzeln fliehen.“

„Fliehen!“ rief sie unwillig.

Cadenet lächelte traurig.

„Nicht Sie, Ihr Bruder, Machefer oder ich,“ sagte er, „aber diejenigen, die uns umgeben und deren Namen unsere Feinde nicht kennen.“

„Aber ich kenne sie,“ antwortete Diana, „Alle, die bei uns sind, werden auch bei uns bleiben wollen!“

„Madame,“ sagte jetzt Machefer, „morgen ist der Tag des Gerichts.“

„Ja, erwiderte Diana, „morgen um diese Zeit wird der Mann, der uns entehrt hat, sein Verbrechen mit dem Tode gebüßt haben.“

In dem Augenblicke, wo Diana auf diese Weise Solérols Todesurtheil sprach, stürzte Brulé mit allen Zeichen des Schreckens und der Angst durch das Gebüsch. Die Kleider hingen ihm in Fetzen herab, die Hände waren von Dornen zerrissen und zeigten noch die Spuren der Fesseln, die sie vor Kurzem getragen.

„Retten Sie sich!“ schrie er, „Sie sind verloren.“

„Das wissen wir,“ antwortete Machefer lachend.

„Retten Sie sich! Retten Sie sich!“ wiederholte Brulé, „Curtius hat sich in Freiheit zu setzen gewußt und führt die Truppen, welche soeben anrücken, um den Wald zu umzingeln.“

Man suchte Brulé zu beruhigen und Näheres von ihm zu erfahren.

Er erzähte die in Saulages stattgehabten Ereignisse, natürlich auf seine Weise.

Machefer und Cadenet schenkten seinen Mittheilungen Glauben; Graf Henri dagegen sagte:

„Ich habe kein Vertranen zu dem Mann.“

Brulé schielte ihn mit einem zweideutigen Blicke an und antwortete:

„Wenn Sie wüßten, Herr Henri, daß sie mir meinen Sohn getödtet haben, würden Sie vielleicht nicht an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln.“

Und nun erzählte er eine andere fabelhafte Geschichte,

der zufolge der Bock am Fuße eines Baumes erschossen worden war.

Da der Bock sich nicht wieder hatte sehen lassen, so klang auch diese Erzählung glaubhaft und Machefer fragte:

„Ist der Wald schon umzingelt?“

„Nein, aber die Truppen rücken an.“

„Nun wohlan! Ich gehe nach Paris!“ rief Machefer.

„Nach Paris?“ fragte man staunend von allen Seiten.

„Ja, ich will bei Barras unsere Ehre vertreten.“

Er reiste auf der Stelle ab, und wir haben seiner Unterredung mit Barras beigewohnt.

— — — — — — — — — — — —

Fünf Tage waren vergangen.

Am Abend des fünften Tages kehrt Machefer, auf dessen Bitten man bis zu seiner Zurückkunft Solérols Hinrichtung aufgeschoben hatte, von Paris zurück.

„Curtius ist abgesetzt und der Capitain Bernier mit dem Commando betraut,“ war der Bescheid, den er mitbrachte.

Brulé hörte ihn und murmelte:

„Dann kann Curtius anzünden lassen.“

## Vierzigstes Capitel.

Der Bürger Curtius war in seinem Zelte wie Achilles, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht mit seinen Gefährten grollte.

Die Soldaten, deren Commando Curtius sich angemaßt hatte, campirten zwischen Clamency und den Wäldern.

Seit fünf Tagen schien der improvisirte, berühmte General in einer äußerlich wie Unthätigkeit aussehenden strengen Geschäftigkeit einen grandiosen Schlachtplan zu entwerfen.

In der That erwartete er die Rückkehr der nach Paris gesandten Estafette.

Die Stammgäste des Café Foy in Paris, welche gewohnt waren, den Bürger Curtius, Büreauchef im Kriegsministerium, in einem blauen Rock und einer weißen Weste à la Robespierre zu sehen, würden ihn in seinem neuen Costüm kaum wiedererkannt haben.

Er trug einen über und über mit Stickereien besetzten Rock und darauf zwei mächtige Epaulettes, ein großer Säbel schleppte bis auf die Erde und verursachte ein wahrhaft höllisches Gerassel; ein dreieckiger Hut mit wallenden Federn gab ihm ein Ansehen, man wußte nicht recht ob fürchterlich oder lächerlich und was die großen Sporen an den mächtigen Reitstiefeln anbetraf, so waren sie unglaublich unschuldiger Natur und hatten noch nie einem Pferde ein Leid angethan, da der Bürger Curtius bei seiner geringen Neigung für Reitübungen seine Truppenbesichtigungen zu Fuß abhielt.

Und solcher Truppenbesichtigungen gab es sehr viel, denn der Bürger Curtius liebte sie leidenschaftlich. Er

nahm dabei eine majestätische Haltung an und richtete an jede Compagnie eine Ansprache, der sich Cicero selbst nicht zu schämen gehabt hätte.

Der Abend des fünften Tages brach herein und Curtius begann ungeduldig zu werden. Der nach Paris gesandte Lieutenant war immer noch nicht zurück und das Herz des edlen Patrioten klopfte in düstern Vorahnungen. Hatte er Lob oder Tadel für seine eigenmächtige Uebernahme des Commandos zu erwarten? War er im Begriff Kriegsminister oder für immer bei Seite geschoben zu werden? Diese beiden Fragen beschäftigten Curtius dergestalt, daß er dem Abendessen, das er sich auftragen lassen, nicht mit dem gewohnten Appetit zusprechen konnte. Hatte er jedoch keinen Appetit, so hatte er dafür wie immer Durst, viel Durst, und trank denselben zu löschen sehr viel Wein.

Die Leinwald des Zeltes bewegte sich und ein junger Offizier, den Curtius zu seinem Adjutanten ernannt hatte — als General en chef bedurfte er natürlich eines Adjutanten — trat ein. Curtius fuhr erschrocken zusammen.

„Der Lieutenant ist angekommen?" fragte er lebhaft.

„Noch nicht, General."

Curtius stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Aber es ist ein Bauer da, der unverzüglich zu Ihnen geführt sein will."

„Hat er seinen Namen genannt?"

„Er nennt sich Brulé."

„Lassen Sie ihn eintreten."

Der Adjutant verließ das Zelt und kehrte sogleich mit dem Vater Brulé zurück, der Curtius ein Zeichen gab, was so viel sagen wollte wie:

„Ich muß Dich allein sprechen."

Curtius verabschiedete den Adjutanten durch einen Wink und sobald dieser sich entfernt hatte, setzte Curtius sich ganz familiair auf das im Zelte befindliche Feldbett.

„Nun, wie stehts, General, weißt Du nichts Neues?" fragte er.

„Nein.“

„Du hast keine Nachrichten von Paris?“

„Keine.“

„Dann befinde ich mich im Vortheil.“

„Du?“

„Ich.“

Curtius sah Brulé angstvoll an.

„Was weißt Du denn?“ fragte er.

„Ich weiß, daß Du abgesetzt bist.“

Curtius fuhr von seinem Sitz auf und schlug mit der Hand heftig auf den Tisch.

„Du bist abgesetzt und das Commando ist dem Capitain Bernier übertragen,“ fuhr Brulé fort.

Die wenigen Haare, welche Curtius noch besaß, sträubten sich.

„Der Capitain Bernier wird diese Anordnung jedoch erst morgen erfahren,“ fügte Brulé hinzu.

„Wie so weißt Du es denn aber?“ fragte Curtius kläglich.

„Ich weiß es von Machefer, der von Paris gekommen ist.“

Brulé erzählte, was er erfahren; dem würdigen Curtius brach dabei der Angstschweiß in dicken Tropfen aus.

„Wärest Du kein Sclave der Gesetzmäßigkeit, so wäre Dir das wahrscheinlich nicht passirt,“ sagte Brulé.

„Wie meinst Du das?“

„Brauchtest Du die Erlaubniß von Barras, um den Wald anzuzünden?“

„Du hast Recht, das war thöricht von mir.“

„Und wenn Du meinem Rath folgen wolltest —“

„Nun?“

„Könntest Du General bleiben.“

„Wie so?“

„Indem Du heute Nacht noch den Wald anzündest. Die Royalisten laß braten und Du bist der Retter des Vaterlandes.“

„Du hast Recht!“ schrie Curtius, „ich werde den Befehl ertheilen, noch heute Nacht soll Alles brennen.“

„Nicht eher, als bis ich dazu das Zeichen gebe.“

„Und wann wird das sein?“

„Sobald Solérol abgethan ist.“

„Geschieht das heute Nacht?“

„Ich glaube.“

„Gut,“ sagte Curtius, „sobald es geschehen ist, zündest Du ein Feuer auf dem Felsen an; wir werden das Signal gebührend beantworten.“

„Du mußt aber den Wald gehörig umstellen lassen.“

„Sei ohne Sorge.“

„Ich werde meine Rache vollständig genießen,“ murmelte Brulé, auch Herr Henri wird mir jetzt nicht mehr entgehen.“

Curtius hatte vergessen, Brulé ein Glas Wein anzubieten, dieser fand es daher für gut, sich selbst zu bedienen. Er nahm eine Flasche vom Tisch, trank, schnalzte dann mit der Zunge und sagte:

„Es ist Schade, daß Du nicht mit mir kommen kannst.“

„Warum?“

„Du hättest sehen können, wie sich Solérol geberdet, wenn es mit ihm zu Ende geht.“

Mit diesem gräßlichen Scherz gab er Curtius die Hand und verließ das Zelt.

Eine Stunde später schlüpfte Brulé durch Haide und Gesträuch bis zu dem kleinen, das Feldlager der Royalisten bildenden Felsenthal.

Die Nacht war finster; aber über dem Gehölz lag ein röthlicher Schein. Aus dem Thale erhob sich ein dumpfes, fremdartiges Geräusch.

„Sie sind bei der Arbeit,“ sagte Brulé, „wenn ich nur nicht zu spät komme.“ Und er verdoppelte seine Schritte.

Je näher er kam, desto heller wurde der Schein, desto deutlicher das Stimmengeräusch.

Am Fuße der das Thal umschließenden Felsen an-

gelangt, kletterte Brulé von Fels zu Fels, bis er endlich einen Punkt erreichte, von dem aus er das Ganze zu übersehen vermochte.

Das Thal war von Fackeln erhellt, in seiner Mitte erhob sich ein düsteres Gerüst — das Schaffot.

Bewaffnete umgaben dasselbe, auf ihm stand ein finsterer schweigsamer Mann.

Es war der Henker, improvisirt aus einem jungen Edelmann, dem man Vater, Mutter und zwei Schwestern, Zwillinge, Engel von fünfzehn Jahren, mit denen das Revolutions-Tribunal kein Mitleid gehabt, guillotinirt hatte.

Der Verurtheilte war noch nicht anwesend.

Brulé stieg auf einen Baum, um besser zu sehen.

Plötzlich zuckte er wie elektrisirt zusammen. Er sah beim Scheine der Fackeln die Menge sich theilen, um dem Verurtheilten den Weg frei zu machen, er hörte das Schreien und Toben Solérols, der sich den Händen zweier kräftiger Männer, die ihn herbeischleppten, zu entwinden strebte.

Eine wilde Freude blitzte in Brulés Augen auf, als er den sich mit aller Macht sträubenden Solérol zum Schaffot schleppen, ihn vom Henker auf den Block schnallen und seine Hände fesseln sah.

Das Heulen des Verurtheilten klang seinem Ohre wie Musik, er genoß seine Rache mit wollüstiger Gier.

Plötzlich spiegelte das Licht der Fackeln sich in einer glänzenden Fläche, es war wie ein Blitz.

Solérols Heulen war verstummt, Brulé vernahm nur noch das Murmeln der versammelten Menge.

Für den General Solérol war Alles vorüber — Alles bis auf das Gericht Gottes.

Brulé verließ nun seinen Beobachtungsposten und eilte nach der wildesten Felsgegend des ganzen Waldes. Hier erstieg er einen Berg, von wo aus man die ganze Gegend überblicken konnte, raffte trockenes Laub und Reis zusammen, machte daraus eine Art von Garbe, zog ein

Feuerzeug aus der Tasche, zündete sie an und steckte sie in einen Haufen dort aufgeschichtet liegender Reisbunde.

Der Nachtwind erhob sich, fachte die Flamme an und bald brannte ein helles Feuer auf dem Felsen.

Das Zeichen wurde von Curtius bemerkt und verstanden, denn kurze Zeit darauf vermehrten sich die in der Ferne brennenden Nachtfeuer und veränderten ihre Plätze.

Brulé konnte nicht zweifeln, daß Soldaten mit Fackeln auf- und abliefen und den Wald anzündeten.

„Ich glaube, meine guten Freunde, die Royalisten, werden meiner jetzt nicht mehr bedürfen," sagte Brulé, „und da ich nicht Lust habe, mich mit ihnen braten zu lassen, so werde ich mich davon machen."

Er eilte mit diesen Worten den vom Hügel in's Thal führenden Fußpfad hinab, blieb aber plötzlich stehen und spitzte erschrocken die Ohren. Er glaubte Schritte hinter sich vernommen zu haben; das Geräusch verstummte jedoch, sobald er still stand.

„Es war der Wind im dürren Laube," sagte er und ging weiter.

Aber das Geräusch ließ sich von Neuem hören.

„Wer ist da?" fragte er mit vor Furcht erstickter Stimme und griff nach seinem Gewehr.

Niemand antwortete, aber zwei kräftige Arme ergriffen ihn von hinten.

Brulé stieß einen Schrei aus und wollte schießen, ehe er jedoch dazu kam, ward ihm das Gewehr entrissen.

„Endlich, Schurke!" sagte eine Stimme. „Ich kenne Dich schon lange, aber man hat mir nicht geglaubt, als ich warnte, man solle sich vor Dir in Acht nehmen."

„Jacomet" murmelte Brulé von Schrecken ergriffen.

Der Köhler hatte ihn blitzschnell zu Boden geworfen und ihm das Knie auf die Brust gesetzt.

„Mörder, Schurke!" wiederholte er, „Du wolltest uns hier braten lassen — warte, das Rösten soll bei Dir anfangen."

„Jacomet zog bei diesen Worten ein Packet Stricke

aus seiner Jagdtasche und band damit dem sich vergebens sträubenden Brulé Hände und Füße, dann steckte er ihm sein Taschentuch in den Mund.

„Mordbrenner, Du sollst gestraft werden, womit Du gesündigt hast," sagte er. „Brennen und Sengen war Dein Handwerk, so stirb auch durch das Feuer."

Er lud ihn auf seine Schultern, trug ihn in ein dichtes Gebüsch, schlug Feuer an und entzündete das Gehölz.

Er wartete, bis Brulé, der durch seinen Knebel hindurch ein halbersticktes Wuthgeheul hören ließ, ganz von einer Feuersäule eingehüllt war; dann wandte er sich im schnellen Laufe dem Lager der Royalisten zu, indem er halblaut sagte:

„Jetzt zu ihnen, damit ich sie rette!"

— — — — — — — — — — — —

Das Schaffot, auf welchem der General Solérol die gerechte Strafe für seine Verbrechen empfangen hatte, war wie eine Theater-Decoration verschwunden und an seiner Stelle erhob sich ein Altar, an dem ein Geistlicher in seinen priesterlichen Gewändern die Messe celebrirte.

Vor diesem Altar knieten ein junger Mann und eine ganz schwarz gekleidete Frau, rings umher in einem Kreise standen die Royalisten und wohnten mit entblößten Häuptern andachtsvoll dem Gottesdienste bei.

Nachdem die Messe beendet, stieg der Priester vom Altar herab, stellte sich dicht vor die Knieenden und fragte mit langsamer, feierlicher Stimme:

„Helene von Vernières, Wittwe Solérol, sind Sie entschlossen, Henri, Grafen von Vernières, zu Ihrem rechtmäßigen Gemahl zu nehmen?"

„Ja," antwortete die junge Frau mit bewegter Stimme.

„Und Sie, Graf Henri?" fragte der Priester.

Henri's „Ja" klang laut und freudig.

„So erkläre ich Ihren Bund für einen rechtmäßig geschlossenen, christlichen Ehebund," schloß der Geistliche.

Ein freudiges Murmeln durchlief die Versammlung.

Der Priester legte sein Meßgewand ab, die Kerzen erloschen und nun erhob sich Machefer und sagte ernst und feierlich:

„Meine Freunde, morgen um diese Zeit sind vielleicht die Hälfte von uns nicht mehr am Leben. Diese Nacht ist wahrscheinlich die letzte, welche wir vereint zubringen. Ein längerer Widerstand ist unmöglich. Diejenigen, welche noch Glauben an die Zukunft haben, mögen fliehen, es ist noch Zeit dazu, —"

„In einer Stunde wird keine Zeit mehr dazu sein!" rief eine Stimme, die Machefer's übertönte, und ein Mann kam schweißbedeckt aus dem Gebüsch hervorgestürzt.

Es war Jacomet, der sich durch Gebüsch und Dorngestrüpp einen Weg gebahnt hatte und jetzt bis zu Machefer dringend wiederholte:

„In einer Stunde ist es zu spät — der Wald steht in Flammen!"

Jacomet sprach nur zu wahr, denn man sah einen hellen Feuerschein sich zu gleicher Zeit nach allen vier Himmelsgegenden am Horizont verbreiten.

Der Wald brannte von allen Seiten.

„Wir sind ohne Zweifel umzingelt," sagte Machefer.

„Ich weiß es nicht," antwortete Jacomet, „wenn Sie mir aber folgen wollen, so rette ich Sie Alle!"

Immer höher erhoben sich die Flammen. Der Himmel schien im Feuer zu stehen, es war, als sei man am Nordpol und sehe ein gigantisches Nordlicht seine Feuergarben ausbreiten.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später kam der Capitain Bernier an der Spitze der Truppen, zu deren Commandanten er ernannt war, um die noch immer rauchende Brandstätte zu besetzen und in Augenschein zu nehmen.

In der Asche fand man nur einen Leichnam, in dem man, trotzdem er geschwärzt und verkohlt war, doch noch den Vater Brulé erkannte.

Ende.

Buchdruckerei W. Koebke, Berlin, Zimmerstraße 96.